Der Marone

oder:

Pflanzerleben auf Jamaica.

Von

Capitain Mayne Reid.

Vom Verfasser einzig rechtmässige autorisirte Uebersetzung
für Deutschland
von
Anna Sievers.

Dritter Band.

Altona.
Verlags-Bureau.
1864.

Erstes Kapitel.

Cynthia im Wege.

Das Herz des jungen Maronen, obwohl von Natur kühn und unerschrocken, fühlte sich doch etwas von Furcht beengt. Er hatte den Myalmann von Willkommenberg nur dem Ansehen nach gekannt, mußte ihn aber gleich wiedererkennen, denn einmal gesehen, konnte man Chakra schwerlich wieder vergessen.

Cubina hatte, wie jeder Andere, meilenweit in der Runde von der gegen den Koromantis eingeleiteten Untersuchung wie von seiner Verurtheilung zur Ausstellung auf dem Jumbéfelsen gehört. Die besondere Art der Hinrichtung, der grausame Richterspruch selbst, die Berühmtheit des Ortes, wo der Verurtheilte die letzten qualvollen Stunden seines elenden Daseins verbringen sollte, alles dies zusammen, machte seinen Tod viel bekannter als sein Leben, und nur äußerst Wenige auf der westlichen Seite der Insel hatten nicht von dem Myalmann zu Willkommenberg gehört und von der sonderbaren Strafart, die ihm von der Gerechtigkeit für seine Verbrechen auferlegt worden war.

Wie alle Andern, so hielt auch Cubina ihn für todt. Kein Wunder daher, daß das Herz des Maronen einen

Augenblick erbangte, als er Chakra in einem Nachen über die ruhige stille Oberfläche des Sees rudern sah!

Unter allen Umständen war die Erscheinung des Koramantis gerade nicht geeignet, besonderes Zutrauen bei dem ihn Erblickenden zu erwecken, doch jetzt, so gänzlich unerwartet und wie durch Zauberei geschaffen, erregte sie bei dem Maronen doch noch ein etwas stärkeres Gefühl, als der bloßen Verwunderung, und einige Augenblicke stand er wirklich ein wenig zitternd am Abhange.

Dann erinnerte er sich aber bald der von seinem Lieutenant gemachten Angaben, die Quaco eidlich erhärten wollte.

Quaco, der, wie die meisten seiner Farbe, auf's festeste an den Teufel, den Jumbé und alle möglichen Arten von bösen Geistern glaubte, hatte die Erscheinung, die er gesehen, für Chakras Geist gehalten und hatte bei dem ihm von diesem Anblicke urplötzlich eingejagten Schrecken, anstatt einen Versuch zu machen, die Erscheinung zu verfolgen und zu untersuchen, ob sie Fleisch und Blut oder bloß leere Luft sei, seine letzte Kraft angewandt, um so schnell als möglich davon zu kommen, indem er den Geist des Myalmannes in dieser Weise als unumschränkten Beherrscher der ganzen Umgegend zurückließ.

Cubina, der nicht so abergläubisch war, vermochte nur einen kurzen Augenblick von dem Gedanken an einen Geist erfüllt zu werden. Das bereits Quaco Begegnete, zusammen mit der Gegenwart des Koppelhalters und seiner Genossin, unbedingt für einen bestimmten Zweck, führte ihn zu dem Schlusse, daß das,

was er jetzt im Nachen sah, nicht der Geist des Chakra, sondern der wirkliche Chakra sei.

Wie der Koromantis dazu kam, noch zu leben und sich zu bewegen, mußte dem Maronen allerdings unbegreiflich sein; allein Cubina besaß viel Scharfsinn, und die Gegenwart des Juden, offenbar schon längst mit dem wiedererweckten Zauberer in Verbindung stehend, trug zur Erklärung des Geheimnisses der Auferstehung bei.

Vorläufig damit zufrieden, daß er Chakra wirklich gesehen hatte, stellte er sich jetzt so hin, daß es ihm möglich wurde, alle Bewegungen, sowohl die des Mannes im Nachen, wie auch die der beiden Andern, die ihn über den kleinen See herübergerufen hatten, vollständig zu beobachten.

Jetzt hatte er den Nachen aus dem Gesichte verloren, er war unter die Gebüsche unten am Rande des Felsen geglitten, wo er von oben nicht zu sehen war.

Stimmen drangen nun von unten herauf, die von Cubina wohl vernommen, aber doch nicht deutlich gehört und verstanden werden konnten.

Drei verschiedene Stimmen vermochte er indeß deutlich zu unterscheiden, die Chakras, die des Juden und von Zeit zu Zeit auch den scharfen Diskant der Sclavin Cynthia.

Er neigte das Ohr und horchte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, in der Hoffnung zu hören, was sie sprächen. Nur zuweilen vermochte er wirklich ein Wort zu verstehen, allein trotz aller Anstrengung konnte er doch von der eigentlichen Unterredung nichts Wesentliches erfassen.

Diese dauerte auch nur kurze Zeit, denn das Sprechen hörte auf und es erfolgte nun eine kurze Stille, wonach der kleine Nachen wieder auf dem Wasserspiegel des Sees erschien.

Jetzt waren aber nur zwei Personen im Nachen, Chakra und der Jude. Cynthia war am Felsenrande geblieben.

Cubina bemerkte dies zu seinem Bedauern, denn dieser Umstand mußte den Plan vereiteln, den er plötzlich gefaßt hatte, nämlich dem Myalmann in sein Lager selbst zu folgen. Dies war seine Absicht, um sich mit dem Zufluchtsorte und Verstecke des merkwürdigen Flüchtlings sofort vollständig bekannt zu machen.

Daß sein Zufluchtsort im Teufelsloche war, das war freilich keineswegs mehr zweifelhaft und so vermochte der Marone ihn auf alle Fälle gewiß aufzuspüren. Unter anderen Umständen würde diese Gewißheit ihm einstweilen hinreichend genügt haben, allein jetzt, wo er den Juden über den See gesetzt sah, glaubte er schließen zu müssen, daß dieser und Chakra wahrscheinlich im Begriffe ständen, irgend einen schrecklichen und abscheulichen Anschlag zu berathen, den er vielleicht, wenn er ihnen sofort nachfolgte, zu belauschen und alsdann gar zu vereiteln im Stande sein möchte.

Der Marone kannte die Schwierigkeit, in das Teufelsloch hinab zu steigen, recht gut. Cubina wußte auch, daß dazu nur ein einziger Weg zwischen den Büschen und Schlinggewächsen vorhanden war, gerade auf der Stelle an der Felsenwand, wo er sich jetzt befand. Er war früher schon einmal auf der Jagd hier hinuntergestiegen, war über den See geschwommen und

hatte das Walddickicht in der Höhlung durchforscht. Zu jener Zeit war Chakra noch nicht hingerichtet gewesen, und der Jäger hatte auf dem ganzen einsamen Wege nicht die geringste Spur menschlichen Daseins aufgefunden.

Deshalb wußte er auch, daß er dem Nachen hätte schwimmend nachfolgen können, allein jetzt, wo Cynthia den Weg versperrte, war es eine reine Unmöglichkeit für ihn, das Wasser unbemerkt zu erreichen. So konnte er nur auf dem Felsen bleiben und ihre Rückkehr abwarten.

Noch dachte er darüber nach, was er eigentlich thun solle, als er von unten her ein raschelndes Geräusch vernahm. Dies wurde von Jemandem gemacht, der sich zwischen den an der Felsenwand wachsenden Gebüschen bewegte.

Er ergriff einen nahen Ast, hielt sich an ihm und beugte sich über den Abhang. Jetzt erblickte er zwischen dem Laubwerk deutlich den mit einem Tuche umwundenen Kopf Cythias, die von Baum zu Baum auf der früher bereits erwähnten Treppe die Felsenwand hinaufkletterte.

Ohne Zögern wandte er sich in das Gebüsch zur Seite des Fußpfades zurück, duckte sich nieder, um sich zu verbergen, und erwartete so, was die Sclavin beabsichtige. Vielleicht hatte sie bereits ihre Aufgabe für diese Nacht erfüllt und wollte jetzt nach Hause zurückkehren.

Diese Vermuthung stellte sich als ganz richtig heraus und war auch ganz nach dem Wunsche Cubinas. Die Mulattin, nachdem sie den Kamm der Felsenwand

erreicht hatte, stand nun einen kurzen Augenblick still, um einen Korb, den sie mit heraufgebracht hatte und aus dessen halb geöffnetem Deckel der Hals einer Flasche hervorsah, anders auf ihren Arm zu hängen. Dann, nachdem dies geschehen war, schlug sie den in tiefem Schatten liegenden Waldpfad ein und verschwand bald gänzlich.

Sofort, nachdem sie vorübergegangen war, glitt der vollkommen unbemerkt gebliebene Marone still den Rand der Felsenwand hinab und ließ sich leise an der erwähnten Treppe hinunter. Das war in der That für ihn nicht schwierig und nach wenigen Augenblicken hatte er den Rand des kleinen Sees erreicht.

Hier hielt er inne, um sich davon zu überzeugen, ob der Nachen schon am andern Ufer angelangt und ob seine Inhaber dort bereits ausgestiegen seien.

Nachdem er hiermit einen Augenblick verbracht, scharf um sich gesehen und genau gehorcht hatte, um sich zu überzeugen, ob das Ufer drüben bereits von Menschen leer sei, ließ er sich mit Behendigkeit ins Wasser hinab und schwamm dem andern Ufer zu.

Nur ungefähr zwei Drittel der Oberfläche des Sees waren vom Monde erhellt, auf den übrigen Theil desselben warf der Felsen einen dunklen Schatten. Innerhalb dieses Schattens hielt Cubina sich vorsichtig, schwamm ohne alles Geräusch und langte glücklich am jenseitigen Ufer an, ohne bemerkt zu werden.

Unter den hohen Bäumen, die den oberen Theil des Gewässers beschatteten, war es eben so dunkel, als wenn gar kein Mondlicht vorhanden sei. Nur auf die Mitte des Sees selbst und hier und da durch eine

Oeffnung des dichten Urwaldes vermochten die Mondstrahlen zu dringen. Sonst herrschte überall Dunkelheit.

Cubina vermuthete, daß von dem Ankerplatze des Nachens ein Fußpfad irgend wohin führen müsse und suchte deshalb diesen zuvörderst aufzufinden. Bald auch fand er den leeren Nachen unter einem großen Baume festgebunden liegen.

Die von dem offenen Wasser her hier eindringende Helle des Mondlichtes zeigte ihm deutlich genug den in's Unterholz führenden Pfad, und ohne irgend Zeit zu verlieren, verfolgte er diesen sofort.

Vorsichtig und leise wie eine Katze schlich er hin; zuweilen stand er still, um aufmerksam zu horchen, allein er vermochte nur das Rauschen des Wasserfalles zu vernehmen, dem er sich nun näherte.

Auf dem Raume vor dem Wasserfalle standen die Bäume etwas dünner; diese Lichtung erreichte der Marone bald.

Als er am Rande derselben angekommen war, hielt er an, um vorsichtig um sich zu spähen.

Nur einen kurzen Augenblick brauchte er hier zu verweilen. Licht blitzte ihm durch eine Art Gitter entgegen. Es war die Bambusthüre der Obiahütte. Auch Stimmen drangen durch die Stäbe hindurch.

Da drinnen befanden sich die beiden Männer, die er wo möglich zu behorchen beabsichtigte.

Im nächsten Augenblicke schon hatte sich Cubina unter den großen Baumwollenbaum dicht bei der Eingangthüre der Hütte geschlichen.

Zweites Kapitel.

Seltsame Entdeckungen.

Die beiden Ränke schmiedenden sonderbaren Männer schwatzten laut genug. Hier auf diesem Platze glaubten sie sicher es nicht nöthig zu haben, ihre Stimmen zu mäßigen; der Horcher hätte daher ganz gut jedes Wort hören müssen, hätte der Wasserfall nicht so überlaut gerauscht. Dies hinderte ihn zuweilen, vollständig zu verstehen, was gesprochen wurde, so daß er nur aus einzelnen Worten und Redensarten den ganzen ununterbrochenen Faden des Gesprächs zu entnehmen vermochte. Dennoch hörte er in der That hinreichend genug, um ihn in die größte Verwunderung zu versetzen, der es bisher nie geahnt oder nur für möglich gehalten hatte, daß es auf der Insel Jamaica, ja überhaupt auf der Erde zwei solche abgefeimte Schurken geben könne wie Chakra, der Koromantis, und Jessuron, der Jude!

Cubina konnte die Beiden eben so wohl sehen als hören, da die Spalten zwischen den Bambusstäben ihm die Aussicht auf sie gewährten.

Der Jude, wohl etwas ermüdet von dem langen und angreifenden Gange über die Berge, hatte sich in halb sitzender Lage auf die roh gearbeitete Bettstelle gelehnt, während der Koromantis vor ihm stand und sich an den großen Baumausläufer lehnte, der in seiner Verlängerung die eine Seite seiner Wohnung bildete.

Die Unterhaltung hatte bereits begonnen, bevor Cubina gekommen war. Lange konnte sie indeß noch

nicht gedauert haben, da die Schweinschmalzlampe erst kurz zuvor angezündet zu sein schien. Die Berathung ihrer schändlichen Absichten konnte daher auch nicht weit gediehen sein.

So wenigstens dachte der Horcher, doch es zeigte sich bald, daß es nur die Fortsetzung einer bereits früher getroffenen Verabredung war und nicht mehr der erste Entwurf, dessen Mitwisser er jetzt wurde. Diese Verabredungen enthüllten allerdings die fürchterlichsten, schwärzesten Absichten, selbst einen bis in's Kleinste vorbereiteten Mord!

Als Cubina den Juden zuerst sah, schien er gerade eben in heftigem Zorne gesprochen zu haben. Seine dunklen wieselgleichen Augen funkelten in den tiefen eingesunkenen Höhlen mit boshaftem, Unheil verkündendem Glanze, die Brille war abgenommen, so daß die Augen gesehen werden konnten, und den unzertrennlichen Regenschirm hielt er mit festem Griffe wie zu einer Drohung umfaßt!

Chakra dagegen schien niedergeschlagen und sich zu entschuldigen. Obwohl noch einmal so groß und mindestens zweimal so stark wie der alte Israelite, so sah er doch aus, als ob er ihn außerordentlich fürchte.

„Es thut mir wahrhaftig leid, Herr Jakob," sagte er in einem Tone, der klar verrieth, daß er sich zu vertheidigen suche; „wie konnte ich nur wissen, daß es solche Eile mit dem Custos habe? Sie haben mir auch niemals gesagt, daß der Todtengräber schneller als gewöhnlich wirken solle. Hätte ich das nur irgend gewußt, ich hätte den sakrament'schen Custos ja leicht aus der

Welt hinausspazieren lassen können, in einem Handumdrehen!"

„Ach!" rief der Jude mit einem unverkennbaren Verdrusse aus; „ör öntschlüpft uns sücher, jo, jo, üch woiß ös jötzt göwüß. Uhnd grade nun, wo üch nöthig hobe dön Sauber möhr alsch jö. Uech hobe göhört ötwasch von döm Mädchen Cünthü von oiner Vörschwörung gögen müch. Sü hot sü göhört komplottüren ün dös Kuschtos soin Sommerhausch."

„Was wollen sie gegen Sie, Herr Jakob? Wer sind die, die gegen Sie complottiren?"

„Dör Kuschtos üscht dör Oine, dör Andere üscht dör Hörumstroicher, dör Sohn dös Cubüna, dör Marone. Uehr könnt doch dön jongen Cubüna?"

„Den kenne ich ganz wohl."

„O, där stolsche Kuschtos woiß ös nücht, wönn ör auch högt oinigen Vördacht, dasch soine Frau, dü Quaschhöba, war dü Gölübte dös Maronen. Ha, ha, ha! Und dațu lübte sü dön Mulatten vül möhr alsch dön oitlen Harrn Vochan. Ha, ha, ha!"

„Ja, das ist wirklich wahr," bemerkte der Neger, scheinbar in Nachdenken versunken.

„Dör Kuschtos dönkt göwüß gar nücht," fuhr Jessuron, ohne Chakras Zwischenrede zu bemerken, fort, „dasch düser jonge Bursche, dör ühn nun gögen müch hötsen wüll, oigentlich üscht soin Stüfsohn. Ha, ha, ha!"

Das war eine höchst überraschende Neuigkeit für den Horcher draußen an der Thüre, in der That die erste Nachricht, die der junge Marone darüber erhielt, wer seine Mutter gewesen sei.

Einige unbestimmte Andeutungen waren ihm freilich in seiner frühesten Kindheit zugekommen, allein er hatte sie bisher für halbe Träume gehalten und hatte selbst nie so recht daran geglaubt. Seinen Vater hatte er ganz wohl gekannt, der wie er, Cubina der Marone, genannt ward, allein von seiner Mutter hatte er niemals gewußt, wer oder was sie gewesen sei.

War es nun möglich, daß die Quadrone Quasheba, von der er wohl zuweilen gehört, war es möglich, daß diese wirklich seine eigene Mutter sei? Und daß die „kleine Quasheba", die schöne, anmuthige und gebildete Tochter des Custos Vaughan, seine Halbschwester wäre?

Er konnte durchaus keinen Zweifel mehr hierüber hegen. Die nachfolgende Unterredung, obwohl eigentlich gar nicht für ihn bestimmt, setzte ihn in den Besitz weiterer Einzelheiten und bestimmterer Beweise. Außerdem waren solche Verwandtschaften auf der Insel Jamaica keineswegs so höchst ungewöhnlich, um ihn deshalb so sehr in Verwunderung zu setzen.

Dennoch war der Horcher von dem höchsten Erstaunen erfüllt, denn diese Entdeckung regte ihn mit den eigenthümlichsten und stärksten Gefühlen auf. Ganz neue Gedanken entstanden bei dieser überraschenden Enthüllung, neue, nie zuvor geahnte Aussichten eröffneten sich für seine Zukunft, und neue, noch nie gefühlte und ihm vollkommen unbekannte Empfindungen durchströmten sein in halber Fiebergluth schlagendes Herz.

Allein für den Augenblick überwältigte er alle diese Erregungen so viel wie irgend möglich mit dem Gedanken, ihnen später einmal ungestört nachhängen zu

dürfen, und widmete den nahe bei ihm ungestört Redenden seine ungetheilte Aufmerksamkeit.

Er hörte nun hinreichend, um ihn auf's festeste zu überzeugen, daß er eine Schwester, freilich nur eine Halbschwester, aber dennoch eine Schwester besitze.

Die nächste zwischen den beiden Ränkeschmiedern getroffene Verabredung mußte ihn allerdings eben so aufregen und in die höchste Verwunderung setzen, denn sie ging auf nichts Geringeres hinaus, als die neu erworbene Schwester so bald als möglich bruderlos zu machen!

„Uehr müscht wönden dön Sauber auch auf ühn," sagte der Jude; „ör üscht dör Hauptanstüfter gögen müch. Sölbst wann dör Kuschtos üscht aus döm Wöge, düser Strolch, düser Cubina würd göhen ßu oinem andern Magüstrat, uhm soine Absüchten ausßuführen gögen müch, und da wörden soin gönug ühm ßu hölfen. Döshalb müßt ühr ühn vörzaubern, so bald ühr ürgend könnt, Schakra! Da üscht ßu vörlüren koine Soit, nücht oine Münute, wohrhaftig!"

„Ich will gewiß thun, was ich kann, Herr Jakob; aber das muß ich Ihnen doch sagen, daß es gar nicht so leicht ist, den Zauber bei einem Maronen anzubringen. Mehr als zwanzig Jahre kostete es mir, den Obiahzauber auf seinen alten Vater hinzulenken, und bei diesem jungen Cubina habe ich es schon lange Zeit vergebens versucht, schon so lange, als sein Vater todt ist. Ich hasse den jungen Maronen, ganz, wie ich den alten gehaßt habe, und Sie wissen auch ganz wohl, warum ich sie Beide hasse."

„Uech woiß dasch Alles, üch woiß dasch längst."

„Nunwohl, ich will thun, was ich kann. Auf die Mulattin setze ich in diesem Falle gar keine Hoffnung. Gewiß würde sie schon bei dem Maronen gleich den Zauber anwenden, sobald sie Gelegenheit hätte, denn sie meint, sie giebt ihm den Liebestrank. Allein sie hat kaum Gelegenheit, da Cubina sie sich nicht nahe kommen läßt. Das macht aber Alles nichts, Chakra wird doch schon eines Tages Gelegenheit finden, und lange soll es gewiß nicht dauern, so lenkt er den Todtenzauber auf den Sohn der Quadrone."

„Hoffentlich noch nicht so bald!" dachte der erstaunte Horcher, als er dieses vertrauliche, ihn selbst so tief berührende Versprechen vernahm.

„Esch kommt auch wöniger an auf ühn, alsch auf dön Ahndern!" schrie der Jude, sich einem abermaligen Ausbruche seiner Verdrießlichkeit überlassend. „Hölf mür dör Deibel! Wohrhaftig, dör Kuschtos öntschlüpft mür zwüschen dön Füngern, und soin Gut müt. O waih, o waih!" rief er fast wehmüthig aus, als ihm die Täuschung seiner süßesten Hoffnungen recht lebendig vor die Augen trat, „ühr hobt angöführt müch, üch globe wörklich, ühr hobt angöführt müch!"

Bei dieser Aeußerung erhob sich der Jude auf die Füße, packte seinen Regenschirm noch fester und stand vor dem Neger in einer fast drohenden Haltung.

„Nein, Herr Jakob!" erwiderte der Myarmann, ohne die gehorsame Miene abzulegen, die er zuvor angenommen hatte. „Nein, nichts der Art, durchaus gar nichts. Sie wissen ja auch vollkommen, daß ich sicher eben so viel Ursache habe, wie Sie, den Todtengräber

wirksam zu machen; und ich sage Ihnen noch einmal, er wird gewiß wirken!“

„Jo, wönns üscht ßu spät, vül ßu spät! Dann göbe üch nüchts möhr drum! Wann dör Kuschtos kommt nach Spanüschstadt, wönn ör vörschafft süch oine bösondere Acte, o üch bün oin ruünirter Mahn! Dösch öst mür oinerloi, ob dör Todtenßauber dann müch sölbst trüfft! Wohrhaftig!“

Dies wurde halb leise, mehr für sich selbst als zu Chakra gesprochen, der es hörte, ohne eigentlich dessen volle Bedeutung zu begreifen, denn die Haupttriebfeder des Juden war ihm noch gänzlich unbekannt geblieben.

„Uech soge Euch,“ fing Jessuron wieder in drohendem Tone an, „üch globe wörklich, Uehr hobt müch göhabt ßum Narren, Schakra! Uehr hobt Euer oigenes Uenteresse vülleicht an düser kloinen Quashöba. Ober üch soge Euch jötzt, üch soge Euch, wönn dör Sauber schlägt föhl — jo wönn ör schlägt föhl uhnd dör Kuschtos örroicht dü Hauptstadt, wohün ör nun göht — üch soge Euch, Schakra, Uehr möcht Euch ün Acht nöhmen! Uehr vörlührt dasch Göld, dasch üch Euch vörsprochen habe, Uehr möcht auch Euer Leben daßu vörlüren, dönn üch hobe nur oin Wort ßu sogen, uhnd das Deibelsloch würd dorchsucht sogloich von dön Gesötzhuhunden. Wollt Uehr nun Alles thun, uhm öntförnt ßu halten dön Kuschtos von dör Hauptstadt?“

Als Jakob Jessuron diese Drohung mit fürchterlichem Ernste ausgesprochen hatte, bewegte er sich nach der Thür zu, offenbar in der Absicht, fortzugehen.

Wie der Marone diese Bewegung wahrnahm, trat er etwas in den dichteren Schatten des Baumwollbaumes zurück, um vollkommen verborgen zu sein.

Diese Veränderung der Stellung verhinderte ihn aber, das zu hören, was schließlich zwischen den beiden Bösewichtern verabredet wurde, denn es fand noch eine weitere Besprechung statt, eine Unterredung, die noch einige Minuten dauerte, während welcher der verborgene Horcher wohl den Schall der Stimmen zu hören, aber durchaus nicht den Sinn der geführten Reden zu verstehen vermochte.

Das vom Juden Gesprochene war offenbar lediglich eine Wiederholung seiner früheren Drohung in den möglichst nachdrücklichsten Worten, während Chakra mit den festesten Versicherungen sein Versprechen gab, die zwischen ihnen bereits getroffenen schändlichen Verabredungen ungesäumt auszuführen.

„Ich verspreche Ihnen fest, Herr Jakob," sagte der Myalmann schließlich, „beim großen und gerechten Accompong! ich will Alles thun, was ich kann. Wenn der Custos wirklich entschlüpft, dann mögen Sie mit dem alten Chakra thun, was Ihnen gefällt. Liefern Sie ihn aus, wenn Sie dazu Lust haben. Aber der Custos kann nicht entschlüpfen! Diese Nacht hat Cynthy in ihrem Korbe vom Allerstärksten mitgenommen. Das wirkt gewiß in vierundzwanzig Stunden, das ist der wahre Todtenzauber! Humm!"

Mit dieser Zusicherung des unabwendbaren Mordes endete die Unterredung und der Jude trat aus der Hütte heraus, gefolgt von seinem treuen Verbündeten.

Beide verließen nun den Ort, Chakra voran, während der Marone ihre Bewegungen auf's Genaueste überwachte.

Als sie den Nachen erreicht hatten, setzten sie sich hinein und darauf wurde über den See gerudert.

Cubina wartete ruhig seine Rückkehr ab. Dann, als er Chakra wieder in seiner Hütte sah, eilte er an's Wasser, schwamm wie zuvor unter dem Schatten der Felsenwand, erstieg dieselbe wieder mit Hülfe der Baumleiter und stand abermals oben am Rande des Abhanges.

Drittes Kapitel.

Ein stürmischer Auftritt.

Sobald der Koppelhalter aus dem Teufelsloch herausgestiegen war, wandte er sich auf dem kürzesten Wege nach Hause. Er ging sehr schnell, als habe er noch irgend etwas auszuführen, bevor er ruhig zu Bette gehen könne. Obwohl es schon sehr spät oder vielmehr sehr früh war, da der Tag bald anbrechen mußte, so war in den Augen des alten Israeliten doch noch kein Anzeichen herannahender Schläfrigkeit wahrzunehmen. Eher konnte man in ihm eine lebhafte Begierde entdecken, noch ehe er sich der Ruhe überließe, etwas besonders Dringliches zu vollführen.

Die leisen Reden, die er mit sich selbst hielt, als er durch den Wald schritt, bewiesen klar, daß sein Mißvergnügen stets noch fortdauerte. Chakras Zusicherungen,

die einstweilen seine schlechte Laune beseitigt hatten, vermochten ihm bei weiterem Nachdenken nicht zu genügen, denn der Myalmann hatte ihm früher schon mehr als einmal Versprechungen gemacht, die er nicht gehalten hatte, und so konnte es auch jetzt mit dem Versprechen des Todtenzaubers sein. Hiermit zugleich stellte sich ihm mit größter Wahrscheinlichkeit die Möglichkeit dar, daß sein Feind entschlüpfen könne und daß folglich sein tief angelegter Plan zu einer schmählichen Niederlage für ihn werden könne.

Die von dem Myalmann angeordneten Maßregeln, um dem Custos den Zaubertrank beizubringen, die Flasche mit starkem Wasser, die Cynthia in ihrem Korbe mitgenommen hatte, das Alles war dem Juden vollständig erzählt worden. Diese Erzählung war in einem dem Gegenstande entsprechenden leisen Tone, mit zurückgehaltener Stimme gemacht worden, und dieser Theil des Gespräches zwischen den beiden Verbündeten war es gerade gewesen, den Cubina nicht gehört hatte.

Aber konnte der Koromantis sich nicht selbst in seiner Kunst täuschen? Konnte nicht der Trank möglicher Weise diesmal die erwartete Wirkung gar nicht hervorbringen? Und mochte die Sclavin nicht vielleicht gar keine passende Gelegenheit finden können, um ihn in gehöriger Weise beizubringen?

Ganz besonders, wenn man diese frühe Stunde in Erwägung zog, in welcher der Reisende aufzubrechen gedachte — Jessuron kannte die Zeit — mochte da nicht Cynthia wirklich jeder Vorwand fehlen, ihm den verhängnißvollen Trank zu reichen? Oder mochte sie nun, erschreckt bei der genaueren Ueberlegung der fürch-

terlichen unvermeidlichen Folgen, von denen sie wußte, daß sie jetzt unmittelbar sogleich eintreten mußten, mochte sie da nicht im letzten Augenblicke vor der gefährlichen That zurückbeben? Vielleicht konnte mittlerweile das Opfer selbst Verdacht über das von der Mulattin bereitete Getränk schöpfen und es unter irgend einem Vorwande ablehnen, das letzte todtbringende Glas zu leeren?

Das waren alles nicht unmögliche Zufälle, durch die der Custos leicht zu entschlüpfen vermochte.

„Des stöht Manches auf dör Wüppe zwüschen döm Glasch und dör Lüppe!“ murmelte der alte Schurke, eines seiner Lieblingssprüchwörter hersagend. „Jo, dasch üscht nur ßu wohr!“ fügte er mit bitterer und ängstlicher Betonung hinzu, als die verschiedenen Möglichkeiten eines gänzlichen Mißlingens seiner Pläne ihm noch einmal auf's Deutlichste vor die Seele traten.

„Hälf mür Gott!“ fuhr er fort und versuchte, sich selbst zu trösten; „üch wörde moine Rache göben nücht auf, oll ör nun göht nach Spanüschstadt oder bloibt ßu Wüllkommenbarg. Sulötscht musch ös mür gölüngen doch! Doch ach!“ rief er mit allen Anzeichen der Bekümmerniß aus, „wasch hot ßu bödäuten dasch üm Vörgloich müt döm Andern? Wönn ör könnte göhalten wörden föscht, dasch wäre ötwasch Graußes für moine Schudith, für müch sölbst auch, für müch, dön alten Schakob Schössuron! Wüllkommenbarg wär' moin! Des musch göhören düsem jongen Mahne, ör göhört Schudith, Schudith göhört moin! Wü schade, wönn moin Plan sollte müßlüngen, nach Allem, wasch üch hobe göthan! Wönn ös müßlüngt, do bün üch oin göschlogener

Mahn! Schudith würd schon hoirathen dön jongen Mahn. Uech glaube gor, sü lübt ühn, üch förchte, sü lübt ühn und ör üscht vülloicht nücht so vül wörth wü soine Schuhnägel! Dasch musch üch vörhündern, boi moiner Söle! Dasch musch üch vörhündern! Des darf durchausch nücht göhen woiter, alsch büsch üch hobe dön Kuschtos göwüß! Nücht oinen Schrütt — noin, nücht oinen Schrütt! Sü musch üch spröchen uhnd dasch noch ün düser Nacht. Jo, üch musch Schudith spröchen, bövor üch schlofe!"

So von dem Wunsche getrieben, seine Tochter noch zu sprechen, beeilte der Jude seine Schritte und langte bald unter dem Schatten des großen Gebäudes an, das hauptsächlich den ihm gehörenden Hof bildete.

Hier von dem schwarzen Pförtner in's Thor eingelassen — denn das des innern Hofes, des Sclavenraumes, war stets verschlossen — stieg der Jude die hölzernen Treppenstufen hinauf und schlich sich leise über die Veranda, als ob er in seinem eigenen Hause ein Fremder, anstatt dessen Besitzer gewesen wäre. Der Grund dieser leisen verstohlenen Bewegung war, einen Schläfer in der Hängematte nahe am Ende der großen Gallerie nicht aufzuwecken.

Der Jude wandte sich im Hause sofort nach der andern Seite desselben und schritt nach einer Kammer zu, durch deren Gitterfenster noch ein Licht schien. Es war das Schlafgemach seiner Tochter, der schönen Judith.

Als er die Thür erreicht hatte, klopfte er an, jedoch ganz leise, und rief zugleich halb flüsternd den Namen „Schudith!"

„Seid Ihr es, alter Rabbi?“ fragte eine Stimme von innen, während sofort ein Fußtritt in der Kammer anzeigte, daß die Jüdin sich noch nicht zu Bette begeben, oder wenn dies früher vielleicht geschehen war, es doch wieder verlassen habe.

Die Thür wurde nun geöffnet und der würdige Vater der wachsamen Tochter trat bei ihr ein.

„Nun, ich will gar nicht fragen,“ sagte die Tochter zu ihrem, zu so ungewöhnlicher Zeit sie besuchenden Vater, „zu welchem Zwecke Du eben ausgewesen bist; wahrscheinlich doch eine Sclavenangelegenheit? Aber was habe ich nur damit zu schaffen, daß Du mich nöthigst, Deinetwegen so spät in die Nacht hinein noch aufzubleiben? Es ist jetzt schon nahe an Morgen heran, und ich bin wirklich schläfrig, das kann ich wohl sagen.“

„Ach, lübe Schudith,“ erwiderte der Vater bekümmert. „Dasch göht Allesch schlöcht; wohrhaftig, Allesch!“

„Man könnte wirklich so glauben, nach Deinem kläglichen Gesicht zu schließen. Was ängstet Dich denn schon wieder, werther Vater?“

„Ach, Schudith! bötrübe müch nücht müt Doinen loichtsünnigen Röden. Uech hobe Dür ßu sogen ötwas Wüchtiges, bövor üch göhe ßu Bött.“

„Dann sag es nur schnell, denn ich möchte auch schlafen. Was ist es denn?

„Nun, Schudith, höre; ös üscht dasch: Du muscht nücht möhr spülen müt dem jongen Mahne.“

„Welchen jungen Mann meinst Du denn, Vater?“

„Vochan natürlüch — Hörbört Vochan!“

„Ho, ho! Du hast ja auf einmal Deine Ansicht ganz verändert. Was hat denn das zu bedeuten?“

„Uech hobe Grund daßu, Schudith; üch hobe Grund.“

„Wer sagt aber nur, daß ich mit ihm gespielt habe? Ich doch nicht, Vater! ich gewiß nicht, ich versichere Dir!“

„Dasch üscht gor nücht, wasch üch moine, Schudith.“

„Nun, was meinst Du denn eigentlich, alter Zauderer? Heraus damit! geschwind! sag's nur gerade heraus, ohne alle Umschweife!“

„Uech moine dasch, Schudith; Du muscht ös nun müt döm jongen Mahne nücht kommen laschen woiter, dasch hoißt, schust nun, büs üch woiß ötwas möhr von ühm. Uech glaubte göwüß, ör würde soin oin roicher Mahn. Du woißt gansch wohl, moine Dochter, üch glaubte ös föscht, aber nuhn hobe üch göfonden ausch, düse Nacht schust, dasch ör vülloicht nücht hot oinen oinzigen Schülling; uhnd döswögen, Schudith, muscht Du gar nücht daran dönken, ühn ßu hoirathen, nücht öher, alsch büsch wür möhr von ühm wüssen.“

„Vater!“ erwiderte die Jüdin, während sie auf einmal den gewöhnlichen spaßhaften Ton gänzlich aufgab und einen höchst ernsthaften annahm; „Vater, dazu ist es bereits zu spät! Sagte ich Dir nicht, daß die Tarandel in ihrer eigenen Falle gefangen werden könne? Das Sprüchwort hat sich bei mir als wahr bewährt; ich bin selbst solch ein unglückliches Geschöpf!“

Dasch üscht doch nücht Doin Ernscht, Schudith?“ fragte der Vater beunruhigt.

„Mein voller Ernst! Dort schläft der Mann,“ und die Sprecherin zeigte die Gallerie hinab nach der Hänge-

matte hin; „dort schläft der Mann, den ich liebe, sicher vor jedem Leid, das ich ihm zufügen könnte. Und wäre er wirklich so arm, wie er zu sein scheint, und wäre er auch der niedrigste und elendste Sclave auf Deinem Gute, für mich ist er reich genug! Deine Schuld könnte es sein, nicht meine, wenn er nicht mein Gatte würde!"

Der stolze, entschlossene Ton, mit dem die Jüdin sprach, ward nur bei den letzten Worten etwas gemildert. Die unbestimmte Redeform in ihnen, so wie ein gewisser wehmüthiger Ausdruck in ihrem Gesichte zeigten ziemlich deutlich, daß sie sich des Herzens Herbert Vaughan's noch keineswegs ganz versichert hielt. Ungeachtet seiner Aufmerksamkeiten auf dem großen Smythjeballe, ungeachtet vieler Dinge, die sich seitdem ereignet hatten, waltete doch noch immer einiger Zweifel ob, bestand doch noch immer einiges Mißtrauen in die wahrhafte Gesinnung des jungen Engländers.

„Dasch kann nümals soin, Schudith!" schrie der Vater mit dem vollen Bewußtsein des väterlichen Ansehens. „Du muscht gor nücht dönken doran! Du sollscht hoirathen nümals oinen Böttler, nümmermöhr!"

„Mach ihn zum Bettler so viel wie Du willst, Vater; er wird sich darum nicht quälen, eben so wenig wie ich!"

„Uech wörde Düch öntörben, Schudith!" sagte der Jude, bei dem jetzt Zorn und Aerger die Ueberhand gewonnen hatten.

„Ganz wie es Dir gefällt. Enterbe mich nach Deinem Belieben, aber erinnere Dich wohl, alter Mann, Du warst es selbst, der das Spiel begann, Du, der

mich dazu aufgefordert hat, und wenn Du jetzt Gefahr läufst, das Spiel zu verlieren, wie es vielleicht sein kann, dann sage ich Dir, Du läufst auch Gefahr, mich zu verlieren, mich, Deine Tochter, das heißt, wenn er —"

Welches auch jetzt der eine Voraussetzung enthaltene Nachsatz eigentlich sein sollte, es war offenbar, daß er ihr schwer auszusprechen ward und tiefen Mißmuth bei ihr verursachte, denn dies war an dem finstern, fast gramvollen Blicke zu erkennen, der nun in ihren schönen leidenschaftlichen Augen erglühte.

Indeß kam die Jüdin gar nicht in die Verlegenheit, den sie quälenden Nachsatz beenden zu müssen, denn der zornerregte Vater erlaubte dies nicht, sondern unterbrach sie:

„Uech wüll jötzt nücht müt Dür stroiten, Schudith! Göh ßu Bött, Mädchen! Göh ßu Bött uhnd schlof! Ober dasch soge üch Dür, wönn düser jonge Mahn üscht würklich oin armer Mahn, so soll ör hoirathen Düch nümalsch müt moiner Oinwülligung; uhnd ohne moine Oinwülligung krügt ör nümalsch von mür oinen Schülling Göld, nümalsch, soge üch Dür, nümalsch! Hascht Du dasch vörständen, Schudith?"

Und ohne die Antwort abzuwarten, die gewiß eben so herausfordernd und trotzig gelautet hätte, als seine jetzt gemachte Erklärung, verließ der Jude das Zimmer seiner Tochter mit dem höchsten Ungestüm und eilte die Veranda entlang.

Viertes Kapitel.

Wohin zuerst?

Nachdem der Marone die Höhe der Felsenwand erstiegen hatte, hielt er einige Augenblicke an, um darüber nachzudenken, was er thun solle.

Seine Brust durchwogten mancherlei neue Empfindungen und Gefühle, die aus den so eben erst gemachten merkwürdigen Entdeckungen entsprangen. Sein Geist war dabei in einem solchen aufgeregten Zustande und seine Gedanken so verwirrt, daß er wirklich einiger Zeit bedurfte, um sich zu entschließen, was er zunächst thun und wohin er zuerst gehen solle.

Der ihn am meisten erfüllende Gedanke war die Entdeckung seiner mütterlichen Verwandtschaft mit Fräulein Vaughan. Doch dies, wie tief es ihn auch berührte, erforderte kein unverzügliches Handeln von seiner Seite, und obwohl die nun zum ersten Male empfundene brüderliche Zuneigung die romantische Freundschaft noch bedeutend verstärkte, die er für die junge, in der letzten Zeit zuweilen gesehene Dame fühlte, so schien nach Allem, was er von den Anschlägen der beiden in dem Teufelsloche Berathenden gehört hatte, seine neue Schwester sich doch in keiner eigentlichen Gefahr zu befinden, wenigstens nicht für den Augenblick, wenn auch für die Zukunft einige von Chakra in schrecklichster Weise ausgestoßene und auf Entsetzliches hindeutende Worte die Möglichkeit einer drohenden Gefahr befürchten ließen.

Dagegen konnte Cubina durchaus nicht daran zweifeln, daß ihr Vater sich in wirklicher Gefahr befinde und daß

gegen den Custos ein teuflischer Anschlag vorbereitet werde, der ihn sogar des Lebens berauben sollte. Ja, nach dem, was der Marone aus der nur halb gehörten Unterredung vernehmen konnte, sollte dieser Anschlag bereits schon am nächstfolgenden Morgen in's Werk gesetzt werden.

Herr Vaughan beabsichtigte eine längere Reise.

Dies hatte Yola ihm selbst erzählt und war durch das behorchte Gespräch zwischen Jessuron und Chakra bestätigt worden. Cynthia hatte sie davon benachrichtigt und war deshalb in der letzten Nacht eigends von Willkommenberg zu Chakra gekommen. Die von ihr überbrachte Neuigkeit hatte die beiden gegen den Custos Verbündeten außerordentlich in Verwunderung versetzt und sie bewogen, den bis zu jener Nacht noch nicht reifen Anschlag jetzt so schnell als möglich auszuführen.

Das Alles lag vor dem Geiste des Maronen vollkommen klar und deutlich.

Eben so klar war es auch, daß der abscheuliche Anschlag in der Ermordung des Eigenthümers von Willkommenberg bestand und daß als sichere geräuschlose Waffe Gift angewandt werden sollte, denn Cubina verstand die eigentliche Bedeutung von Obiahs Todtenzauber ganz gut. Schon vor dieser Nacht hatte er bereits hinlängliche Gründe, um zu argwöhnen, daß sein eigener Vater in solcher geheimnißvollen Weise umgekommen und daß Chakra hierbei betheiligt war. Das, was er so eben gehört hatte, mußte seinen Argwohn zur festen Ueberzeugung erheben, und nur die Nothwendigkeit, so schnell als möglich zur Rettung des bedrohten Custos zu eilen, so wie die Gewißheit, Chakra zu jeder Zeit

auffinden zu können, hielten ihn ab, seines Vaters Tod nicht sofort noch vor dem Verlassen des Teufelsloches zu rächen.

Der junge Marone war von sanftem Charakter, der Klugheit mit Kaltblütigkeit verband, was ihn abhielt, irgend etwas zu unternehmen, was möglicher Weise nicht ganz zu Ende geführt werden könnte. Deshalb schob er die an Chakra zu nehmende Rache einstweilen auf, war aber fest entschlossen, sie baldigst auszuführen.

Die Wiederbelebung des Myalmannes, so überraschend und erstaunlich sie ihm auch zuerst gewesen war, hatte doch schon längst aufgehört, für den Maronen geheimnißvoll oder gar unbegreiflich zu sein, da die Gegenwart des Juden ihm dies Wunder sofort erklärlich gemacht hatte. Cubina nahm nämlich vollkommen richtig an, daß Jessuron den verurtheilten Verbrecher von seinen Ketten befreit und den Körper eines andern todten Negers untergeschoben habe, um später für Chakras Skelett gehalten zu werden.

Zu dieser That hatte der wegen seiner Bosheit und Hinterlist wohl bekannte Jude gewiß seine bestimmten Gründe gehabt. Der Marone konnte sich aber jetzt nicht damit aufhalten, weiter über sie nachzudenken, denn seine Gedanken waren viel mehr auf die Gegenwart und Zukunft gerichtet, als auf die Vergangenheit, vor Allem auf die dem Custos zu bringende Hülfe, denn dieser schien von einem fürchterlichen Geschicke bedroht zu sein.

Unläugbar fühlte Cubina eine gewisse Freundschaft für den Pflanzer von Willkommenberg. Freilich war diese bisher gerade nicht sehr groß gewesen; allein die kürzlich zwischen ihm und dem Custos entstandenen Be=

ziehungen in Voraussicht des gegen ihren gemeinschaftlichen Feind, den Koppelhalter, zu führenden Processes hatte bei ihnen höchst freundschaftliche Gefühle erweckt. Die merkwürdigen Entdeckungen der letzten Nacht hatten das Interesse des Maronen für Herrn Vaughan noch bedeutend vergrößert und deshalb kann es gewiß nicht seltsam erscheinen, daß er jetzt sehnlichst wünschte, den Vater derjenigen zu retten, die er fortan als seine eigene Schwester betrachten mußte. Darum waren alle seine Gedanken jetzt einzig auf die unverzügliche Rettung des Custos gerichtet.

Ueber die Beweggründe Chakras sowohl wie Jessurons dachte er jetzt auch nicht lange nach. Die des Myalmannes lagen freilich klar vor Augen: Rache für den Richterspruch, der ihn zu dem schrecklichen Lose auf dem Jumbéfelsen verurtheilt hatte. Die eigentlichen Beweggründe des Juden waren dagegen viel unklarer, sie hatten sich in dem von Cubina belauschten Gespräche durchaus nicht enthüllt und selbst Chakra schien sie nicht zu kennen. Vielleicht mochte es Furcht vor dem künftigen Processe sein, von dem der Jude bereits etwas erfahren haben konnte.

Doch nein, bei weiterer Ueberlegung begriff Cubina, daß es dies nicht sein konnte, denn die Unterredung der Beiden hatte deutlich gezeigt, daß ihr abscheulicher Anschlag schon früher bestanden, als der Jude irgend eine Nachricht über die Absichten des Custos haben konnte. Das konnte es also nicht sein.

Darauf kam es jetzt auch gar nicht an. Herr Vaughan, der Vater der hochherzigen jungen Dame, die versprochen hatte, ihm ein Geschenk mit seiner heißgeliebten Braut

zu machen, und die jetzt erwiesener Maßen sogar seine Stiefschwester war, dieser von der Tochter geliebte Vater war in äußerster Gefahr!

Hier war kein Augenblick zu verlieren; hier mußten sofort Maßregeln ergriffen werden, um die Gefahr zu entfernen und die darin verwickelten Bösewichte zu bestrafen.

Sollte er geradezu nach Willkommenberg gehen, den Custos warnen und ihm alles erzählen, was er gesehen und gehört hatte?

Das war der erste ihn erfüllende Gedanke, allein um diese Zeit würde Herr Vaughan im Bette und wahrscheinlich wenig aufgelegt sein, ihn, den armen Maronen, zu empfangen, wenn er nicht sofort die unaufschiebbare Dringlichkeit seiner Mittheilungen darthun könnte.

Dennoch hätte er dies unbezweifelt gethan, hätte er gewußt, daß der Plan der beiden zum Verderben des Custos Verbündeten bereits ganz bestimmt festgesetzt war und nur die letzte Ausführung erwarte. Allein er hatte, wie früher erwähnt, Chakra's letzte Worte, die sich auf Cynthya und die Flasche mit der starken Medicin bezogen, gar nicht gehört, und alles Uebrige, was sie sprachen, hatte nur im Allgemeinen darauf hingedeutet, Maßregeln zu ergreifen, um die Reise nach Spanischstadt zu verhindern.

Es würde noch Zeit genug sein, dachte er, diese Maßregeln wirksam zu durchkreuzen, wenn er früh am Morgen nach Willkommenberg ginge. Dort konnte er anlangen, bevor Herr Vaughan auf die Reise ginge, um eine ganz frühe Tageszeit, aber doch nicht so früh, daß sein Erscheinen etwas besonders Auffallendes hatte.

Leider fiel es ihm nicht ein, daß die Abreise von Willkommenberg, die Cubina nicht erfahren hatte, noch früher als seine Ankunft dort stattfinden könnte. Der Marone glaubte, daß der große Custos sich wohl schwerlich mit der Ungelegenheit des Frühaufstehens belästigen würde, und dachte deshalb gar nicht daran, daß es möglich sei, ihn zu verfehlen, selbst wenn er auch ein wenig später kommen sollte.

Im Vertrauen hierauf beschloß er jetzt, seinen Besuch zu Willkommenberg bis nach Sonnenaufgang aufzuschieben und mittlerweile noch einen andern Plan auszuführen, der schon am Tage zuvor verabredet worden war.

Dieser Plan war eine Zusammenkunft mit Herbert Vaughan, die am folgenden Morgen und zwar an derselben Stelle stattfinden sollte, wo die beiden jungen Männer sich zuerst kennen gelernt hatten, in der Lichtung unter der großen Ceiba.

Die Zusammenkunft war von Herbert nachgesucht worden, denn obwohl seit dem Tage, wo damals der Flüchtling eingefangen wurde, Keiner den Andern wieder gesehen hatte, so waren sie doch immer im Verkehr und im Einverständnisse geblieben, wobei Quaco den Vermittler gemacht hatte.

Herbert wünschte eine Zusammenkunft mit Cubina, um von ihm vielleicht etwas Näheres über mehrere Umstände zu erfahren, die ihn in jüngster Zeit beunruhigt und verwirrt hatten.

Seines jetzigen Gönners sonderbare und verdächtige Erzählung von dem rothen Flüchtling war einer dieser Umstände, denn Herbert hatte von Quaco gehört, daß dieser flüchtige Sclave sich noch immer bei den Maronen

in ihrer Gebirgsstadt aufhalte, daß er ganz in ihre Gemeinschaft aufgenommen und thatsächlich selbst ein Marone geworden sei.

Dies stimmte nun gar nicht mit der von Jessuron gegebenen Auskunft überein. Quaco vermochte nichts über diese Angelegenheit zu erzählen, denn Cubina, der dem Custos Verschwiegenheit gelobt hatte, sprach nie davon und seine Leute kannten durchaus die Absichten ihres Hauptmanns gegen den Juden nicht.

Das war indeß nicht das Einzige, was dem jungen Engländer geheimnißvoll und räthselhaft erschien und dessen Aufklärung er von Cubina wünschte. Seine eigene Stellung auf dem Judenhofe war ihm in letzter Zeit sonderbar vorgekommen, hatte ihn stutzend gemacht und bedurfte einiger Erläuterung. Es war aber Niemand vorhanden, von dem er etwas hierüber zu erfragen vermochte, und doch hatte er noch niemals einen Vertrauten nöthiger gehabt, als gerade jetzt.

In dieser Verlegenheit hatte er an seinen alten Bekannten, den Maronenhauptmann, gedacht, der ihm ganz der rechte Mann zu sein schien, um Alles mit scharfem Blicke zu durchschauen. Herbert erinnerte sich des beim Abschiede von dem Maronen gemachten Versprechens wie seiner eigenen Annahme desselben, das nun wahrhaft prophetisch werden sollte, da das damals vorhergesehene Ereigniß nun wirklich eingetreten war; denn er war jetzt in der That eines aufrichtigen Freundes bedürftig. Deshalb hatte er dem Maronen den Vorschlag machen lassen, unter der Ceiba mit ihm zusammenzukommen.

Dieser war in derselben Weise begierig, mit dem jungen Engländer zusammenzutreffen. Er hatte dessen

hochherzige Dazwischenkunft in einem ihm ungleich erscheinenden Kampfe keineswegs vergessen, und hatte ihn fortwährend im Auge behalten, um ihm gelegentlich sein Dankgefühl bethätigen zu können.

Da nun die Nacht fast schon vorüber war und der Anbruch des Morgens herannahte, entschloß sich der Marone, zuerst nach der Lichtung zurückzukehren, wo er kurze Zeit zuvor mit seiner geliebten Yola so glücklich gewesen war, und hier die kurze Zeit bis zum wirklichen Morgen unter der großen Ceiba zu verbringen.

Nach diesem Entschlusse hielt er sich bei dem Teufelsloch nicht länger auf, sondern wandte sich nach der Lichtung, wo er mit Herbert Vaughan zusammenkommen sollte. Langsam stieg er den Bergpfad hinunter, denn Eile war jetzt nicht erforderlich, da es noch einige Stunden dauern mußte, bis der junge Engländer in der Lichtung erscheinen würde. Ein wenig nach Sonnenaufgang sollte die Zusammenkunft stattfinden, so war es durch Quaco verabredet worden.

Die noch übrige Zeit zu verschlafen, fühlte der Marone durchaus keine Neigung. Wilde Gedanken, die Folge all der merkwürdigen ihn überraschenden Enthüllungen, die er diese Nacht gehört hatte, stürmten durch seine Seele und hatten ihm längst jede Lust zu schlafen geraubt.

Als Cubina die Lichtung erreichte, war sein Erstes, ein Feuer anzuzünden; denn er wollte nun doch nicht länger in den nassen Kleidern verweilen, von denen kein Faden nach dem Schwimmen durch den See im Teufelsloche trocken geblieben war. Sonst hätte er wohl

kein Feuer nöthig gehabt, denn zu kochen war nichts da und hungrig war er auch nicht.

Des Waidmannes Gewandtheit hatte bald ein Feuer hergestellt und der Jäger stellte sich dicht daran, indem er sich von Zeit zu Zeit umwandte, um auf diese Weise seine noch vom Wasser fast triefenden Kleider zu trocknen. Bald dampfte und rauchte er am ganzen Leibe, und um die Zeit doch etwas angenehmer zu vollbringen, begann er noch in anderer Weise zu rauchen, nämlich aus seiner Tabackspfeife.

Vielleicht mochte der belebende Geist des Tabacksrauches auf seine Geisteskräfte besonders wirken, denn kaum hatte er etwa ein Dutzend Züge aus der Pfeife gethan, als eine plötzliche und hastige Bewegung anzeigte, daß ihm irgend ein besonderer und neuer Gedanke eingefallen sein müsse. Gleichzeitig mit dieser Bewegung begann ein leises Selbstgespräch.

„Carambo!“ sagte er, seinen Lieblingsausruf gebrauchend, „er will erst eine Stunde nach Sonnenaufgang hier sein und dann kann ich erst nach Willkommenberg gehen! Pordios! das möchte am Ende zu spät werden! Wer kann wissen, um welche Zeit der Custos abreisen will? Daran dachte ich noch gar nicht! Wie dumm von mir, Yola nicht gefragt zu haben!“

„Carambo!“ rief er wiederum nach einigen in schweigendem Nachdenken verbrachten Augenblicken aus. „Man darf nichts dem Zufalle überlassen, wo ein Menschenleben in Gefahr ist! Wer weiß, was diese Schelme für einen Plan haben? Ich konnte ja nicht all ihr Geschwätz hören. Wenn nur der junge Herr Vaughan hier wäre, wir würden sogleich nach Willkommenberg gehen. Was

er auch immer für einen Streit mit seinem Onkel gehabt haben mag, ermorden würde er ihn gewiß nicht lassen. Uebrigens würde seine Dazwischenkunft bei einer solchen Gelegenheit, wenn ich mich nicht täusche, bald jedes Mißverständniß beseitigen, und das würde ich wahrhaftig sehr gern sehen, sowohl seinetwegen als, auch ihretwegen — ach! vorzüglich ihretwegen, nach dem, was Yola mir gesagt hat. Santa Virgen! würde das nicht eine bittere Täuschung für den alten Judenhund sein? Aber was macht das aus! Ich will ihm doch einen Funken in's Pulver werfen, bevor er wenige Tage älter ist! Doch der junge Engländer muß Alles wissen, ich will ihm Alles erzählen! Und wenn er dann noch daran denken kann, der Schwiegersohn des Jakob Jessuron zu werden, dann ist er ein ausgemachter Schw——. Doch nein, das kann nicht sein! Ich kann's nicht glauben, bis er es mir selbst gesagt hat. Und dann — —. Pordios!" rief er aus, unterbrach den bisherigen Gedankengang und ging zu einem andern über. „Hier darf ich durchaus nicht warten, bis er kommt! Zwei Stunden nach Sonnenaufgang, und der Custos mag bereits todt sein! Ich will hinuntergehen nach dem Judenhofe und zusehen, daß ich den Herrn Vaughan in irgend einer Weise zu sprechen bekomme. Gegen Tagesanbruch wird er wohl aufstehen und das wird mir ungefähr eine Stunde ersparen. Ein Wort nur mit ihm, und dann werden wir bald zusammen nach Willkommenberg gehen."

Dieser Eingebung folgend und ohne sich damit aufzuhalten, seine Kleider erst trocknen zu lassen, verließ der Marone sofort die Waldlichtung, wandte sich zu

einem nur wenig besuchten Pfade, der nach dem Glücklichen Thale hinführte, und eilte auf diesem ungesäumt hinweg.

Fünftes Kapitel.

Ein geheimer Vertrag.

Nachdem er das stürmische Zwiegespräch mit seiner Tochter so plötzlich abgebrochen hatte, schritt Jessuron nach seinem Schlafgemache, das, wie alle andern, von der Veranda aus zugänglich war. Bevor er in seine Kammer eintrat, warf er noch einen Blick die Gallerie längs nach einer am Ende derselben befindlichen Hängematte.

In dieser Hängematte schlief Herbert Vaughan. Die lange Seereise hatte ihn an den Gebrauch eines solchen Schaukelbettes gewöhnt, so daß er es sehr liebte, und da die Nacht höchst milde war, so hatte er die Hängematte seinem Bette in der angrenzenden Kammer vorgezogen.

Jessuron fürchtete nun, daß die eben beendete etwas laut und heftig geführte Unterhaltung von dem Inhaber der Hängematte vielleicht gehört worden sei, denn in der Aufregung hatten Beide durchaus nicht daran gedacht, leise zu sprechen.

Indeß, in der Hängematte war es ganz still und sie wurde nur durch den sanften Nachtwind bewegt, der über die Veranda hinstrich. Ihr Inhaber schien im tiefsten Schlafe zu liegen.

Hiervon befriedigt, ging er nun in seine eigene Schlafkammer. Licht war keines da und er setzte sich in der Dunkelheit nieder. Der durch das Fenster scheinende Mond verlieh ihm hinlängliches Licht, um einen Stuhl zu finden und in diesen setzte er sich unverweilt, anstatt sein Bett aufzusuchen.

Eine Zeit lang verrieth er keinerlei Absicht, sich auszuziehen oder sich in's Bett zu legen, sondern verblieb in dem Stuhle mit hoher Lehne, in den er sich tief hineingesetzt hatte, in Gedanken versunken.

„Wohrhaftüg, sü wüll hoirathen ühn!" war sein erster Ausruf. „Uhnd sü würd'sch auch, wohrhaftüg!" fuhr er fort, „trotsch Allem, wasch üch mag sogen oder thun, um abßuhalten sü. Sü üscht ganſch unlönksam und wüll haben ühren oigenen Wüllen. O waih, wasch üscht ßu thun da? — wasch üscht ßu thun da?"

Hier trat eine ziemliche Pause ein, während der Jude nach einer genügenden Antwort auf seine eigenen Fragen suchte.

„Esch üscht von keinem Nutschen!" fuhr er nach einiger Zeit fort, und der Ausdruck seines Gesichtes zeigte deutlich, daß er noch immer keine passende Antwort gefunden hatte. „Esch üscht von koinem Nutschen, ßu wüderspröchen ühr. Sü wüll durchgöhen müt ühm, ganz göwüß! Uech hätte Luscht wohl, oinßuspörren sü, ober dasch thut nücht gut. Sü würde doch mal kommen loß, dönn üch kann nücht halten ümmer sü unter Schloß uhnd Rügel. Noin — noin, dasch üscht unmöglich! Uhnd wönn sü hoirathet ühn ohne dasch Göld, ohne dü große Suckerflanschung. O waih, da üscht Allesch ruünürt! „Dasch kann durchaus nücht soin. Wönn sü

hoirathet ühn, musch sü hoirathen Wüllkommenbarg! Sü musch, sü musch!" Aberscht wü üscht anßufangen dasch? Wü üscht ör ßu machen ßum Oerben?" Abermals schien sich der Jude ernsthaft zu quälen, um dies beantworten zu können.

„Ha!" rief er plötzlich laut aus und sprang zu gleicher Zeit vom Stuhle auf, als ob er die Lösung endlich gefunden habe; „üch hob's! üch hob's! — dü Spanüer! üch hob's! Jo," fuhr er fort und stieß die Eisenspitze seines Regenschirmes auf den Boden, „dasch sünd dü rechten Körle für dasch Göschäft! dü sünd wörth oin ganssches Dutschend Schakra's sammt allen soinen Sauberspрüchen uhnd Mödüßünflaschen! Uehre Mödüßün würd föhlschlagen nücht. Wohrhoftig, noin! Nun, do üch gedocht daran, üscht's sücherlich dasch Beschte! jo, koin andrer Plan üscht so sücher uhnd gewüß. Ha, Kuschtos! jötzt sollscht du mür üntwüschen nücht. Uhnd Du, Schudith, moine Dochter, Du kanntscht Düch göben ßu Früden jötscht; Du solscht den jongen Mahn hoben!"

Während der Jude diese letzten Reden ausstieß, war er in den Lehnstuhl zurückgesunken und saß einige Minuten schweigend und in ernstem Nachsinnen begriffen.

Der Erfolg dieses Nachsinnens zeigte sich in dem nachfolgenden Handeln.

„Do üscht koine Stunde ßu vörlüren!" sprach er für sich, sprang in die Höhe und stürzte sich auf die Thür; noin, nücht oine oinßige Münute üscht ßu vörlüren. Uech musch röden müt ühnen sogloich. Dör Kutschtos wüll abroisen um Sohnenaufgang. Dasch Mädchen hat gösogt ös. Sü würden görade hoben Soit, ßu folgen soiner Spur. Wohrhaftig," fuhr er fort, als

er die Thür öffnete und nach dem Himmel sah, „boi moiner Söle, dü Sohne würd aufgöhen bald!“ Hiermit stülpte er seinen Biber fest auf den Kopf, ergriff seinen unzertrennlichen Regenschirm noch sicherer, eilte im Fluge über die Veranda, durchschritt den Hofplatz, ging wieder durch die große Hofthür und stand dann bald auf dem offenen Felde.

Lange stand er hier nicht, nur gerade so lange, um sich gehörig umzusehen, ob Herumstreifer da seien. Als er sich von deren Nichtvorhandensein überzeugt hatte, schritt er weiter. Ungefähr zwei oder dreihundert Schritte von der äußern Einpfählung entfernt, stand eine einzelne, fast ganz unter Bäumen verborgene Hütte.

Nach dieser richtete er seine Schritte.

In fünf Minuten hatte er sie erreicht. Als er vor der Thür derselben angekommen war, klopfte er mit der Spitze seines Regenschirmes an.

„Quien es?“ fragte eine Stimme innen.

„Uech bün's, Manuöl, üch, Schössuron!“ erwiderte der Jude.

„Es ist der Duenno!“ hörte man den einen Spanier leise zum andern reden, denn die Hütte war der Wohnort dieser bereits bekannten Negerjäger.

„Carajo! was will der alte Ladron zu dieser Stunde hier?“ fragte er dann in seiner eigenen Sprache, die, wie er wußte, von dem Juden nicht verstanden wurde.

„Maldito!“ fügte er, offenbar mißvergnügt, hinzu; „es ist gar nicht angenehm, in solcher Weise geweckt zu werden, Ich träumte just von dem gelbhäutigen Kerl, der mir die Hunde getödtet, und ich hatte ihm gerade

meine Machete bis zum Heft durch den Leib gestoßen. Wie schade, daß ich nur geträumt habe!"

„Ta-ta!" unterbrach ihn der andere; schweig still, Andres. Der alte Ganadero ist ungeduldig. Vamos! Ich komme schon, Sennor Don Jakob!"

„Dilt Euch nur!" sprach der Jude von außen. „Uech hobe wöchtiges Göschäft müt Euch Boiden."

In diesem Augenblick ward die Thür geöffnet und der auf den Namen Manuel geantwortet hatte, erschien in der Thür.

Ohne eine besondere Einladung abzuwarten, trat Jessuron in die Hütte ein.

„Haben Sie zu Ihrem Geschäft ein Licht nöthig, Sennor?"

„Noin, noin!" antwortete der Jude schnell, als wolle er das Anzünden des Lichtes verhüten! „Uech hobe nur ßu spröchen oin paar Worte, wür köhnen ös üm Fönstern abmachen."

Und Finsterniß, dunkle und tiefe Finsterniß, war freilich höchst geeignet für die nun folgende Unterredung, denn ihr Gegenstand war Mord, die Ermordung des Loftus Vaughan!

Der den beiden Spaniern, zu solchen Zwecken sehr passenden Werkzeugen jetzt gemachte Vorschlag war, dem Custos auf irgend einem abgelegenem Waldwege, es kam gar nicht darauf an, wo, wenn es nur diesseits Spanischstadt geschähe, aufzulauern und ihm das Leben zu nehmen.

„Funfzüg Pfund Jöder!" das war die angebotene, angenommene und fest versprochene Belohnung.

Jessuron unterrichtete die beiden Unternehmer alsdann in allen Einzelheiten seines Planes. Er hatte von Cynthya erfahren, daß der Custos den südlichern Weg über Savanna-la-Mer nehmen wollte. Das war allerdings nach der Hauptstadt ein Umweg; allein Jessuron vermuthete argwöhnisch, warum dieser Weg vorgezogen wurde. Er wußte, daß Sitz Savanna der des Schwurgerichts war, und daß das Geschäft des Custos dort wahrscheinlich ihn selbst beträfe, den Fürsten Cingües und seine zwei Dutzend Mandingos!

In diese Einzelheiten die Negerjäger einzuweihen, war vollkommen unnöthig. Auch war nur Zeit genug, ihnen Alles über den Mordanschlag durchaus Nothwendige mitzutheilen, und dies ward ihnen mit der größten Schnelligkeit auseinandergesetzt.

In fast weniger als zwanzig Minuten nach seinem Eintritte in die Hütte verließ der Jude sie wieder und kehrte mit froher Miene und leichterem Schritte als zuvor nach seiner düstern Wohnung zurück.

Sechstes Kapitel.

Beschleichung des Schläfers.

Als Cubina dem Judenhofe näher kam, bewegte er sich mit vermehrter Vorsicht. Er wußte ganz gut, daß der Koppelhalter gewöhnlich Hunde und Nachtwächter auf seinem Hofe hielt, theils um das Vieh vom Verlaufen abzuhalten, hauptsächlich aber, um das schwarze Menschenvieh am Fortrennen zu verhindern.

Der Marone war sich außerdem ganz wohl bewußt, daß sein eigenes Verhalten gegen den Sclavenhändler diesem gerade jetzt höchst feindselig erscheinen mußte. Seine Weigerung, den Flüchtling wieder herauszugeben, war von ihm als eine offene Kriegserklärung angesehen worden, und die Schritte, die er nun in Verbindung mit dem Custos ergriffen hatte und die dem Sclavenhändler kein Geheimniß mehr sein konnten, mußten ihm bei dem Juden zum Gegenstande des bittersten Hasses machen.

Das Alles wußte der Marone recht gut und fühlte deshalb die Nothwendigkeit, sich jetzt dem Orte mit der äußersten Vorsicht zu nähern, denn sollten des Koppelhalters Leute ihn in der Nähe des Hofes herumstreifend finden, so würden sie ihn ganz sicher, wenn sie es vermöchten, ergreifen und alsdann vor den gestrengen Friedensrichter Jakob Jessuron führen, der ihn wohl nicht gerade am mildesten behandeln möchte.

Mit dieser Aussicht im Falle einer Entdeckung nahte er sich dem Judenhofe so vorsichtig, als hätte er da wie ein Dieb einbrechen wollen.

Von den Feldern aus nahte er sich dem Hinterhause oder richtiger der Seite des Hauses, welcher die Viehställe und die Sclavenbehälter nicht gegenüber lagen, weil er vermuthete, daß diese wohl von den Wächtern behütet würden.

Die fast wieder zu Wald gewordenen Felder ließen ihn leicht ungesehen im Schutze der Bäume nahe kommen. Ein ziemlich dichter neuer Anwuchs von Kampescheholz, Brotnuß- und Kalabassenbäumen bedeckte hier den Boden und näher an den Mauern standen in dem alten, gänzlich

vernachlässigten Garten mannigfache wild und üppig aufgewachsene Fruchtbäume, wie Gujanen, Mangos Pawpaws, Orangen und Lemonen, Apfel= und Birnbäume. Stellenweise erhob auch die Cocusnußpalme hoch hinaus über das obere Laubwerk der bescheideneren Fruchtbäume ihre buschige Krone, deren lange federgleiche Zweige sich jetzt in dem sanften erfrischenden Nachtwinde auf's Anmuthigste hin und her bewegten.

Wie er dem Hause nun auf ungefähr hundert Schritte nahe gekommen war, faßte Cubina den Entschluß, jetzt nicht näher zu gehen. Er wollte ruhig auf einer Stelle bleiben, von wo aus er die Veranda zu übersehen vermöchte, um hier bis Tagesanbruch zu warten.

Dann, glaubte er, würde ihm Herbert wohl sofort bei Tagesanbruch zu Gesichte kommen, wenn er seine Schlafkammer verließe, um sich zu der verabredeten Zusammenkunft zu begeben, denn sämmtliche Schlafzimmer des Hauses führten, wie Cubina wohl wußte, einzig auf die Veranda.

Wenn er alsdann gesehen wurde, so konnte dem jungen Engländer leicht irgend ein Zeichen gegeben oder auch mit Namen gerufen werden, wo durch die Zusammenkunft selbst so wie auch die Ausführung der vom Maronen gefaßten Absichten beschleunigt würde.

Eine leichte von den zerstreuten Ueberbleibseln einer früheren Mauer gebildete Erhöhung gewährte ihm den zum Ausspähen ganz geeigneten Platz. Von hier aus konnte der Marone die lange Gallerie des Hauses in ihrer ganzen Ausdehnung von einem Ende zum andern übersehen.

Obwohl das Haus selbst im hellsten Mondscheine, so lag doch die Veranda im tiefsten Schatten, wie es auch mit dem vordern Hofplatze der Fall war. Nur an einem Ende war der Boden der Veranda von den Mondstrahlen auf's Hellste beleuchtet.

Der Marone hatte nur kurze Zeit auf dem erhöhten Platze gestanden, als ein sonderbarer Gegenstand auf der Veranda seine Aufmerksamkeit ganz besonders fesselte. Wie sein Auge sich nämlich mehr an den tiefen Schatten inwendig gewöhnt hatte, vermochte er etwas zu unterscheiden, das einer kreuzweise aufgehängten und oberhalb des Geländers der Veranda befindlichen Hängematte glich, ganz nahe an dem Ende, wo der Mond auf den Boden schien.

Als der Mond ein wenig niedriger am Himmel stand, erstreckten sich seine Strahlen auch auf der Gallerie weiter, und der Gegenstand, der Cubinas Aufmerksamkeit bereits auf sich gezogen hatte, trat auch mehr an's Licht. Es wurde nun ganz deutlich, daß es eine Hängematte war, die noch dazu besetzt, was an den straff angezogenen Stricken zu bemerken war.

„Sollte das der junge Engländer selbst sein?“ war der sofortige Gedanke Cubina's. „Wenn dies der Fall ist, dann könnte er vielleicht sofort sich mit mir in Verbindung setzen, und ich hätte gar nicht nöthig, erst bis zum Morgen zu warten.“

Aber wie sollte er sich nur davon überzeugen? Es konnte ja auch leicht Jemand anderes sein? Zum Beispiel etwa Ravener, der Aufseher, mit dem er gar nicht zusammenzustoßen wünschte. Was konnte er nur thun, um diese Ungewißheit zu beseitigen?

Während der Marone darüber nachdachte, wie er es anfangen wollte, um sich davon zu überzeugen, wer in der Hängematte befindlich sei, bemerkte er, daß die Mondstrahlen jetzt nahe bei derselben waren und in wenigen Minuten vollständig auf sie scheinen mußten. Bereits vermochte er schon, wenn auch erst schwach, das Gesicht und die Umrisse des Körpers des Schlafenden zu unterscheiden. Könnte er nur zu einer noch höheren und auch dem Hause etwas näheren Stellung gelangen, so möchte er vielleicht im Stande sein, genau zu erkennen, wer der Schläfer sei.

Auch zeigte sich ihm bald wirklich eine solche Stellung, nur war es etwas schwierig, dahin zu gelangen. Es stand nämlich nahe an der Mauer eine Cocusnußpalme, deren Krone von strahlenförmig sich ausbreitenden Zweigen nicht weit von der Veranda entfernt war. Konnte er diesen Baum unbemerkt erreichen und dann auf die Spitze hinaufklettern, so vermochte er den in der Hängematte Schlafenden ganz genau zu sehen.

Im Augenblicke war er entschlossen; leise schlich er vorwärts, umfaßte den Stamm des Cocusnußbaumes und stieg hinauf. Das war für Cubina nicht schwierig, der wie ein Eichhörnchen klettern konnte.

Als er die Spitze erreicht hatte, setzte er sich in die Mitte der Blätterkrone, wo er die Veranda gerade unter den Augen und so nahe hatte, daß er auf sie hätte hinauf steigen können.

Die Hängematte war nun ungefähr zehn Fuß von ihm etwas niedriger entfernt, und das Mondlicht fiel vollständig auf den Schläfer. Es war jetzt gewiß, es war Herbert Vaughan!

Cubina erkannte ihn sogleich und dachte darüber nach, wie er wohl den jungen Engländer aufwecken könne, ohne Lärm zu machen, als er eine Thür sich öffnen hörte. Der Schall kam vom Hofplatze herauf und wie Cubina dahin sah, bemerkte er, daß die nach der Vieheinzäunung führende Thür gerade geöffnet wurde.

Alsbald trat ein Mann von außen ein und das Thor wurde von einem Andern, der nicht zu sehen war, wieder geschlossen. Der Eintretende ging geradewegs auf das Wohnhaus zu, stieg die Treppen hinan und schritt jetzt über die Veranda. Noch während er über den Hof ging, fiel das Mondlicht einen Augenblick auf sein Gesicht und Cubina erkannte die widerwärtigen Züge des Juden.

„Ich kann ihm doch nicht auf dem Fußsteige vorbeigegangen sein?“ war der erste Gedanke des Maronen. „Doch nein, das kann ja nicht sein,“ fügte er, sich selbst verbessernd, hinzu. „Ich sah die Spur seiner Rückkehr in der Pfütze hier in der Nähe. Er muß schon vor mir hier gewesen sein. Er ist wahrscheinlich schon zurück gewesen, aber wegen eines verruchten Geschäftes wieder ausgegangen. Carambo! es ist also doch wahr, was ich von ihm habe erzählen hören, daß er nur selten schläft! Meine Leute haben ihn in den Wäldern zu allen Stunden der Nacht getroffen. Jetzt begreife ich das auch, da ich seinen Gehülfen kenne. Por Dios! der Hund, der Chakra, noch lebendig!“

Der Marone hielt hier in seinen Ueberlegungen inne, und heftete das Auge mit der größten Aufmerksamkeit auf die dunkle Gestalt, die wie ein Geist der Finsterniß schweigend über den Corridor glitt. Er hoffte, daß der

Jude sich bald in seine Schlafkammer zurückziehen würde, denn so lange er draußen verweilte, war in der That für Cubina nicht die geringste Aussicht vorhanden, unbemerkt mit dem Inhaber der Hängematte in irgend eine Verbindung treten zu können.

Am allerschlimmsten war indeß nun, daß der Marone in Gefahr kam, selbst gesehen und entdeckt zu werden, da ihn auf dem Cocusnußbaume wirklich nur die wenigen zerstreuten Zweige schützten. Wenn der Jude zufällig seinen Blick erhob, so mußte er unbezweifelt die Gestalt des Maronen sofort bemerken.

Eine solche Entdeckung mußte Cubina natürlich vermeiden, denn sie würde nicht nur das beabsichtigte Gespräch mit dem jungen Engländer vereitelt haben, sondern konnte dann kaum einen andern Ausgang nehmen, als seine eigene Gefangennehmung, die alle seine Pläne zerstören mußte.

Unter diesem Gedanken verblieb der Marone jetzt gänzlich und regte weder Hand noch Fuß. In dieser ruhigen Haltung glich er fast einer Statue in sitzender Stellung auf dem Gipfel einer corinthischen Säule, deren zierliches Blätterwerk hier von den Zweigen der Cocuspalme gebildet wurde.

Siebentes Kapitel.

Ein Auftrag für die Menschenjäger.

Cubina bewahrte einige Zeit seine höchst beschränkte Stellung, denn er wagte es nicht, sich nur im mindesten zu rühren, da der Jude sich stets auf dem beschatteten Gange der Veranda aufhielt. Zumeist stand er oben auf der hölzernen Treppe und spähte über den Hofplatz nach dem Thore hin, durch das er zuvor selbst eingetreten war. Er schien zu erwarten, daß Jemand hier hereinkommen solle.

Diese Vermuthung Cubinas war auch ganz richtig, denn bald drehte sich das große Thor abermals in seinen Angeln und nach einigen draußen von dem schwarzen Pförtner gesprochenen Worten, die von einer anderen Stimme beantwortet wurden, traten zwei Männer in den innern Hof.

Wie sie in den Mondschein kamen, erkannte Cubina sie sofort. Ihre biegsame, geschmeidige Gestalt und ihre dunkelbraunen, eckigen Gesichtszüge ließen ihn sogleich die spanischen Negerjäger erkennen.

Sie schritten Beide unverweilt gerade nach der Treppe zu, blieben aber unten stehen.

Als der Jude die beiden Männer durch das Thor kommen sah, trat er in ein auf die Veranda führendes Zimmer, blieb aber nur einen Augenblick daselbst und kehrte alsdann nach dem oberen Ende der Treppe zurück.

Einer der Spanier stieg hinauf und empfing etwas aus der Hand des Juden. Was dies war, hätte Cubina schwerlich erkennen können, wäre es nicht durch die Rede des Juden angedeutet worden.

„Do üscht dü Flasche," sagte er; „ös üscht dör böschte Branntwoin auf gansch Schamaika. Und nun," fuhr er in einem ernsthaften, ermahnenden Tone fort, „ühr wackern Borschen, ühr hobt ßu vörlüren koine Münute. Dönkt an dasch vüle Göld, dasch ühr könnt verdünen und lascht dön Flüchtlüng öntwüschen nücht!"

„Quält Euch darüber nicht, Sennor Don Jakob," erwiderte der, welcher die Flasche erhalten hatte. „Er muß wahrhaftig lange Beine haben, um uns zu entkommen, wenn wir ihm einmal auf der Spur sind."

Dann stieg der Negerjäger ohne weiteres Reden die Treppe hinab zu seinem Genossen, und Beide eilten über den Hofplatz und verschwanden in der Pforte, durch die sie zuvor hereingekommen waren.

„Ein Unternehmen auf irgend einen armen Sclaven!" sagte Cubina leise zu sich selbst. „Ich hoffe, die Schurken werden keinen fangen, und ich bedaure den, den sie ergreifen. Bei alledem sind sie gerade keine großen Helden in ihrem Geschäfte, trotz ihres Großthuns."

Mit dieser auf sein eigenes Geschäft Bezug nehmenden Aeußerung wandte der Marone sein Auge wieder aufmerksam auf den im Schatten der Veranda Verbliebenen.

„Hoffentlich," murmelte Cubina, „wird der alte Schuft nun endlich einmal in's Bett kriechen! Oder hat er noch mehr solche Geschäfte? So lange er nicht fort ist, kann ich mich nicht bewegen. Ich darf mich gar nicht rühren, wenn mir mein Leben lieb ist."

Zu Cubinas großer Freude ging der Jude gerade jetzt in seine Kammer zurück.

„Gut, gut!" rief der Marone in Gedanken aus;

„ich hoffe jetzt wirklich, er wird einmal in seiner Höhle bleiben, da er jetzt darin ist. Ich habe, offen gestanden, gar keine Lust, diese Nacht noch etwas von ihm zu sehen!“

Diese Hoffnung war jedoch von kurzer Dauer, denn der Jude kehrte alsbald zurück und zwar nicht in seinem kurzen blauen Leibrocke, den er gewöhnlich trug, sondern in einem weiten Schlafrocke, der bis auf die Füße hinabreichte. Seinen Hut hatte er ebenfalls abgelegt, obwohl die schmutzige weiße Nachtmütze unveränderlich auf seinem Kopfe verblieben war, denn diese wurde niemals abgenommen.

Zum größten Schrecken Cubinas brachte er auch einen Stuhl mit sich. Diesen, einen Lehnstuhl mit hohem Rücken, zog er aus der Kammer bis in die Mitte der Veranda, stellte ihn ordentlich zurecht und setzte sich bequem hinein.

Einen Augenblick nachher sah Cubina Funken und hörte ein Geräusch, das vom Zusammenschlagen von Stahl und Stein herrührte. Der Jude schlug Feuer.

Zu welchem Zwecke nur?

Diese Frage wurde bald dadurch beantwortet, daß der Geruch brennenden Tabacks die Veranda hinaufdrang, sogar bis zum Gipfel der Cocuspalme, wo Cubina saß. Auch konnte dieser nun eine glühende Kohle zwischen der Nase und dem Kinne des Koppelhalters wahrnehmen. Er rauchte eine Cigarre.

Cubina sah dies Alles mit größtem Verdrusse. Wie lange konnte das Rauchen dauern? Eine halbe Stunde, eine Stunde vielleicht; ja, möglicher Weise gar bis Tagesanbruch, der nun gar nicht mehr weit entfernt sein konnte. Die Lage Cubinas war jedenfalls viel schlimmer

und geradezu höchst bedenklich geworden. Nicht die geringste Bewegung konnte er jetzt machen, um Herbert aufzuwecken; seine Stellung im Baume durfte er gar nicht ändern, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, vom Juden gesehen zu werden. So mußte er sich, er mochte wollen oder nicht, entschließen, so lange in derselben zu bleiben, bis der Jude seine Cigarre verraucht haben würde, obgleich es auch noch keineswegs gewiß war, daß damit die Sitzung aufgehoben sei.

Trotz seiner inneren Unruhe nahm der Marone alle nur mögliche Geduld zusammen und blieb schweigend und unbeweglich auf seinem Vogelsitze. Wohl eine ganze Stunde war er hier in der verzweifeltsten Lage, bis seine Glieder zu schmerzen und zu brennen anfingen und seine Geduld und kaltblütige Ruhe auf's Aeußerste erschöpft waren. Der Jude blieb inzwischen fest auf seinem Sessel kleben, als wäre er darauf angeleimt, vollkommen schweigend und unbeweglich, wie Cubina selbst.

Dieser nahm in seiner gewiß nicht beneidenswerthen Stellung gewahr, daß der Jude mehrere Cigarren statt einer rauchte, obwohl er bei dem dunklen Schatten, in dem dieser saß, nicht bestimmen konnte, wie viele. Zum allergrößten Schrecken aber bemerkte er bereits die ersten Zeichen des anbrechenden Morgens. Bei einer leichten Kopfwendung konnte er schon den goldenen Strahl des ersten Sonnenlichtes die Spitze des Jumbéfelsens rosig färben sehen.

„Was ist zu thun?“ war jetzt sein einziger Gedanke. Wenn er hier noch länger blieb, so mußte er sicher entdeckt werden, das war ganz gewiß. Die Sclaven muß-

ten nun bald an ihre Arbeit gehen und der Aufseher und seine Gehülfen waren dann auch in Bewegung. Der Eine oder der Andere mußte ihn ohne Zweifel auf dem Baume sehen. Vielleicht konnte er jetzt noch glücklich genug sein, hinwegzuschleichen, wenn er den in der Hängematte Schlafenden gänzlich aufgab.

Während er nun bereits darauf dachte, wie er unbemerkt den Baum hinabgleiten könne, sah er noch einmal nach dem in dem Lehnstuhle Sitzenden hin. Jetzt begünstigte ihn der immer mehr hereinbrechende Tag, der ihn so eben erst erschreckt hatte, denn er befähigte ihn zu der zweifellosen Wahrnehmung, daß der alte Jude schlief.

Jessurons Kopf war an das Polsterwerk des Stuhles gelehnt, und so hatte er sich vor der einflußreichen Macht des Schlafes gebeugt. Seine Brille war abgenommen und deshalb konnte Cubina genau sehen, daß die niedergeschlagenen Lider wirklich die dunklen, unheimlichen Augen bedeckten.

Ganz unbezweifelt schlief er, das bewies seine ganze Haltung. Seine Beine hingen schlaff vom Stuhle herab, seine Arme lagen abgespannt und der unzertrennliche Regenschirm war seiner Hand entglitten und lag auf dem Boden zu seinen Füßen. Dieser klare Beweis des Schlafzustandes wurde auch nicht dadurch entkräftet, daß noch ein kurzer Cigarrenstummel sich in seinem Munde befand und noch ein wenig brannte.

Achtes Kapitel.

Eine dringende Aufforderung.

Bei Cubina entspann sich jetzt ein lebhafter Streit zwischen der Klugheit und dem Wunsche, seinen ursprünglichen Plan auszuführen, nämlich ob er nicht allein fortschleichen, sondern sich noch bemühen solle, mit dem Schläfer in der Hängematte in Verkehr zu treten. Im ersteren Falle müßte er nach der Lichtung zurückkehren und dort Herberts Ankunft, wie sie früher bestimmt war, abwarten. Allein hierdurch würden mindestens zwei Stunden verloren gehen, und würde es auch ganz gewiß sein, daß der junge Engländer zur festgesetzten Zeit wirklich da wäre? Selbst gegen seinen Willen könnte sich leicht etwas Verzögerndes ereignen!

Aber nun gar eine Verzögerung von zwei vollen Stunden! In der Zeit konnte Loftus Vaughan schon zu athmen aufgehört haben!

Solche Gedanken durchströmten rasch den Geist des Maronen, der an unmittelbare Wahrnehmungen und Anschauungen gewöhnt war. Sofort begriff er auch, daß er unverweilt entweder selbst nach Willkommenberg hineilen oder den Schläfer wecken müsse. Vielleicht hätte er sich doch für das erstere Verhalten entschieden, allein er hatte für die Zusammenkunft mit Herbert Vaughan noch andere ebenso dringende Gründe, als die, welche für die Sicherheit des Custos sprachen. Auch hatte er bis jetzt gar keinen eigentlichen Grund zu dem Glauben, daß die dem Pflanzer drohende Gefahr wirklich so nahe sei, als es der Fall war, denn es fiel ihm durchaus

nicht ein, daß der Abmarsch der beiden Spanier etwas Anderes zu bedeuten habe, als was mit ihrem Berufe, flüchtige Sclaven einzufangen, in Verbindung stände.

Hätte er die Absicht der beiden Schurken nur irgend geahnt, hätte er gar den Mord gewußt, zu dem sie der Sclavenhändler aussandte, er würde schwerlich länger, als durchaus nothwendig war, gesäumt haben, um die Mittel vorzubereiten, ihre schändlichen Absichten zu vereiteln.

Allein über alles dies vollkommen im Unklaren, glaubte er nicht, daß eine besondere Eile nothwendig sei, obwohl er ganz gut einsah, daß gegen den Custos etwas im Werke sei, das zu verhüten man nicht zögern dürfe.

In diesem Augenblicke drehte sich der Inhaber der Hängematte gähnend um.

„Nun wird er aufwachen!“ dachte Cubina, „nun ist es Zeit für mich!“

Indeß, zu Cubinas größtem Leidwesen wurden des Schläfers Glieder wieder schlaff und bald schien er wieder eben so fest zu schlafen, wie zuvor.

„Wie schade!“ murmelte der Marone für sich; „wenn ich doch nur ein einziges Wort mit ihm reden könnte! Doch das geht nicht, der alte Hallunke würde es eher als er hören. Ich will etwas hinunter in die Hängematte werfen, vielleicht weckt ihn das auf!“

Cubina zog seine Tabackspfeife heraus, das einzige, was er in diesem Augenblicke finden konnte, und warf sie mit größter Sicherheit in die Hängematte hinein. Wohl fiel sie auch gerade auf die Brust des Schlafenden, allein sie war doch zu leicht, um ihn aufzuwecken.

„Er schläft wahrhaftig wie eine Eule zur Mittagszeit! Was kann ich denn nur thun, um mich ihm bemerkbar zu machen? Wenn ich meine Machete hinunterwerfe, so verliere ich meine Waffe; das geht nicht, denn wer weiß, ob ich die nicht noch nöthig habe, bevor ich aus der Klemme herauskomme? Ha, eine von diesen Cocusnüssen! Das wird gehen und die wird auch schwer genug sein, um ihn aufzuschrecken!“

Während er dies leise zu sich selbst sprach, beugte der Marone sich nieder, streckte seinen Arm durch die Zweige und pflückte eine der an dem Baume hängenden riesigen Nüsse.

Einen Augenblick wog er sie in der Hand, um ihr die rechte Richtung geben zu können und dann warf er sie gerade auf Herberts Brust. Glücklicher Weise verhinderten die Seiten der Hängematte, daß sie auf den Boden fiel, sonst möchte das dadurch verursachte Geräusch auch den im Lehnstuhle Schlafenden geweckt haben.

Der junge Engländer war, als ihn die Nuß traf, erschreckt aus dem Schlafe aufgefahren und hatte sich auf den Ellenbogen gestützt. Herbert war nicht so ganz leicht aus der Fassung zu bringen und so erhob er auch kein lautes Schreien, wie wohl die Meisten gethan haben würden. Allein der Anblick der großen braunen Frucht, die auf der Bettdecke lag, setzte ihn doch in nicht geringe Verwunderung.

„Wo, im Namen der Ceres und Pomona, bist Du nur hergekommen?“ sprach er für sich und schlug die Augen auf, um eine Antwort auf seine classische Frage zu erhalten.

Im Dämmerlichte gewahrte er die Palme und ihre

stolz über ihm sich erhebende Blätterkrone ganz gut. Um so mehr fiel ihm sogleich der dunkle Fleck in ihr auf, der ganz die Gestalt eines sitzenden Menschen hatte. Lange dauerte es jedoch nicht, so hatte er in ihr seinen früheren liebenswürdigen Wirth unter der großen Ceiba erkannt, den Maronenhäuptling Cubina.

Bevor der Engländer noch ein Wort hervorbringen konnte, um seine Bewunderung zu erkennen zu geben, ermahnte ihn eine bedeutungsvolle Handbewegung des Maronen, Stillschweigen zu beobachten.

„Still, still! nicht ein lautes Wort, Herr Vaughan!“ sprach der Marone so leise als möglich und winkte dabei nach dem Corridor. „Kommen Sie geschwind aus der Hängematte heraus, nehmen Sie Ihren Hut und folgen Sie mir in den Wald. Ich habe wichtige Neuigkeiten für Sie, höchst wichtige! Leben und Tod! Kommen Sie heraus, aber, um des Himmels willen, lassen Sie sich von ihm nicht sehen!“

„Von wem?“ flüsterte Herbert.

„Sehen Sie dahin!“ antwortete der Marone, auf den im Lehnstuhle Schlafenden deutend.

„Ich verstehe. Nun, und dann?“

„Treffen Sie mich in der Lichtung. Kommen Sie sofort! Kein Augenblick ist zu verlieren! Ihre Verwandten sind in Gefahr!“

„Ich werde gleich kommen,“ sagte Herbert und machte sofort Anstalt, aus der Hängematte herauszuspringen.

„Nun genug! Ich muß fort; unter der großen Ceiba werden Sie mich finden!“

Dies sagend, verließ der Marone seinen so lange

und gefährlich behaupteten Sitz, glitt den schlanken Schaft des Cocusnußbaumes hinab, setzte sich dann in einen raschen, leichten Trab und verschwand alsbald in dem Unterholze der alten Zuckerpflanzung.

Herbert Vaughan zögerte keinen Augenblick, der Aufforderung des Maronen Folge zu leisten. Einige gerade erst am Tage vorher gemachte Entdeckungen hatten ihn bereits auf ein sonderbares Ende des bisher geführten schönen Lebens vorbereitet und er wünschte sehnlichst, von dem Maronen hierüber Aufklärungen zu erhalten. Noch mehr aber trieb ihn zur äußersten Eile jene sonderbare und geheimnißvolle Rede Cubinas: „Ihre Verwandten sind in Gefahr!"

Herbert dachte nicht lange nach, sein Hut und sein Stock hingen in der nahen Kammer und waren in wenigen Augenblicken gefaßt. Dann ergriff er sofort seine Flinte. Kluger Weise wollte er die von dem Schläfer halb versperrte und überwachte Treppe nicht hinunter gehen; deswegen stieg er über das Geländer der Veranda, sprang von da auf den Boden hinab, folgte dem von dem Maronen eingeschlagenen Wege und war ebenfalls bald in dem neuaufgeschossenen Unterholze des früheren Gartens verschwunden.

Neuntes Kapitel.

Der blaue Fritz.

Bei seinem eiligen Fortgehen vom Glücklichen Thale entschlüpfte Herbert Vaughan nur so eben der Beobachtung. Ein Aufschub von nur zehn Minuten würde seine heimliche Entfernung vereitelt haben. Jedenfalls würde er wegen seines ungewöhnlich frühen Ausgehens befragt worden sein und wahrscheinlich wäre man ihm dann gefolgt und hätte ihn beobachtet.

Kaum war er etwas weiter von dem Hofe entfernt, so hörte er die schrillen Töne einer Glocke, die in der stillen Morgenluft weithin erschallten. Herbert wußte ganz wohl, daß dies die Glocke war, welche gewöhnlich die Sclaven zur Arbeit rief. Allein sie mußte den im Lehnstuhl Schlafenden ebenfalls aufgeweckt haben und deshalb wünschte er sich jetzt Glück dazu, noch vor diesem Läuten fortgekommen zu sein.

In der That war der Jude durch das Läuten der Glocke aus seinem tiefen Schlafe aufgeweckt worden, erhob sich etwas in seinem Stuhle und blickte unruhig umher.

„Boi moiner Söle!“ rief er verwundert und spie zugleich den noch immer in seinem Munde befindlichen Cigarrenstummel aus. „Des üscht wohrhaftig höller Dag! Uech musch möhr alsch ßwoi Stunden göschlofen hoben. Ober dasch sünd Szoiten, wo man sollte wachen. Dör Kuschtos sollte nuhn schon soin unterwögs, und wönn düse spanischen Körle auschführen ühre Aufgabe

nur halb so gut, wü sü ös vörsprochen hoben, so würd ör schlofen dü nächschte Nacht wohl ötwasch föschter, alsch ör ös jö göthan! Boi moiner Söle!" rief er dann wiederum aus, aber in einem etwas veränderten Tone, der eine neue Wendung in seinem Gedankengange bezeichnete. „Wönn sü machten Föhler boi döm Göschafte, wönn sü daboi abgöfascht würden? Wasch würde dann do hörauschkommen? Do üscht wohrhaftüg Göfahr, grauße Göfahr, und üch hobe gödacht gar nücht daran! Wü loicht können sü anschuldügen müch, müch sölbst, dön Rüchter! Um süch sölbscht ßu rötten, sünd sü üm Stande, Allesch ßu thun. Jo, und wönn sü auch nücht wörden örgrüffen boi dör That, so üscht doch Göfahr. Düscher Manuöl hat oine Szunge, dü noch spützer üscht, alsch soine Maschöte. Der üscht oin schwatschhafter Narr. Uech musch sorgen dafür, ühn fortßubrüngen von dör Uensel, jo, ühn alloin nücht, alle Boide, so bald alsch üch kann."

Bei diesen Berechnungen dachte der Jude gar nicht mehr an Chakra, denn er glaubte nun, daß die beabsichtigte Ermordung von den spanischen Banditen ausgeführt würde und daß Stahl, nicht Gift, dem Custos das Lebenslicht ausblasen würde. Denn selbst wenn es Cynthia wirklich geglückt wäre, die tödtliche Gabe ungehindert beizubringen — worauf allein sich zu verlassen er nun nicht mehr nöthig hatte — und wenn der Custos der Wirkung des Giftes wirklich erliegen sollte, der Myalmann wurde deshalb nicht gefährlich, und mit Cynthia hatte der Jude eigentlich niemals etwas der Art zu thun gehabt, weshalb sie ihn der Theilnahme an der Ermordung des Custos bezüchtigen konnte.

„Uech musch doch örgroifen oinüge Maschrögeln," sagte er, stand aus dem Lehnstuhle auf und schien sich in seine Kammer zurückziehen zu wollen, um sich anzukleiden. „Wasch üscht hür ßu thun? Lascht müch mol nachdönken!" fügte er hinzu und stand in tiefem Nachdenken vor der Thür still; „jo, jo, so üscht ös. Uech musch sönden oinen Boten nach Wüllkommenbarg, oinen, dör kann vorgöben oin andöres Göschaft, dönn sonscht süht ös ausch söhr mörkwürdig, da wür ün lötschter Szoit göwösen waren schlöchte Nachborn; aber dasch macht nüchts. Dör Kuschtos üscht hofföntlüch fort und do kann Rafener sönden oinen Boten an Harrn Truschtü Dasch würd vörschaffen unsch Neuigkoiten. Rafener!" rief er dem Aufseher zu, der mit der Peitsche in der Hand unten im Hofe ging; „üch möchte spröchen müt Uehnen, Harr Rafener!"

Ravener stieß eine Art Gestöhn aus, zum Zeichen, daß er seines Herrn Ruf gehört habe, stieg die Treppe zur Veranda hinauf und stand dann schweigend still, erwartend, was sein Herr ihm zu sagen habe.

„Hoben Sü nücht ürgend oin Göschaft, wöshalb Sü könnten schücken an Harrn Truschtü oinen Boten — nach Wüllkommenbarg, moine üch?"

„Hm! Ja, da ist Geschäft genug da. Die verdammten Schweine des Custos sind in unserem Reisfelde gewesen und haben da ganz schändlich gewühlt. Dafür müssen Sie Entschädigung verlangen!"

„Jo, dasch üscht racht, dasch üscht racht."

„Hm! Sie würden gewiß nicht sagen, daß es recht ist, wenn Sie sich nur einmal den Schaden ansähen, der

der angerichtet wurde. Da wird es bei der Ernte schlecht aussehen, das versichere ich Ihnen."

„Dasch macht nüchts. Wür wörden anstöllen oine Klage. Aberscht nun hobe üch ßu thun noch ötwasch Anderes. Sü sönden oinen Boten an Harrn Truschtü und laschen sogen ös ühm. Und hören Sü mol, Harr Rafener! Dör Bote musch soin vörschwügen, dönn ör soll machen auschfündig, ob dör Kuschtos üscht ßu Hausche, ohne darüber oine Frage an ürgend Jömand ßu rüchten. Uech hobe göhört, dasch ör göhen wüll auf oine Roise und üch möchte wüschen, ob ör schon üscht fort. Vörstöhen Sü mür, Harr Rafener?"

„Vollkommen!" erwiederte der Aufseher; „ich werde einen Burschen senden, der das auskundschaften wird, ohne zu fragen. Der blaue Fritz wird das können, denke ich."

„Jo, gansch racht, dör blaue Frütsch üscht gut daßu. Und hören Sü noch, Harr Rafener! Dör Frütsch soll böachten wohl, wasch ör sagt und wasch ör thut. Der musch nur gansch loise flüschtern müt döm Mulattenmädchen, dör Cünthüa."

„Ich will ihm das Alles schon einprägen," erwiderte der Aufseher im vertrauensvollsten Tone. „Soll ich jetzt schon fortgehen?"

„Jo, jötscht sogloich — jötscht sogloich! Uech hobe Grund ßur Oile. Schücken Sü ühn fort, so bald alsch möglich!"

Ravener ging augenblicklich, um den Boten hinzusenden, und kurze Zeit nachher wanderte der gelbe Merkur, der unter dem Namen „der blaue Fritz" allgemein

bekannt war, den Fußpfad entlang, der von dem Judenhofe nach Willkommenberg führte.

Zehntes Kapitel.

Die geheimnißvolle Abwesenheit.

Das kurze Gespräch zwischen Jessuron und seinem Aufseher hatte nur ganz leise stattgefunden, da es doch nicht gerade wünschenswerth war, daß es von irgend Jemand gehört wurde und am allerwenigsten von dem Neffen des den Hauptgegenstand des Gespräches bildenden Mannes, den sie noch in der Hängematte, keine zehn Schritte entfernt, vermutheten, obwohl diese von der Treppe aus nicht gesehen werden konnte, da sie auf dem Theil der Veranda hing, welcher sich an der anderen Seite des Hauses erstreckte.

Als Ravener fortgegangen war, wollte der Jude seine frühere Absicht ausführen und Toilette machen. Dies nahm nicht viel Zeit in Anspruch, denn nach einem kurzen Aufenthalte in der Kammer erschien er wieder auf der Veranda in demselben Anzuge, blauem Frack, kurzen Hosen und Stolpenstiefeln, die er beständig trug. Der Rock war auf der Brust geknöpft, der weißbraune Biberhut auf dem Kopfe und die große Brille saß fest auf der Nase. Augenscheinlich beabsichtigte er auszugehen. Deshalb hielt er auch wieder den Regenschirm in der Hand, der ihm während des Schlafes entfallen war. So stand er jetzt oben an der Treppe, im Begriffe, fortzugehen.

Wo wollte er nur hin? in welcher Absicht und weshalb so früh?"

Folgendes Selbstgespräch wird seine Absichten klar machen.

„Des musch noch heute soin, jo, üch musch söhen sü vörhoirathet, und ßwar noch bövor können kommen dü Neuügkeiten. Dü Nachrücht von dem Tode des Kuschtos möchte ßerstören alle moine Plane. Wör kann wüschen, wasch dör jonge Mahn würd thun, wönn ör hat nur oinen Wünk von soinem graußen Glück? Und Schudith üst auch noch gar nücht gansch soiner göwüsch! Sü hat gesogt so ötwasch lötschte Nacht. Jo, ös musch noch heute soin. Wönn üch göhe ßu döm Farrer düser Gömoinde, dasch üscht von koinem Nutschen. Der üscht Freund dös Kuschtos und möchte haben oinßuwönden ötwasch. Dasch hülft dahör nüchts, noin! Uech musch göhen ßu döm Andern, dör üscht arm und würd schon erkönnen, wasch Gald üscht! Auch üscht soin Sögen görode so röchtskraftig, alsch wönn ühn hätte göſprochen dör Büschof von Schamaica sölbst. Dör würd's thun, und wönn ör wüll nücht, dann woiß üch noch oinen Andern, dör wüll — für Gald, natürlich; jo, Allesch für Gald!"

Nach diesem Selbstgespräche war er schon im Begriffe, den einen Fuß auf die obere Treppenstufe zu setzen, um hinabzusteigen, als ihm plötzlich ein besonderer Gedanke einzufallen schien, denn er drehte sich auf einmal um, wandte sich von der Treppe ab und glitt mit leisen Schritten nach dem Theile der Veranda, wo sich die Hängematte befand.

„Dör jonge Harr schläft wohl noch! Harr! Jo,

wohrhaftig! nun üscht ör dasch oder würd soin ös, wann ör würd göhen wüder ƶu Bött. Nun, wönn ör schlaft noch, darf üch ühn nücht stören. Roicher Harren Schlaf darf nücht wörden onterbrochen. Ach!“

Dieser letzte Aufruf entschlüpfte seinen Lippen, als er dicht bei der Hängematte angekommen war.

„Sü üst lör. Schon früh aufgestanden! Uen soiner Kammer vermuthlich!“

Hiermit ging der Jude die Veranda entlang, bis er das Zimmer seines Buchführers erreicht hatte, wo er still stand und in dasselbe hineinsah, da die Thür halb geöffnet war. So konnte er fast das ganze Zimmer übersehen; es war Niemand zu entdecken.

„Harr Bochan! Sünd Sü da?“ Diese Frage wurde eigentlich nur gestellt, um seine eigene Wahrnehmung noch zu bestätigen, denn er sah bereits ganz wohl, daß Niemand im Zimmer war.

„Wo sünd Sü dönn, Harr Hörbert?“ fuhr er in anderer Weise fort, bog zugleich seinen Kopf in das Zimmer hinein und sah sich um. „Boi moiner Söle! ös üscht lör wü dü Hängematte. Der musch schon soin auschgögangen! Jo, göwüsch! Soin Hut üscht nücht hür, soin Mantel üscht nücht hür und soine Flünte söh' üch auch nücht. Wü üscht ör nur gögangen an mür vorüber, ohne dasch üch ühn gehört! Uech schlofe jo so loise, dasch üch oine Katsche höre! Ueścht ör nur überhaupt dü Tröppe hünuntergögangen? Boi moiner Söle, noin! Do üscht oine Spur, alsch ob Jömand wäre gösprungen über dasch Göländer ün dön Garten hünunter. Wohrhaftig, ös üscht soine Spur! Dü hot nur ör machen können! Wasch Deibel hot dör jonge Mann

düsen Morgen vor? Uech wüll hoffen, nüchts Schlümmes lügt ßu Grunde!"

Als er den jungen Engländer in seiner Hängematte wie in seinem Zimmer vermißte, machte dies indeß dem Juden anfänglich gar keine besondere Sorge. Sein Schützling war ohne Zweifel ausgegangen, um bei der frischen Morgenluft ein wenig im Walde herumzuschweifen und hatte deshalb seine Flinte mitgenommen, um einen ihm etwa begegnenden Vogel schießen zu können. Das hatte er schon oftmals gethan, wenn auch nicht zu so ganz früher Stunde. Diese allein war aber kein Grund, um seinem Gönner besonders aufzufallen, und eben so wenig sein Sprung über das Geländer der Veranda. Wie leicht mochte der Engländer nicht den Hausbesitzer in seinem Lehnstuhle nahe an der Treppe schlafend gesehen haben, hatte ihn nicht stören wollen und deshalb vorgezogen, in anderer Weise fortzugehen. Hierin lag in der That nichts so sehr Auffallendes oder gar Besorgniß Erregendes.

Auch hätte dies ihn keineswegs beunruhigt, wären nicht bald nachher noch verschiedene andere Umstände zu seiner Kenntniß gekommen, die seinen Verdacht erregen mußten, daß irgend etwas doch wohl nicht so ganz in Ordnung sei.

Der erste Umstand dieser Art war, daß Herbert seine Flinte mitgenommen, aber seinen Schrotbeutel und seine Pulverflasche zurückgelassen hatte. Wenn der junge Mann in der Absicht ausgegangen war, etwas Wild zu schießen, so war es doch sonderbar, daß er die Schießbedürfnisse zurückgelassen hatte. Aber vielleicht hatte er irgend ein Stück Wild nahe beim Hause gesehen, war begierig auf's

Schießen gewesen, und war nun im Vertrauen auf die beiden Schüsse in seinen Läufen in größter Hast hinweggeeilt. In diesem Falle konnte er nicht so sehr entfernt sein und mußte in kurzer Zeit zurückkehren. Allein eine ganze Stunde war bald verstrichen und dennoch war kein Buchhalter zu hören oder zu sehen, wiewohl Boten ausgesandt waren, um ihn aufzusuchen, die ihn aber eine Viertelmeile um den Hof herum nicht aufgefunden hatten.

Nun begann Jessuron, dessen früher Besuch bei dem Prediger in Folge dieser Begebenheit aufgeschoben worden war, die Sache etwas ernsthafter zu nehmen.

„Des wäre doch sonderbar," sagte er zu seiner Tochter, die nun ebenfalls aufgestanden, aber sich keineswegs in rosiger Laune zu befinden schien, „ös wäre doch sonderbar, wönn ör sollte auschgöhen auf längere Szoit, ohne ßu sogen oin Wort davon ßu uns?"

Judith antwortete nicht, obwohl ihr Stillschweigen einen gewissen Verdruß nicht zu verbergen vermochte. Hatte sie vielleicht noch mehr Gründe als der Rabbi zu der Annahme, daß nicht Alles vollkommen in Ordnung sei?

Sicher war irgend etwas Unangenehmes, mindestens ein Mißverständniß am vorhergehenden Tage zwischen ihr und Herbert vorgefallen. Ihre Reden hatten so etwas auch bereits angedeutet, aber noch deutlicher verkündete dies ihr ganzes Betragen während der Nacht, wie jetzt am Morgen eine gewisse Traurigkeit zugleich mit einem nur mühsam unterdrückten Unwillen.

Deshalb trug es auch nicht zur Vermehrung gleichmüthigen Frohsinns bei, als das Hausmädchen, das

die Hängematte, worin Herbert geschlafen hatte, losgeknüpft hatte, anzeigte, daß sie darin zwei Gegenstände gefunden, die man schwerlich an solch einem Platze vermuthen dürfte, nämlich eine Cocusnuß und eine Tabackspfeife.

Noch dazu konnte die Pfeife nicht einmal Herbert Vaughan gehört haben, denn er rauchte nie aus einer Pfeife, und die Cocusnuß war augenscheinlich von dem nahestehenden Baume gepflückt worden. Der Stamm des Baumes zeigte Schrammen, als wenn Jemand ihn erklettert hätte, und oben konnte man die frische Spur sehen, wo die Cocusnuß am Stengel abgepflückt war. Was hatte Herbert nur oben auf dem Palmbaume gethan und was damit beabsichtigt, Cocusnüsse in sein Bett zu werfen?

Seine unverantwortliche Abwesenheit ward durch diese sonderbaren Umstände unbestritten noch viel räthselhafter. Einer der Viehhirten, die ausgesandt gewesen waren, um ihn zu suchen, kehrte jetzt zurück und kündigte eine neue Thatsache von noch größerer Bedeutsamkeit an. Auf dem sumpfigen, weichen Boden außerhalb der Gartenmauer hatte der Hirte die Fußspur des Buchhalters entdeckt, der nach den Bergen zugegangen war, und ganz nahe dabei auf demselben Fußsteige die Fußspur noch eines andern Mannes, der hier sogar zweimal gegangen sein mußte, hingehend und zurückkehrend. Der Viehhirte, obwohl von schwarzer Farbe, war ein geübter Pfadsucher und seine Aussage deshalb vollkommen glaubwürdig.

Auch glaubte man ihr unbedingt, obwohl sie auf Jessuron wie auf Judith einen höchst unangenehmen

und peinlichen Eindruck machte, um so peinlicher, als Stunde auf Stunde verstrich und der Buchhalter nicht zurückkehrte.

Der Vater rauchte und ärgerte sich, ja er schimpfte und fluchte. Der junge Engländer war sein Schuldner, nicht nur für reichlich gespendete Gastfreundschaft, sondern auch für vorgeschossenes Geld. Würde er nun nicht geradezu undankbar sein? ein Wortbrüchiger und ein Veruntreuer fremden Geldes?

Ach, diese kleine Geldverpflichtung hatte wenig mit dem Aerger des Juden Jessuron zu thun, und noch viel weniger mit allen den heftigen, aufwallenden Empfindungen, die wie die tobenden Wogen des stürmischen Meeres jetzt die erregte Brust seiner schönen Tochter durchbrausten, und die sich bei der geringsten Veranlassung zu blinder, rücksichtsloser Wuth umwandelten.

*
* *

Der blaue Fritz kehrte zurück; er hatte seinen Auftrag in geschickter Weise ausgeführt. Der Custos hatte eine Reise unternommen und sie gerade um Tagesanbruch angetreten.

„Gut!“ sagte Jessuron; „aber wo üscht soin Nöffe?“

Der blaue Fritz hatte Cynthia auch gesehen und ihr das zugeflüstert, was der Aufseher ihm gesagt hatte. Sie wollte nach dem Glücklichen Thal kommen, sobald sie nur einen Vorwand für ihre Abwesenheit von Willkommenberg finden könne.

„Gut!“ antwortete der Jude, „aber wo üscht dör jonge Harr Vochan? wo hat ör süch bögöben hün?“

„Ja, wo nur hin?“ fragte Judith für sich, als die

Mittagssonne die düstersten Wolken auf ihrer ausdrucksvollen Stirn beschien.

Elftes Kapitel.

Ein niedergeschlagener Geist.

Die Sonne war fast im Begriffe, die Spitze des Jumbéfelsens mit ihren Strahlen zu vergolden, während im Thale noch Finsterniß herrschte, als durch die Jalousiefenster von Willkommenberg hindurchschimmernde Lichter anzeigten, daß die Bewohner des Herrenhauses bereits aufgestanden und in Bewegung seien. Ein Licht schien aus dem Schlafzimmer des Custos zu kommen, ein anderes aus der Kammer der kleinen Quasheba, und das hellste von allen erleuchtete die Vorderfenster und kam von dem Kronleuchter in der großen Halle.

In Smythjes Zimmer allein schien weder Licht noch Bewegung zu sein, die Fenster waren dunkel und die Vorhänge herabgelassen. Unbezweifelt schlief der aristokratische Stutzer noch und wiegte sich in den Träumen seiner mannigfachen vermeintlichen Eroberungen, denen die gestrige, so gut ausgefallene Erklärung die Krone aufgesetzt hatte.

Obwohl noch so sehr früh am Morgen, so saßen der Custos wie Käthchen doch schon in der großen Halle beim Frühstück. Indeß schien nur Herr Vaughan zu essen und zu trinken, Käthchen aber nur damit beschäftigt zu sein, ihm seinen Kaffee einzuschenken und ihm in anderer Weise zu Hülfe zu kommen.

Der Anzug des Custos war von seinem gewöhnlichen sehr verschieden, denn er war ein vollkommener Reiseanzug: ein Ueberrock von starkem Zeuge mit weiten Taschen, über die Kniee hinaufgehende Stiefeln und ein Paar Pistolen im Gürtel zur Sicherheit bei einer etwaigen Begegnung mit weggelaufenen Negern. Ein Filzhut lag auf einem Stuhle und ein Cammelottmantel hing über der Lehne desselben. Alles dies deutete auf eine Reise hin, die in wenigen Minuten angetreten werden sollte, und zwar, wie die an den Stiefeln angeschnallten großen Sporen deutlich zeigten, zu Pferde.

Dies wurde dadurch noch klarer, daß am Fuße der großen steinernen Treppe zwei gesattelte und gezäumte Pferde hielten, mit einem schwarzen Reitknecht, ebenfalls im Reisemantel, dabei. Hinten auf den Sätteln befestigt waren Mantelsäcke und vorn Reisetaschen, die das nöthige Gepäck enthielten.

Der Zweck dieser Reise ist eigentlich schon längst bekannt. Herr Vaughan wollte endlich seine schon lange verschobene Absicht ausführen und eine Pflicht erfüllen, die er seiner Tochter schuldig zu sein glaubte, deren Nichterfüllung aber die Wohlfahrt und das Glück ihrer ganzen Zukunft auf's Ernsteste gefährden konnte. Deshalb wollte er jetzt nach der Hauptstadt der Insel reisen, um dort von der gesetzgebenden Versammlung den besondern Gnadenact zu erlangen, den diese allein ertheilen konnte und der seine Tochter von den entehrenden Rechtsunfähigkeiten befreien sollte, die das „Schwarze Gesetzbuch" auf Alle von diesem unglücklichen, schwarzen Menschenstamme gelegt hatte. Sechs Zeilen von der gesetzgebenden Versammlung und der Regierung sollten,

wenn sie auch vielleicht nicht die Farbe oder den mit derselben verbundenen leichtfertigen Spott Uebelwollender zu beseitigen vermochten, dennoch alle der Erbschaft entgegenstehenden Hindernisse hinwegräumen, so daß Käthchen Vaughan unbestritten die gesetzliche Erbin des ganzen Vermögens ihres Vaters würde.

Eine solche Acte zu erwirken, war der Zweck der Reise, die Loftus Vaughan jetzt gerade antreten wollte, und an deren glücklichen Erfolg er durchaus nicht zweifelte. Freilich, wäre er Buchhalter oder ein kleiner Handelsmann gewesen, so hätte er seines Erfolges wohl nicht so unbedingt gewiß sein mögen, allein Custos eines bedeutenden Bezirkes, mit vielen Freunden in der Versammlung selbst, wußte er ganz wohl, daß er nur zu fordern hatte, was ihm sofort gewährt werden würde.

Dennoch war er jetzt beim Antritte seiner Reise durchaus nicht in munterer Stimmung. Schon der Gedanke, eine lange und anstrengende Reise machen zu müssen, war an und für sich genügend, ihn zu verstimmen, denn er liebte ein ruhiges Leben und die Anstrengungen einer Reise waren ihm sehr zuwider. Allein außer diesem war noch Mehreres, was störend auf seinen frischen Muth wie auf seine sonst gewöhnlich heitere Stimmung eingewirkt. Schon seit einigen Tagen hatte er sich nicht so ganz wohl befunden, er hatte den Appetit verloren und magerte sichtlich ab. Ein beständiger brennender Durst quälte ihn, den er trotz allen Trinkens nicht zu löschen vermochte.

Der Arzt der Pflanzung war durch die sich bei Loftus Vaughan einstellenden merkwürdigen Erscheinungen sehr beunruhigt, besonders, da seine Vorschriften durchaus

keine Linderung verschafften. Die Krankheit war in nur kurzer Zeit in der That so hartnäckig geworden und hatte so zugenommen, daß er seine Reise nach Spanischstadt aufgegeben oder auf eine gelegenere Zeit verschoben haben würde, hätte er nicht gehofft, in der Hauptstadt einen erfahrenen und geschickten Arzt anzutreffen, der seine räthselhafte Krankheit zu erkennen und dann zu heilen vermöge. Auf diese Hoffnung gestützt, hatte er sich entschlossen, die Reise auf alle Fälle anzutreten.

Noch ein ganz anderer Druck lastete aber außerdem auf seinem Geiste, der ihn vielleicht mehr als alles Andere beunruhigte. Seit dem Tode Chakras oder eigentlich seitdem ihm der Geist Chakras erschienen war, hatte sich bei Loftus Vaughan eine Art übernatürlicher Furcht festgesetzt, und oftmals hatte er über die schreckliche Erscheinung nachdenken müssen, die ein solches Entsetzen bei ihm hervorgebracht hatte. Hätte er allein nur diese Erscheinung wahrgenommen, er hätte vielleicht die durch sie erzeugte Furcht überwinden mögen, denn er hätte sie alsdann gänzlich einer ihn trügenden Sinnestäuschung zuschreiben können, einem Blendwerk seiner eigenen zu jener Zeit durch den Anblick auf dem Jumbéfelsen stark erregten und erhitzten Einbildungskraft. Allein Trusty hatte ebenfalls den Geist gesehen und Trustys Einbildungskraft war sicher durchaus nicht sehr lebhaft. Und wie war es überhaupt nur möglich, daß Beide durch dieselbe Einbildung und zur selben Zeit getäuscht werden konnten?

Wie er die Sache auch ansehen und zu erklären versuchen mochte, immer verblieb etwas Räthselhaftes, etwas Geheimnißvolles, das des Custos Herz wider Willen mit

Furcht erfüllte, wenn er an Chakra und die Erscheinung seines Geistes dachte. Der damals auf dem Jumbéfelsen empfangene Eindruck hatte auf ihn so stark eingewirkt, daß er diesen Felsen nie wieder besuchte und es vermied, allein auf dem dichtbewaldeten Berge zu sein, weil er beständig eine zweite Begegnung mit der schrecklichen Erscheinung befürchtete. Allein auch dies Furcht hätte ihn mit der Zeit wohl verlassen, wenn er auch den Myalmann selbst und die schrecklichen Umstände seines Todes nimmermehr ganz vergessen hätte, wäre ihm nicht an demselben Tage, an dem Smythje in den hohlen Baum fiel, ein ganz besonderer Umstand berichtet worden.

An jenem Nachmittage nämlich, da Quashie durch den Wald und über die Berge in größter Aufregung zurückkehrte, erklärte der schwarze Bube, daß er, als er eine bekannte, „das Teufelsloch" genannte Gegend vorbeigekommen sei, „dort den Geist des alten Schakra gesehen!"

Als Quashie das Haus erreicht hatte, erzählte er diese schreckliche Begebenheit unter Zähneklappern und Heulen und mit gräßlich verdrehten Augen. Von seinen Mitsclaven ward der täppische und furchtsame Knabe allerdings ausgelacht und verspottet, allein auf seinen Herrn machte dessen Erzählung einen höchst unbehaglichen und peinlichen Eindruck und erneuerte in ihm jenes starre Entsetzen, das ihn lange Zeit erfüllt und von dem er sich immer nur theilweise frei zu machen gewußt hatte.

Deshalb hatte dies auch nicht wenig dazu beigetragen, das Gefühl der Niedergeschlagenheit und Ent-

muthigung, das ihn beim Antritte seiner Reise jetzt beherrschte, noch zu verstärken.

Zwölftes Kapitel.

Der Abschiedstrunk.

War Loftus Vaughan niedergeschlagen, so schien seine Tochter auch nicht gerade heiter zu sein, da sie bei dem Frühstücke zugegen war, denn auf ihrem holden Angesichte lagerte tiefe Betrübniß und sorgenvolle Bekümmerniß.

Ein mit den näheren sie betreffenden Verhältnissen Unbekannter hätte wohl vermuthen dürfen, es sei dies lediglich Folge des Mitgefühls mit ihrem Vater, da sie ihn so trübe und niedergeschlagen sah, zugleich mit dem für eine zärtliche Tochter so natürlichen Bedauern bei der Trennung für eine längere Zeit von ihm. Allein ein aufmerksamer Beobachter mußte in den holden, reinen Gesichtszügen ganz wohl einen Ausdruck stiller Trauer wahrnehmen, die aus einer andern, viel tieferen Quelle herstammte.

Theilweise mochte der Reisezweck ihres Vaters wohl zu dieser trüben Stimmung mitgewirkt haben, denn sie hatte ihn von ihrem Vater selbst am Abend zuvor gehört.

Da, zum ersten Male in ihrem Leben, hatte sie alle die sonderbaren und ungünstigen mit ihrer Geburt und Abstammung in Verbindung stehenden Umstände voll-

ständig kennen gelernt, denn bis dahin war sie über ihre Stellung in der Gesellschaft wie vor dem Gesetze gänzlich in Unwissenheit geblieben. Da zum ersten Male war ihr ihre eigene gesellschaftliche Lage mit allen ihren Mängeln und mit der auf ihr beruhenden Erniedrigung wahrhaft und ohne alle verschönernde Schminke auseinandergesetzt worden.

Um diese Mängel und diese Erniedrigung auszutilgen, wollte ihr Vater fortreisen. Dafür empfand das junge Mädchen aufrichtige Dankbarkeit, obwohl diese vielleicht wohl noch stärker von ihr gefühlt worden wäre, hätte ihr Vater sich nicht so sehr viel Mühe gegeben, ihr begreiflich zu machen, welchen außerordentlichen Dienst er ihr leisten wolle, und hätte er die ganze Angelegenheit nicht dazu benutzt, ihren so klar ausgesprochenen Widerwillen gegen Smythje damit zu bekämpfen.

Während der kurzen Zeit, daß Herr Vaughan jetzt mit dem Frühstücken beschäftigt war, wurden nur äußerst wenige Worte zwischen ihnen gewechselt. Die vorhandenen Fleischspeisen wurden von dem Reiseunternehmer kaum versucht, denn er hatte gar kein Verlangen nach etwas Festem und schien sich nur um's Trinken zu bekümmern. Nachdem er mehrere Tassen Kaffee hinuntergestürzt hatte, um seinen Durst zu stillen, und ohne Brod oder sonst etwas Anderes zu essen, stand er vom Tische auf und bereitete sich zur Abreise vollständig vor.

Jetzt trat Herr Trusty ein und kündigte an, daß die Pferde und der Reitknecht bereit wären und unten an der Treppe warteten.

Der Custos nahm seinen Reisehut und zog mit Hülfe

Käthchens und ihrer Dienerin Yola seinen Mantel an, da die Luft so früh am Morgen rauh und kalt war.

Während dieser Vorbereitungen hatte sich auch ein Mulattenmädchen im Zimmer befunden, das zuweilen bei der Bedienung des Frühstückstisches mitgewirkt, zuweilen aber auch schweigend und still im Hintergrunde gestanden hatte. Es war die Sclavin Cynthia.

In dem ganzen Benehmen dieses Mädchens lag etwas Besonderes, und eine eigenthümliche Aufregung zeigte sich bei ihr dadurch, daß sie mehrere Male unruhig mit leisen, verstohlenen Schritten und unstäten, heimlich spähenden Blicken im Zimmer hin und her ging.

Einem aufmerksamen Beobachter hätte Cynthias Aufregung nicht entgehen können; allein den drei Anwesenden, die nichts Arges ahnten, entging sie doch vollkommen.

Die Bowle mit dem Swizzle, die schon früher erwähnt ist, stand wie gewöhnlich auf dem Seitentische. Während das Frühstück auf den Tisch gestellt worden war, hatte Cynthia die Bowle frisch mit diesem erquickenden und beliebten Getränke angefüllt, das sie in einem andern Zimmer gemischt hatte. Als sie Jemand fragte, wozu sie das Swizzlemachen, ihr tägliches Geschäft, so früh vornehme, besonders da der Herr doch schon vor der heißern Tageszeit, wo der Swizzle getrunken werde, abreise, antwortete Cynthia: „Aber vielleicht Massa möchte trinken von dem Swizzle, bevor er gehen."

Dies hatte das Mädchen auch gar nicht unrichtig geahnt, denn gerade als der Custos aus dem Hause gehen wollte, um die große Treppe hinunterzugehen und zu Pferde zu steigen, überfiel ihn ein abermaliges Ge-

fühl brennenden Durstes und er verlangte noch etwas zu trinken.

„Massa vielleicht mögen ein Glas Swizzle?“ fragte Cynthia jetzt, die näher an ihn herangetreten war. „Ich haben gemischt sehr guten für Massa,“ fügte sie noch als besondere Empfehlung hinzu.

„Ja, Mädchen,“ antwortete ihr Herr. „Das wird wirklich das Beste sein, was ich trinken könnte. Bring mir ein Glas davon.“

Kaum hatte Herr Vaughan Zeit sich umzudrehen, so wurde ihm auch ein bis zum Rande volles Glas gereicht. Er bemerkte es nicht, daß der Sclavin Hand beim Hinreichen zitterte, noch daß ihr Gesicht dabei abgewandt war, gleich als sollten ihre Augen etwas Schreckliches nicht sehen. Sein arger Durst hinderte ihn, irgend etwas Anderes zu beachten als gerade das, was dazu bestimmt war, ihn zu lindern. Mit Gier ergriff er das Glas und stürzte dessen ganzen Inhalt, ohne nur einmal abzusetzen, hinunter.

„Du hast das Getränk zu sehr gepriesen, Mädchen,“ sagte er beim Zurückgeben des Glases. „Es ist keineswegs so sehr gut; es hat einen etwas bittern Geschmack. Aber vielleicht ist meine Zunge nicht so ganz in Ordnung, und beim Abschiedstrunke sollte man es überhaupt so genau gar nicht nehmen.“

Mit diesem Versuche, froh und munter zu erscheinen, sagte Loftus Vaughan seiner Tochter Lebewohl, stieg die Treppe hinunter, schwang sich in den Sattel und ritt davon.

Armer Custos Vaughan! Der Abschiedstrunk war der letzte, den zu trinken dir im Leben bestimmt war!

In diesem perlenden Swizzle war der Aufguß von der schrecklichen Savannablume und mit diesem hastigen Trunke hast du eines der tödtlichsten Pflanzengifte eingesogen!

Wohl mag Chakras Weissagung nun bald erfüllt werden, der Todtenzauber wird seine unfehlbare Wirkung ausüben, in vierundzwanzig Stunden schon bist du ein regungsloser Leichnam!

Dreizehntes Kapitel.

Das Hornsignal.

Als Cubina den Judenhof verlassen hattte, eilte er unverweilt nach der Lichtung zurück. Hier unter der großen Ceiba angekommen, setzte er sich auf einen Baumstumpf, um den jungen Engländer zu erwarten. So verblieb er einige Zeit lang ruhig, doch dann ergriff ihn eine ganz außerordentliche Unruhe, da eine Minute nach der andern verstrich, ohne daß Jemand kam. Dazu hatte er nicht einmal eine Tabackspfeife, um seine Ungeduld angemessen zu vertreiben, denn diese war ja in der Hängematte liegen geblieben, in die er sie von dem Cocusnußbaume aus geworfen hatte. Indeß auch eine Pfeife würde ihn schwerlich beruhigt haben, da seine Aufregung und Ungeduld mit jedem Augenblicke größer wurden. In der That, das Nichterscheinen des jungen Engländers begann ihm ernste Besorgnisse einzuflößen.

Was mochte ihn jetzt nur zurückhalten? War der

Jude etwa wach geworden, und hatte dieser Herbert in irgend einer Weise verhindert, fortzugehen? Es war gar kein ordentlicher Grund vorhanden, weshalb der junge Engländer nur zehn Minuten später als er selbst bei der Ceiba ankommen sollte. Fünf Minuten wären doch sicher zu seinem Anziehen hinreichend gewesen, und was in aller Welt hielt ihn dann ab, ihm zu folgen? Unbezweifelt waren doch der an ihn ergangene Anruf, die Hinweisung auf die Gefahr, in der seine Verwandten schwebten, sowie die Nothwendigkeit der größten Eile gar nicht mißzuverstehen und auch jedenfalls dringlich genug, um ihn mit aller Hast ohne alles Säumen in den Wald zu treiben. Warum kam er denn jetzt nicht?

Der Marone vermochte sich dies gar nicht anders zu erklären, als daß er annahm, der Jude sei aufgewacht und habe ihn verhindert.

Oder konnte es möglich sein, daß Herbert nicht den richtigen Weg nach der Ceiba gefunden hatte? Der Fußpfad war nicht überall so ganz sichtbar, denn er wurde nur sehr wenig betreten und es waren viele solcher kleinen Wege da, die nach allen Richtungen hinführten und den richtigen nach der Ceiba mannigfach durchkreuzten, indem die halbwilden Rinder und Füllen des Koppelhalters das Dickicht und die Wiesen nach Willkür durchstreiften. Deshalb war es gar nicht unmöglich, daß der Engländer den rechten Weg verloren und irre gegangen.

Solche Gedanken erfüllten jetzt Cubina; er machte sich lebhafte Vorwürfe, nicht früher daran gedacht zu haben, in der Nähe des Judenhofes geblieben zu sein, um dort Herbert zu erwarten.

„Ha, daran nicht zu denken! Carambo! Wie äußerst dumm von mir!“ sprach er leise für sich und ging aufgeregt auf und ab, denn seine sich immer mehr steigernde Ungeduld hatte ihn längst von seinem Sitze auf dem Baumstumpfe aufgetrieben.

„Am Ende hat er doch den Weg verloren! Ich muß zurückgehen, vielleicht finde ich ihn, und wenn er auf dem rechten Wege ist, so treffe ich ihn ja auf alle Fälle!“

Mit diesen Worten durchschritt er eiligst die Lichtung und ging den nach der Judenkoppel führenden Weg wieder zurück, den er eben erst gekommen war.

Die Annahme, daß Herbert den rechten Weg verfehlt habe, war vollkommen richtig. Der junge Engländer hatte den Platz seines merkwürdigen Abenteuers seit jenem Tage nicht wieder besucht, wo er die Bekanntschaft so eigenthümlicher Leute gemacht hatte. Auch war er, wie Cubina bereits vermuthet hatte, gerade nicht sehr stark darin, sich im Wald zurecht zu finden, noch dazu in einem westindischen Urwalde. So war er schon gleich im Anfange vom rechten Wege abgekommen und wanderte nun im Walde herum, um die Lichtung aufzufinden, wo die Riesen-Ceiba stand.

Unterdessen ging der Marone eilends den nach der Judenkoppel führenden Pfad zurück, ohne jedoch den Engländer oder dessen Spur auffinden zu können. Bereits betrat er schon die dem Hause dort nahe liegenden Felder und stieg vorsichtig über die verfallene Mauer des früheren Obstgartens. Vorsicht war jetzt höchst nothwendig, denn es war nun lichter Tag, und wäre das Unterholz nicht gewesen, er hätte keinen Schritt weiter zu machen vermocht, ohne die größte Gefahr, vom Hause

aus gesehen zu werden. Jetzt erreichte er den Platz, auf dem er einige Stunden zuvor gewesen war und von wo aus er die Veranda zu übersehen vermochte. Jessuron befand sich auf ihr, allein er schlief nicht mehr in seinem Lehnstuhle, sondern ging schnell, wie in Aufregung, umher. Sein Aufseher stand an der Treppe und schien auf einige vom Juden ertheilte Befehle zu hören. Die Hängematte war noch auf ihrem alten Platze, sie war jedoch leer. Nirgends, weder auf der Veranda noch sonst wo in dem ganzen Gebäude, konnte Cubina den jungen Engländer entdecken.

Der Marone überlegte nun, ob er noch länger da verweilen und die Bewegungen der beiden Männer beobachten solle, als es ihm einfiel, daß, wenn der junge Engländer wirklich fortgegangen war und den rechten Weg eingeschlagen habe, er einen etwas sumpfigen und schmutzigen Platz gerade außerhalb der Gartenmauer betreten haben müsse. Deshalb ging er unter dem Schutze der Bäume vorsichtig dahin und gewahrte auch sofort eine frische Fußspur in dem weichen Schmutze. Der Hacken war dem Hause zugekehrt und die Fußspitze nach dem Waldpfade gerichtet. Es war unbezweifelt die Spur des jungen Engländers, er mußte in der Richtung nach der Lichtung hingegangen sein. Aber wo war er jetzt?"

„Vielleicht ist er nun während meiner Abwesenheit doch auf der Lichtung angekommen und wartet da auf mich?" war der Gedanke des Maronen, mit dem er nun in größter Eile nach der Lichtung zurücklief. Allein unter der Ceiba war kein Engländer zu sehen, keine Spur von ihm zu entdecken. Sobald er jetzt wieder hinreichend zu Athem gekommen war, begann er zu

rufen; im Anfange mäßig laut, dann immer stärker und zuletzt aus aller Kraft. Allein trotz alles wiederholten Schreiens und Rufens erfolgte keine Antwort, außer dem Echo des Waldes.

„Carambo!“ rief der Marone, dem plötzlich ein anderes Mittel, sich bemerkbar zu machen, eingefallen zu sein schien. „Vielleicht, wenn er mein Horn hört, erinnert er sich daran und kennt es wieder. Wenn er nur im Umkreise einer halben Stunde Weges ist, so muß er es hören!“

Der Marone setzte sein Horn an den Mund und blies einen langen lauten Ton, dreimal hinter einander. Auf dies Signal erfolgte sofort eine Antwort, die aber freilich nicht von dem jungen Engländer herrühren konnte. Sie bestand in drei halben Hüfthorntönen. Als der Marone diese hörte, horchte er aufmerksam. Da erschallte ein nur halb so starker Ton, aus derselben Richtung herkommend.

„Drei und einen halben!“ rief der Marone für sich aus. „Richtig, es ist Quaco! Er kommt von Savanna-la-Mer zurück; ich habe ihn nicht so früh erwartet, aber es ist ganz gut, vielleicht werde ich ihn nöthig haben.“

Nach diesem Selbstgespräche stand der Marone in tiefes Nachsinnen versunken.

„Carambo!“ rief er dann höchst verdrießlich aus. „Was ist denn nur aus dem Engländer geworden? Ich muß noch einmal blasen, denn Quacos Horn möchte ihn getäuscht haben. Diesmal aber, werther Lieutenant, schweig still!“

Damit blies er einen einzelnen, aber ganz von dem früheren verschiedenen Ton. Nach einer Pause wieder-

holte er diesen Ruf ganz in demselben Tone. Allein auf keinen erfolgte jetzt Quacos Antwort; kurze Zeit darauf aber stellte sich der Gerufene seinem Hauptmann in eigener Person vor.

Vierzehntes Kapitel.

Quacos seltsames Begegnen.

Als Quaco die Lichtung betrat, trug er einen großen Pack, unter dem er sich's den ganzen Weg von Savanna-la-Mer her hatte sauer werden lassen. Ausgenommen die schweinsledernen Stiefeln an den Füßen und einen alten randlosen Hut auf dem Kopfe trug er nur ein Paar Hosen. Das war Alles, was Quaco von Kleidungsstücken an sich hatte, ja, was er überhaupt an solchen besaß; denn obwohl des Maronenhauptmanns Lieutenant, so war seine Kleidung doch nicht vollständiger, als die eines gewöhnlichen Gemeinen der Maronenbande.

Deswegen war der Hauptmann auch in keiner Weise über die kärgliche Bekleidung Quacos verwundert, wohl aber über sein wildes Aussehen beim Eintritt in die Lichtung, sowie ihm sofort auch noch einiges Andere auffiel. Die ganze dunkle Haut des Riesen war mit weißem Schweiße bedeckt, der aus jeder Pore hervortropfte. Das war jedenfalls in Folge des langen Marsches, zumal in den brennenden Sonnenstrahlen und wegen des großen von ihm getragenen Gewichtes, denn der Korb auf seinem Rücken schien mindestens funfzig

Pfund schwer zu sein, die große oben auf demselben festgebundene Muskete gar nicht mitgerechnet.

Alles dies war nichts Ungewöhnliches. Anders war es freilich mit dem unerklärlichen heftigen Ausdrucke seines Gesichts, dem wilden Rollen seiner gelblichen Augensterne, den schnellen eiligen Schritten und den wunderlichen seltsamen Geberden, mit denen er seine Ankunft schon zuvor ankündigte.

Obwohl dies von Cubina ganz gut bemerkt worden war, so that dieser, stets an eine gewisse Zurückhaltung seinen Leuten gegenüber gewohnt, doch ganz, als ob er nichts Besonderes wahrgenommen habe und sagte deshalb zu dem näher Herankommenden:

„Ich bin froh, Dich hier zu treffen, Quaco."

„Und ich froh sein, Capitain Cubina, Sie hier finden! Schnell gelaufen, so schnell als meine Beine wollen, Sie zu suchen!"

„Ha!" sagte Cubina, „Neuigkeiten vielleicht? Bist Du irgend Jemand im Wald begegnet? Vielleicht dem jungen Engländer von dem Judenhofe? Ich erwarte ihn hier, aber er scheint den Weg verfehlt zu haben."

„Keinen Engländer getroffen, Capitain; aber den Cussos Vochan gesehen, dem begegnet."

„Carambo!" rief Cubina erstaunt. „Du hast den Custos Vaughan getroffen? Wann und wo?"

„Wann? — diesen Morgen. Wo? — ungefähr eine halbe Meile von dem großen Carrion-Kreuzwege. Da traf ich ihn!"

Der auf das letzte Wort gelegte Nachdruck fiel Cubina auf, denn er schien ihm anzudeuten, daß Quaco auch noch einen Andern angetroffen habe.

„Trafſt Du weiter Keinen?“ fragte er ſchnell und offenbar auf eine Antwort höchſt begierig.

„Ja—a, Capitäin,“ ſprach der Lieutenant höchſt langſam und ſchleppend, was mit ſeinem beim Eintritte in die Lichtung verrathenen aufgeregten Weſen gar ſehr im Widerſpruche ſtand. Aber Quaco ſah, daß ſein Hauptmann auf die Ankunft des jungen Engländers warte und glaubte deshalb, nicht nöthig zu haben, ſich mit ſeinen Mittheilungen ſo ſehr zu beeilen. „Ja—a, ich traf den alten Pluto, den Oberkutſcher von Willkommenberg. Er ritt an der Seite des Cuſſos.“

„Weiter trafſt Du Keinen, Quaco?

„Nicht gerade dann,“ antwortete Quaco! der augenſcheinlich die intereſſanteſte Neuigkeit, die er mitzutheilen hatte, noch zurückhielt.

„Aber ſpäter? Heraus damit, Quaco! Haſt Du irgend Jemand getroffen, der auf demſelben Wege ging?“

Der befehlende Ton, zugleich mit einer ihn unterſtützenden, die höchſte Ungeduld verrathenden Handbewegung brachte Quaco jetzt zu einem viel ſchnelleren Geſtändniß, als er es ſonſt wohl abgelegt haben würde.

„Ich getroffen, Capitain Cubina,“ ſagte er und blies ſeine Backen bei der großen Wichtigkeit der nun zu machenden Mittheilung mächtig auf, während ſeine Augen wie zwei gelbe feurige Kugeln ſchrecklich in ihren Höhlen rollten und fürchterlich verdreht wurden— „ich getroffen keinen M a n n, aber einen Geiſt!“

„Einen Geiſt?“ fragte Cubina ungläubig.

„Ja, einen Geiſt, ich ſchwör's beim großen Accompong! denſelben Geiſt, den ich ſchon 'mal geſehen habe —den Geiſt des alten Chakra!“

Der Maronenhauptmann stutzte, was der Lieutenant seiner Verwunderung über die seltsame Nachricht zuschrieb. Diesen Irrthum benahm Cubina ihn aber bald, da er dringend fragte: „Wo hast Du denn den Geist angetroffen?“

„Ich ihn eigentlich gar nicht getroffen,“ antwortete Quaco, „ich ihn nur gesehen auf dem Wege vor mir, ungefähr hundert Schritte von mir. Aber ich war nahe genug, um gewiß zu sein—und es war Chakras Geist, ganz wie ich ihn schon einmal gesehen habe da bei dem Teufelsloch! Der alte Knabe kann nicht ruhig im Grabe schlafen, er geht in den Wäldern herum!“

„Wie weit war es von der Stelle entfernt, wo Du Herrn Vaughan angetroffen hast?“

„Nicht so weit, Capitain. Einige tausend Schritte vielleicht, mein' ich. Sobald der Geist mich sah, schlüpfte er in die Gebüsche, und ich sah nichts mehr davon. Merkwürdig genug, der Tag war schon angebrochen und die Hähne hatten auch gekräht. Ich hörte sie schon auf des alten Jobsons Pflanzung dicht dabei krähen, und das hat das Gespenst wohl nicht vertragen können und ist in den Fluß gesprungen.“

„Wir können hier nicht mehr länger auf den jungen Engländer warten — wir müssen fort, fort von hier, Quaco, so schnell wie möglich!“

Mit diesem Ausrufe wollte Cubina unverzüglich forteilen.

„Halt, Capitain,“ sagte Quaco und unterbrach ihn mit einer Handbewegung, die klar andeutete, daß er noch mehr mitzutheilen habe; „Ihr habt ja nicht Alles gehört, ich habe noch Mehrere angetroffen.“

„Noch Mehrere?"

„Eine gute Viertelmeile hinter der Stelle, wo ich den Geist des alten Myalmannes gesehen habe, wer, glaubt Ihr wohl, der mir da begegnet sei?"

„Wer denn?" forschte Cubina begierig.

„Nun, die Teufelssöhne, schöne Gesellschaft für das Gespenst Chakra, die verdammten Spanier von dem Judenhofe!"

„Ach! Maldito!" rief der Maronenhauptmann mit lauter, die höchste Unruhe verrathender Stimme, und machte zugleich eine Geberde, die klar andeutete, daß ihm plötzlich ein Licht aufgegangen war. „Die Spanier, sagst Du? sie ebenfalls hinter ihm her! Komm, Quaco! Setz den Pack nieder, wirf ihn irgendwo in die Gebüsche! Jetzt ist kein Augenblick zu verlieren! Ich begreife nun ganz wohl alle die Begegnungen, die Du auf Deinem Wege gehabt hast. Glücklicher Weise habe ich mein Schießgewehr und Du hast das Deine. Wir mögen sie beide vor Nacht noch nöthig haben. Lege den Pack ab und folge mir!"

„Halt und nehmt mich auch mit!" rief eine Stimme am Saume der Lichtung; „ich habe auch ein Gewehr."

Und in demselben Augenblick trat der junge Engländer mit seiner Flinte auf der Schulter aus dem Unterholze hervor und schritt auf die Ceiba zu.

Fünfzehntes Kapitel.

Ein Oheim in Gefahr.

„Sie scheinen große Eile zu haben, Hauptmann Cubina,“ sagte Herbert, schnell zu diesem herantretend. „Was giebts denn Besonderes? Etwas nicht in Ordnung?“

„In Ordnung, Herr Vaughan! Viel mehr als das! Aber wir können hier nicht stehen und schwatzen, wir müssen sofort nach Savanna, so schnell wir können.“

„Was, ich soll mit nach Savanna gehen? Ich gehe schon mit Ihnen in jeder vernünftigen Angelegenheit, aber ich bin leider nicht vollkommen Herr meiner Zeit, und da müßte ich für solch eine Reise doch erst deren Grund und Absicht kennen.“

„Ein guter Grund, Herr Vaughan. Ihr Onkel, der Custos, ist in Gefahr!“

„Ah!“ sagte der junge Engländer und schien etwas enttäuscht zu sein. „Das ist kein so gar wichtiger Grund, wie Sie wohl glauben, Hauptmann. Haben Sie ihn gemeint, als Sie vor Kurzem sagten, Einer, der mir theuer sein sollte, sei in Gefahr?“

„Ja, ihn meinte ich,“ antwortete Cubina.

„Hauptmann Cubina,“ sagte Herbert in einem sehr gleichgültigen Tone, „dieser mein Onkel verdient meine Einmischung gar nicht.“

„Aber sein Leben ist in höchster Gefahr!“ unterbrach der Marone Herbert in seiner weiteren Auseinandersetzung.

„Ja“ rief der Neffe mit gehobener Stimme aus.

„Wenn das der Fall, wenn wirklich sein Leben in Gefahr wäre, dann —"

„Gewiß," unterbrach der Marone ihn abermals; „und andere mögen auch noch in Gefahr durch denselben Feind sein, Sie selbst vielleicht sogar, Herr Vaughan. Aber ganz sicher Die, die ihnen das Liebste auf der Welt sind.

„Ha!" sprach Herbert mit der größten Verwunderung. „Sie haben sehr schlechte Nachrichten. Erzählen Sie mir nur Alles auf einmal!"

„Nicht hier, Herr Vaughan, nicht jetzt hier. Kein Augenblick ist mit Reden zu verlieren, wir müssen sofort aufbrechen. Unterwegs will ich Ihnen Alles erzählen."

„Dann nur zu!" rief Herbert, „wenn's sich um Leben oder Tod handelt, gehe ich mit Ihnen, selbst nach Savanna! Nun, Herr Jessuron, heute wird 'mal kein Buch geführt, und" — (den Namen sprach er nur ganz leise und für sich aus) „Judith kann mich auch einmal einen Tag entbehren, besonders wenn es die Rettung von Menschenleben gilt. Nun wohlan, ich ziehe mit Ihnen, Hauptmann Cubina!"

„Vamos!" rief der Marone und brach hastig auf. „Da wir keine Pferde haben, so müssen wir unsere Beine wohl noch stärker anspannen, denn diese lauernden Schufte haben uns schon einen großen Vorsprung abgewonnen."

So redend, schlug Cubina den nach den Hügeln aufwärts führenden Pfad ein, gefolgt von Herbert wie von dem schweigsamen Quaco, der nun, nicht länger mehr von seinem Packe bedrückt, ihnen dicht nachfolgte.

Der von Cubina verfolgte Weg schien gerade auf Willkommenberg hinzuführen. Deshalb hielt Herbert einen Augenblick still, wandte sich an seinen Führer und fragte bedeutsam: „Sie gehen doch da nicht hin?"

„Nein!" antwortete der Marone: „wir brauchen jetzt nicht mehr nach dem großen Hause zu gehen, da der Custos es nun doch schon längst verlassen hat. Da könnten wir auch nicht mehr erfahren, als ich bereits weiß. Uebrigens gingen wir auch bedeutend um. Zeit dürfen wir durchaus nicht verlieren, das ist das Wichtigste. Gleich werden wir uns etwas drehen und einen Weg einschlagen, der gerade über den Berg neben den Jumbéfelsen führt. Das ist der kürzeste Weg, um auf die große Landstraße nach Savanna zu gelangen. Vamos!„ Damit eilte der Marone wieder vorwärts und Herbert schritt rüstig und schweigend hinter ihm her.

Bis dahin hatte der junge Engländer noch gar keine Aufklärung über den eigentlichen Zweck der jetzt unternommenen Reise erhalten, noch hatte er deshalb gefragt. Die frühere Angabe, daß ihm theure Menschen in Gefahr seien, war ihm hinlänglicher Grund gewesen, um dem Maronen vertrauensvoll zu folgen. Indeß fiel es ihm nun doch ein, daß er jetzt wohl über die Art und Weise der Gefahr, wem sie eigentlich drohe und welche Maßregel sie zur Abwehrung derselben in diesem Augenblicke ergriffen, sich zu unterrichten berechtigt sei. Deshalb stellte er jetzt an seinen Führer, während sie eilig ohne Aufenthalt vorwärts schritten, hierüber verschiedene Fragen.

Mit kurzen Worten machte der Marone ihn nun mit dem Meisten, wenn auch nicht mit Allem bekannt,

was er selbst wußte, besonders mit der Gefahr, in welcher der Custos sich zu befinden schien. Er erzählte ihm von seinem Niedersteigen in das Teufelsloch, von der dort belauschten Unterredung, und obwohl er die Beweggründe nicht kannte, sagte er ihm doch von dem offenbaren Mordanschlage, an dem Herberts eigener Brodherr einen so hervorragenden Antheil nahm.

Der junge Engländer war bei diesen Enthüllungen begreiflicher Weise auf's Aeußerste erstaunt und empört. Vielleicht wäre er dies noch mehr gewesen, allein diese Aufdeckung niederträchtiger Handlungen war lediglich die Bestätigung einer ganzen Reihe höchst verdächtiger Anzeichen, die ihm schon seit einigen Tagen bekannt geworden und für die er bisher vergeblich nach genügender Aufklärung gesucht hatte.

Alle Gedanken auf eine Rückkehr unter das Dach des Jakob Jessuron gab er jetzt auf; die Gastfreundschaft eines solchen Mannes, eines Mörders, mindestens der Absicht nach, länger genießen zu wollen, konnte bei ihm gar nicht in Frage kommen. Ohne Weiteres begriff er vollkommen, daß er seine schöne angenehme und mühlose Stelle sofort aufgeben müsse, und daß er, abgesehen von dem durch seine plötzliche Entfernung vom Glücklichen Thal vielleicht veranlaßten Aergernisse, jetzt seinen Aufenthalt nicht wieder daselbst nehmen könne. Selbst die Bezauberungen der schönen Judith waren sicher nicht kräftig genug, um ihn je wieder dahin zurückzuführen.

Cubina vernahm diese Entschließungen offenbar mit größter Genugthuung. Dennoch hatte der Marone Herbert bisher nicht mit verschiedenen andern ihm ganz

kürzlich erst zur Kunde gekommenen Geheimnissen bekannt gemacht, von denen einige für den jungen Engländer sicher von dem höchsten Interesse sein mußten. Die Mittheilung dieser wollte er auf eine künftige passende Gelegenheit verschieben, wenn die Zeit nicht so sehr drängte.

Herbert Vaughan, jetzt von der seinen Onkel bedrohenden Gefahr vollständig unterrichtet, vergaß für den Augenblick alles Uebrige und dachte einzig nur daran, ihm sobald wie möglich zu Hülfe zu kommen. Alle früheren Beleidigungen und Beschimpfungen waren vollständig von ihm vergessen und vergeben, selbst sogar jene, die ihn am meisten geärgert und verwundet hatten, die kalte frostige Verbeugung auf dem großen Symthjeballe!

Jenseit's über den Jumbéfelsen hinaus und nicht sehr weit entfernt von dem Nebenwege, den sie jetzt verfolgten, lag das eigentliche Land der Maronen. Der Schall eines Hornes mußte hier immer von einigen gehört werden, die in ihrer gewöhnlichen Weise, der Jagd des wilden Ebers, beschäftigt waren. Cubina wußte dies ganz wohl, und stand deshalb, wie er an dem zunächst nach seiner Stadt hinführenden Pfade anlangte, still, um einen Augenblick zu überlegen.

Dann aber schien er sich selbst in Begleitung des kräftigen jungen Engländers so wie seines muthigen Lieutenants für hinreichend stark zu halten, um den Gedanken, noch einige von seinen Leuten zu Hülfe zu rufen, aufzugeben. So setzte er mit seinen Begleitern den Weg nach der großen nach Savanna führenden Hauptstraße ungesäumt in größter Eile fort.

Sechszehntes Kapitel.

Ein Streifzug zu Pferde.

Während des ganzen Tages blieb der Koppelhalter zu Hause. Die unerklärliche Abwesenheit seines Schützlings ließ es gerathen erscheinen, seinen beabsichtigten Besuch bei dem Prediger noch aufzuschieben. Im Uebrigen erwartete er auch Cynthia jeden Augenblick.

Von der Mulattin würde er sicher mehr erfahren, denn sie wußte von den Ereignissen der jüngsten Zeit jedenfalls mehr, als selbst Chakra, sonst wäre er gern nach dem Teufelsloch gewandert, um das Orakel des Obi zu befragen.

Allein Cynthia würde wahrscheinlich Alles genau wissen. Mindestens konnte sie ihm sagen, ob der Zauber wirklich angewandt worden sei, und wie und wann. Dies mußte er durchaus wissen und deshalb blieb Jessuron zu Hause, um Cynthias Antwort abzuwarten.

Nicht so Judith. Von übler Laune und Verdruß gequält, war Unthätigkeit ihr unerträglich. Sie vermochte sich im Hause nicht zu beruhigen und beschloß deshalb, draußen, wenn auch nicht Trost und Linderung in ihrem Grame, so doch mindestens Zerstreuung und Ablenkung von den sie peinigenden Gedanken aufzusuchen. Kurz nach dem Frühstücke beorderte sie deshalb, daß ihr Pferd gesattelt würde und bereitete sich zu einem Ausritte.

Immer sonderbarer kam es ihr vor, daß Herbert gerade an dem Tage, wo sein Onkel von Willkommenberg für längere Zeit verreiste, sich so früh schon ent-

fernt hatte, ohne bisher zurückzukehren. Sonderbar und auffallend war dies jedenfalls.

Judith rief sich den Hirten, der die Spuren in der Pfütze und der weichen Erde entdeckt hatte.

„Seid ihr auch gewiß, daß es wirklich die Spur des jungen Herrn Vaughan war, die Ihr entdeckt habt?"

„Ganz gewiß, Missa Jessuron, eine war's gewiß."

„Und die andere? wem sah die gleich? war sie auch die Spur eines Mannes?"

„Ja, Missa, es war eines Mannes Fußspur, wenigstens habe ich noch keine so große Frauenspur gesehen, wie die war. Auch war es nicht die Spur eines Herrn, wie die des jungen Massa Vaughan."

Mit der Reitpeitsche in der Hand, stand die Jüdin jetzt sinnend da. War es ein Bote an Herbert gewesen? und von wem anders wohl, wenn nicht von Käthchen Vaughan." Denn mit wem war er sonst noch bekannt? Dabei überall so merkwürdige Umstände! Die geheimnißvolle Weise, in welcher der Bote sich ihm genaht haben mußte, denn frischer Schmutz an dem Baume bewies deutlich, daß der Erkletterer des Baumes ganz derselbe gewesen sein mußte, der die Fußspuren im Garten hinterlassen hatte.

Waren die in der Hängematte aufgefundenen Gegenstände alsdann etwa hinunter geworfen worden, um den Schläfer zu wecken oder zu warnen? Ohne Zweifel und ganz unleugbar eine geheime, von einem höchst listigen und verschlagenen Boten überbrachte Botschaft! Auf alle Fälle aber ein verstohlener Fortgang! Und der Grund zu allem diesen? Ganz gewiß doch kein gewöhnlicher? Das wäre ja unmöglich. Ein Ausgang auf

Wild konnte es durchaus nicht sein. Zwar war die Flinte mitgenommen, allein das war auch noch kein Beweis, daß er den Tag auf der Jagd zuzubringen beabsichtige. Herbert hatte immer die Gewohnheit gehabt, seine Flinte mitzunehmen, wenn er in Feld und Wald umher schweifte. Doch diesmal waren die übrigen nöthigen Schießbedürfnisse zurückgelassen worden. Ein improvisirter Jagdausflug also? Nein, so etwas konnte hier nicht wohl der Fall sein.

Ein Bote also vielleicht mit einer Liebesbotschaft, eine freudig empfangene Einladung, der auch bereitwillig sofort gefolgt worden war!

„O, wenn das der Fall wäre!" schrie das stolze leidenschaftliche, wie von Wuth getriebene Mädchen und schwang sich auf ihr Pferd; „wenn das der Fall wäre! Ich muß es wissen! ich muß Rache haben!"

Das gewiß gänzlich unschuldige Pferd mußte zuvörderst für diesen Anfall rasender Eifersucht büßen, denn ein derber vom Aerger hervorgerufener Peitschenschlag und ein heftiger Stoß von ihren bespornten Hacken setzten das Thier in die schnellste Bewegung und trieben es nach den Hügeln zu.

Judith Jessuron war in der That eine vortreffliche Reiterin und verstand ein Pferd eben so gut zu behandeln, wie der beste Reiter auf ihres Vaters Hofe. Sie galloppirte durch den frühern nun verwilderten Garten, setzte in größter Sicherheit mit einem mächtigen Sprunge über die verfallene Mauer, gelangte auf den Platz, wo die verrätherischen Spuren noch stets vorhanden waren, hielt hier ihr Pferd an und beugte sich vorn über, um die Spuren genau zu untersuchen.

Ja, das war seine Fußspur, sein kleiner schmaler Fuß konnte deutlich erkannt werden! Aber die andere Fußspur? Offenbar die eines Negers, denn Weiße tragen keine benagelten Sohlen. Etwa einer der Sklaven von Willkommenberg? Aber warum nur zweimal hin und zurück? War einmal nicht hinreichend gewesen? Vielleicht war zuerst eine Warnung gesandt worden und dann ein fest bestimmter Vorschlag! Vielleicht wollten sie sich im Walde treffen? ja vielleicht gerade jetzt, in diesem Augenblicke.

Dieser für sie so bittere und fürchterliche Gedanke machte allen andern Erwägungen und Ueberlegungen sofort ein Ende. Abermals gebrauchte die über alle Maßen von der brennensten Eifersucht gequälte Reiterin Peitsche und Sporn und sprengte den abschüssigen Pfad über Stock und Stein den Berg hinauf. Die Absichten der Jüden bei diesem Ritte waren wohl gänzlich unbestimmt, denn er entsprang einfach aus einer verzehrenden Ungeduld, die ihr keine Ruhe vergönnte, dennoch mochte sie wohl eine leise Hoffnung nähren, während ihres Rittes in irgend einer Weise den Schlüssel zu dem geheimnißvollen Verschwinden zu entdecken. Vielleicht mochte sie alsdann noch unglücklicher nnd elender werden, als jetzt; aber was kam darauf an? Die Ungewißheit ist immer und in allen Dingen am meisten unerträglich.

Die Jüdin ritt keineswegs gerade nach Willkommenberg, obwohl ihre Gedanken dahin allein gerichtet waren; sie war niemals bei dem Custos zu Gaste gewesen und hatte deshalb gar keinen auch nur scheinbar hinlänglichen Vorwand, um in's Herrenhaus dort eintreten zu können, sonst wäre sie sicher geradewegs dahin geritten. So

mußte sie sich anders entscheiden. Konnte sie auch nicht nahe an's Haus hinankommen oder sogar dort eintreten, so vermochten sie es doch aus einiger Entfernung genau zu beobachten, und das war's, was sie nun beabsichtigte.

Ihren Sinn hatte sie hierbei auf den Jumbéfelsen, als dem besten Beobachtungspunkt in der ganzen Nachbarschaft gestellt, denn sie wußte sehr wohl, daß man von seiner oberen Platte aus, eine vortreffliche und vollkommene unbehinderte Aussicht auf das ganze unter dem Berge wie eine Landkarte ausgebreitet liegende Gut Willkommenberg genoß und daß man jede Bewegung neben dem Hause und in dessen Umgebungen genau unterscheiden und beobachten könne, besonders wenn man auch noch ein gutes Augenglas zu Hülfe nähme, mit dem sie sich vorsichtiger Weise versehen hatte.

Mit dieser Absicht wandte sie ihr Pferd dem Jumbéfelsen zu und trieb das gewandte Thier den steilen Bergesabhang ohne alle Furcht hinan.

Siebzehntes Kapitel.

Smythje unter den Bildsäulen.

Um dieselbe Zeit, als Judith Jessurons Herz wechselweise von den wildesten Leidenschaften der Liebe und der Eifersucht zerfleischt und verzehrt wurde, glühte auch eine gleich kräftige und tiefe, aber dennoch viel ruhigere Liebesflamme in der reinen jungfräulichen Brust der kleinen Quasheba. Der Gegenstand war bei Beiden derselbe; Herbert Vaughan!

Umsonst hatte die junge Kreolin sich bemüht, gleichgültig von ihrem Vetter zu denken; umsonst hatte sie gekämpft, ihre Liebe vor dem zurückzudrängen, was ihr Vater ihr als Pflicht bezeichnet hatte, und für Herrn Smythje zärtlichere Empfindungen anzunehmen; es war alles ganz umsonst gewesen, ja der Versuch und die Anstregung dazu hatten zuletzt sogar einen ganz andern Erfolg gehabt, nämlich den, ihre Leidenschaft für den ersteren nur noch zu steigern und ihre Achtung für den letzteren zu vermindern. Das wird immer mit den Zuneigungen des Herzens der Fall bleiben, wie mit den Abneigungen. Der reine Trieb des Herzens wird sich stets empören, wenn er beeinflußt oder beschränkt werden soll.

Von jenem Augenblicke an, wo Käthchen sich dem Willen ihres Vaters unterworfen und eingewilligt hatte, Herrn Montagu Smythje zu heirathen, fühlte sie noch tiefer als zuvor die Größe des Opfers, das sie jetzt bringen sollte. Allein es gab Niemand der sie etwa retten könnte, keine kräftige Hand und kein starkes muthiges Herz, um sie aus ihrer jetzigen quälenden Lage zu befreien. Die getroffene Uebereinkunft stand jetzt auf alle Fälle fest, und bei der Aufraffung aller ihrer geistigen Kraft blieb ihr gar nichts Anderes übrig, als den Eintritt des unglücklichen Ereignisses mit so viel Entsagung und Seelenruhe abzuwarten, als sie sich nur irgend in dem Bewußtsein der Erfüllung ihrer kindlichen Pflichten zu gewinnen vermochte.

Denn dies war ihr einziger Trost, wenn das in einem solchen Falle überhaupt Trost genannt werden kann, daß sie ihre kindlichen Pflichten jetzt vollkommen

erfülle. Sie war gänzlich und lediglich den Wünschen ihres Vaters gefolgt, eines Vaters, der, wenn er auch gegen Andere oftmals höchst strenge, ja vielleicht noch mehr als das gewesen war, doch sie stets liebevoll und gütig behandelt hatte. Gerade jetzt erkannte sie noch mehr als je zuvor seine väterliche gütige Gesinnung, wenn sie an dessen Absichten bei Unternehmung seiner jetzigen Reise dachte.

Obwohl sie nun vollkommen dem eigentlichen Triebe ihres Herzens entsagt hatte oder sich jedenfalls bemühte, es dahin zu bringen, so vermochte sie doch nicht, ihre Leidenschaft für Herbert gänzlich zu ersticken und eben so wenig den von ihrer Hoffnungslosigkeit erzeugten Trübsinn zu verbergen. Dieser Trübsinn umwölbte schon den ganzen Morgen seit der Abreise ihres Vaters ihr Antlitz mit der allertiefsten Düsterkeit.

Ihr verlobter Bräutigam — denn in diesem Verhältnisse stand Smythje nun zu dem schönen und gemüthvollen Käthchen — bemerkte jetzt auch ganz wohl ihren ungewöhnlich tiefen Trübsinn, allein er kannte keineswegs dessen richtige Ursache. Ihm schien es gerade nicht unnatürlich zu sein, wenn sie jetzt bei der Abwesenheit ihres Vaters etwas traurig war, da sie viele Jahre hindurch nie länger als nur einige wenige Stunden oder allerhöchstens einen einzigen Tag von ihm getrennt gewesen. Aber daran würde sie sich wohl schon gewöhnen und dann Alles wie zuvor sein. Mit derartigen Gründen und Erwägungen erklärte Smythje sich jetzt die außerordentliche Zerstreuung und das düstere Aussehen, die er bei seiner Verlobten wahrgenommen hatte.

Deshalb war er auch bereits den ganzen Morgen viel beharrlicher und unverdrossener in allen seinen Aufmerksamkeiten gegen Käthchen gewesen, als er es sonst wohl zu sein pflegte. Der Custos hatte ihn in einer bevorzugten Stellung zurückgelassen, der eines Beschützers, und es drängte ihn, Käthchen jetzt zu zeigen, wie äußerst würdig er eines solchen in ihn gesetzten Vertrauens sei.

Ach, in der Meinung Käthchens war er hiernach nur gar zu begierig! Ihrer Ansicht nach ward er jetzt zu zudringlich, sie fühlte sich von ihm belästigt und alle seine gutgemeinten Absichten hatten nur den Erfolg, sie zu ermüden und zu langweilen. Sie würde äußerst vergnügt gewesen sein, hätte er sie ungestört ihrem Seufzen und ihrem Trübsinne überlassen wollen.

Bald nach dem Frühstücke schlug Smythje einen Spaziergang vor, aber nur einen kurzen. An weiteren beschwerlichen Ausgängen fand er kein Vergnügen und seit jenem ihn so sehr demüthigenden Jagdabenteuer fühlte er durchaus keine Lust zu irgend einer längeren Wanderung durch den Wald.

Der Ausgang sollte sich deshalb auch nur lediglich auf die Spaziergänge zwischen den Gartengebüschen und den dort aufgestellten Bildsäulen beschränken; das Wetter war unübertrefflich schön und so war in der That gar kein Grund vorhanden, warum Käthchen den Vorschlag ablehnen sollte. Darum nahm sie ihn auch sofort stillschweigend zustimmend an.

Während sie nun mit einander im Garten gingen, sprach Smythje viel über die Bildsäulen, um die von ihm auf der Universität gewonnene classische Bildung zu zeigen. Dabei verbreitete er sich weitläufig über Venus,

Cupido und Cleopatra, die ihm alle als Sinnbilder und Träger der in seiner eigenen Brust wohnenden zärtlichen Gefühle dienten und worauf er mit vermeintlicher ungemeiner Geschicklichkeit mehrere Male hindeutete. Allein trotz aller aufmerksamen Beobachtung vermochte er doch gar nicht zu entdecken, daß selbst seine schönsten Reden irgend einen ihm günstigen Eindruck hervorbrächten. Auf dem Gesichte seiner Begleiterin blieb stets derselbe Ausdruck von Befangenheit und Trübsinn bemerklich, der bereits den ganzen Morgen zu sehen gewesen war.

Mitten in einer seiner gelehrtesten und geistreichsten Erklärungen ward der diesen Augenblick merkwürdig für's classische Alterthum schwärmende Stutzer durch die Ankunft seines Kammerdieners Thoms unterbrochen, der vom großen Hause ganz mit dem Aussehen eines Dieners kam, der seinem Herrn eine höchst wichtige Botschaft zu überbringen hat. Diese bestand alsdann darin, daß ein Herr, ein Freund von Herrn Smythje — denn er hatte jetzt schon deren viele auf der Insel — nach ihm gefragt habe, um mit ihm zu sprechen. Geschäftliches war mit dem Besuche nicht verbunden, es war lediglich ein Höflichkeitsbesuch.

Wäre der Besucher ein ganz gewöhnlicher gewesen, so würde der stolze Besitzer von Schloß Montagu sich schwerlich entschlossen haben, die Gesellschaft, in der er sich jetzt befand, sofort aufzugeben; allein er war von bedeutendem Ansehen und außerdem ein besonderer Freund. So würde Fräulein Vaughan es ihm wohl nicht übel nehmen, wenn er sie nur für einige Augenblicke verlasse?

„Durchaus gar nicht!“ erwiderte Käthchen so eilig, um jeden Unbefangenen zu überzeugen, wie froh sie sei, endlich von ihm loszukommen.

Smythje folgte nun seinem Diener in's Haus und die junge Kreolin verblieb allein mit all den classischen Statuen, unter denen sie selbst sicher das anmuthsvollste Gebilde war.

Achtzehntes Kapitel.

Ein seltsamer Entschluß.

Nachdem Smythje fortgegangen war, verblieb Käthchen einige Augenblicke auf dem Platze, wo er sie verlassen hatte, schweigend und bewegungslos wie die ausgehauenen Marmorbilder um sie herum. Unter ihnen befand sich auch Niobe und zufällig fielen die Augen der jungen Kreolin auf die Statue der jammernden Tochter der Dione.

„Ach!“ sprach sie für sich, von einem eigenen Gedanken ergriffen; „du unglückselige Mutter hingemordeter Kinder! War deine Trübsal je so schwer zu ertragen wie die meine, gewiß, deine Strafe mußte zur Wollust werden. O, könnte doch auch ich, wie einst du, jetzt plötzlich hier in Stein verwandelt sein! O weh, mir Armen!“

Als sie diesen trüben und schwermüthigen Anruf mit einem tiefen Seufzer beendet hatte, stand sie einige Zeit schweigend und starrte, in tiefe Gedanken versunken, auf die Bildsäule.

Doch dann nahmen diese eine andere Richtung an und mit ihnen wandten sich ihre Augen ebenfalls von den Bildsäulen und Gebüschen ab. Ihr Blick glitt in die Höhe nach dem Gebirge und blieb auf dessen höchster Spitze, dem Jumbéfelsen, haften, die jetzt lebhaft im vollsten Sonnenschein erglänzte.

„Dort," sprach sie leise murmelnd für sich, „dort auf jenem kahlen Felsen und dort allein habe ich eine kurze Zeit der Glückseligkeit genossen, jener höchsten Glückseligkeit, von der ich wohl in Romanen gelesen, doch ohne eigentlich daran zu glauben; aber jetzt weiß ich, sie ist wirklich vorhanden — dann, wenn man in die Augen des Geliebten schaut und fest vertraut, wie ich es damals that, wieder geliebt zu werden! O, es war wonnig, es war über Alles wonnig!"

Die Erinnerung an das kurze Zusammensein mit ihrem Vetter, denn auf dieses bezogen sich ihre schwärmerischen Ausrufungen, trat so lebhaft und überwältigend vor den Geist der leidenschaftlich aufgeregten Kreolin, daß sie nicht weiter zu reden vermochte und einige Zeit lang gänzlich schweigend verharrte.

Doch dann fuhr sie weiter fort:

„Eine kurze Zeit der Glückseligkeit, habe ich gesagt? Ach ja, sie war sehr kurz, kaum eine Minute hielt die süße Täuschung an. Doch hätte ich zu wählen, ich wollte lieber noch einmal diese einzige Minute durchleben, als mein ganzes übriges vergangenes Leben; ja, meine ganze Zukunft wollte ich für sie hingeben!"

Abermals hielt sie inne und starrte unverwandt auf den Felsen, dessen heller Glanz eigends dazu geschaffen schien, um in ihrem erregten Herzen die dadurch geweckte

süße Erinnerung fortwährend wieder von Neuem anzufachen.

„O, ich möchte doch wohl wissen,“ begann sie zuletzt, als sich ihre sehnsüchtige Erinnerung in Worte auflöste, „ich möchte doch wohl wissen, wie mir zu Muthe sein würde, wenn ich einmal wieder da oben wäre, wenn ich auf derselben Stelle stände, wo ich damals gestanden habe! Vielleicht könnte ich mir dann einbilden, er stände wieder an meiner Seite! Vielleicht mir gar seinen süßen, mir seine ganze Seele enthüllenden Blick zurückrufen, so wie meine eigenen Gefühle, als ich ihm diesen Blick wiedergab. O, das müßte in der That ein wunderbarer wonniger Traum sein!“

Hier hielt sie, überwältigt von der Gluth ihrer Gefühle, abermals inne, doch bald machten sie sich wieder Luft.

„Und warum sollte ich mir diesen Genuß nicht verschaffen, warum sollte ich mir diesen Strahl früherer entschwundener Wonne nicht gewähren? Warum nicht? Was könnte mir das für Schaden zufügen? was für Unrecht darin liegen? Selbst wenn die Erinnerung mich noch trauriger machte, meinen Gram zu vergrößern, meinen Schmerz zu vermehren vermöchte sie schwerlich. Nein, nein, davor brauche ich mich nicht zu fürchten! Deshalb will ich hinauf gehen und mich auf denselben Platz hinstellen, wo ich damals gestanden habe! Da will ich die Vergangenheit zurückrufen und mich für einige Augenblicke ungestört gänzlich den süßen Täuschungen der Erinnerung und der Phantasie überlassen! Niemand wird da zugegen sein, nur der reine klare Himmel über mir und der große allgegenwärtige Gott! Sie werden

die Zeugen meines Opfers sein, des Opfers meines in der Erfüllung seiner Pflicht gebrochenen Herzens!"

Nach diesem leidenschaftlichen Ergusse band sich das junge Mädchen ein weißes Batisttuch, das sie in ihrer Hand hielt, rasch um ihr von reichen Haarflechten und Locken umrungenes Haupt und eilte, ohne im Hause oder sonst etwas von ihrem Vorhaben zu sagen, mit raschen Schritten dem hinteren Garten zu. Hier war ein kleines Pförtchen, durch das sie in den Wald gelangte, in dem sich ein Fußpfad durch die Schlucht bis oben auf den Berg hinaufwand.

Es war ganz derselbe Fußpfad, den sie damals am Tage der Sonnenfinsterniß gegangen waren, aber wie verschieden waren jetzt ihre Empfindungen von denen, die damals ihr Herz erfüllten! Freilich war sie auch schon damals keineswegs in ganz ungetrübter heiterer Stimmung, aber sie war doch noch voller Hoffnungen, sie fühlte sich noch nicht davon bedrückt, daß sie Herberts gänzliche Gleichgültigkeit gegen sie erkannte, wie seine Hinneigung zu einer mehr beglückten Nebenbuhlerin. Allein die seit jener Zeit entstandenen Verhältnisse, die von ihr selbst gesehenen Thatsachen, die mannigfachen Gerüchte, die ihr zu Ohren gekommen waren und die sich als nur zu wahr erwiesen, alles dies hatte bewirkt, daß der früher bereits schwache Hoffnungsstrahl nun vollkommen erloschen und ihrem Geist für immer entschwunden war.

Außerdem erfüllte sie an diesem Morgen noch ein anderer Gedanke, der ganz dazu geeignet war, sie trübe zu stimmen und schwer zu bedrücken. Die ihr von ihrem Vater vor dem Antritte seiner Reise nothgedrungen gemachten Enthüllungen, die in Bezug auf den unterge-

ordneten Zustand ihrer Race und die damit verbundenen gesellschaftlichen Nachtheile ihr jetzt zugekommenen Mittheilungen hatten unbedingt schon an und für sich einen höchst peinlichen Eindruck auf das Gemüth der jungen Quinterone hervorbringen müssen. Jetzt mußte sie sich aber auch noch fragen, ob Herberts Geringschätzung etwa hiermit in Verbindung stände? ob ihr eigener Vetter sie wegen des gesellschaftlichen von ihrer Abkunft hergeleiteten Unterschiedes mißachte, ob auch er vorurtheilsvoll Anstoß an der Farbe nähme? Diese und ähnliche Fragen hatte Käthchen sich schon den ganzen Morgen stellen müssen, ohne doch zur endlichen Entscheidung zu gelangen, ob sie zu bejahen oder zu verneinen seien.

Und was beabsichtigte sie denn eigentlich jetzt? Nichts als die Erinnerung an einen kurzen Augenblick süßer vergangener Wonne wieder zu beleben und freilich damit auch um ihr Herz den unlösbaren Zauberfaden noch fester zu schlingen, der es bereits schon zu erdrosseln und zugleich alles und jedes Glück ihres Lebens für immer zu vernichten drohte.

Ach, aber das Glück hatte sie ja schon längst verlassen! Deshalb war auch jetzt in der trübseligen Wiederbelebung jener holdseligen Erinnerung weiter keine Gefahr, keinerlei Verlust für sie zu befürchten!

Mit diesen Gedanken stieg sie den sich mannigfach krümmenden Pfad raschen Schrittes hinan, im dunklen Waldesgrün eine an Lieblichkeit und bezaubernder Anmuth reiche Lichtgestalt.

Neunzehntes Kapitel.

Die Eifersucht auf der Lauer.

Die Waldschlucht, die zum Jumbéfelsen führte, der einzige Pfad auf dem seine Spitze erreicht werden konnte, war, wenn auch für einen Fußgänger nicht gerade schwierig zu erklettern, doch für einen Reiter unwegsam.

Als sie daher am Fuße der Felsspitze angekommen war, stieg die eifersüchtige Reiterin vom Pferde ab, befestigte den Zaum an einem Baumaste, schnallte den kleinen Sporn vom Hacken los und setzte ihren Weg zu Fuß fort.

Auf der Spitze angekommen, stellte sie sich am Rande der Felsplatte in der Weise hin, daß sie eine vollkommen unbehinderte Aussicht auf Willkommenberg, dessen Garten und Umgebungen hatte. Hier begann sie unverweilt ihre Nachforschungen anzustellen. Zuerst benutzte sie ihr Augenglas gar nicht, da alle menschlichen Gestalten rund um das Haus mit bloßem Auge wahrgenommen werden konnten. Deshalb blieb immer noch Zeit genug, das Vergrößerungsglas zu brauchen, sobald irgend etwas Bemerkenswerthes erschien, was nicht zu unterscheiden war.

Während einer ziemlichen Zeit, nachdem sie ihren Stand eingenommen hatte, war durchaus Niemand neben oder in der näheren Umgebung des Hauses zu sehen. Vollkommene Ruhe herrschte dort überall; nur zuweilen hüpfte vielleicht ein junges Hirschkalb über die Wiese oder bewegte sich ein Pfau zwischen den Gebüschen oder

flog unhörbar ein anderer Vogel. Im Allgemeinen war Alles hier bewegungslos, ruhig und still.

Weiterhin in den Feldern waren beim Zuckerrohr arbeitende Negerhaufen, in deren Mitte ein weißer Aufseher wahrgenommen werden konnte. Diese besaßen für die Beobachterin auf dem Felsen nicht das geringste Interesse; auch verweilte ihr Auge nur einen kurzen Augenblick auf ihnen und kehrte unverzüglich zu dem das große Haus zunächst umgebenden eingeschlossenen Raume mit der Hoffnung zurück, hier irgend etwas zu entdecken, das ihr einen Schlüssel zu dem räthselhaften Vorgange am Morgen geben könne.

Diesmal ward sie auch keineswegs gänzlich getäuscht. Mindestens zeigten sich ihr Gegenstände genug, die, wenn sie auch nur wenig dazu beitrugen, das sonderbare Räthsel zu lösen, das sie auf diesen luftigen Beobachtungspunkt hingeführt, dennoch die Wirkung ausübten, sie in gewisser Weise zu beruhigen und die sie auf's Schrecklichste quälende Eifersucht zu vermindern.

Zuerst sah sie nun einen Herrn und eine Dame aus dem Hause kommen und zwischen den im Garten stehenden Bildsäulen umhergehen. Sofort ergriff sie eine ihre Eifersucht auf's Wildeste aufregende Unruhe, bis sie durch ihr Augenglas ganz deutlich das heufarbene Haar und einen gleichen Bart wahrnahm, die keinem Andern als dem würdigen Herrn Smythje von Schloß Montagu angehören konnten. Das gewährte ihr bereits viel Befriedigung, doch ward ihr gänzlich von Eifersucht erfüllter Sinn vollkommen beruhigt, als das Augenglas ihr die Züge Käthchen Vaughans zeigte, die offenbar die Spuren tiefen Mißmuths und bittrer Täuschung verriethen.

„Das ist gut!“ murmelte erfreut die Späherin; das sagt mir genug. Sie kann ihn gar nicht gesehen haben, ganz gewiß nicht, denn sonst würde sie jetzt nicht so traurig und gramerfüllt aussehen.“

Nicht lange dauerte es, so sah sie Jemand durch den Garten nach den beiden zwischen den Bildsäulen Stehenden hingehen. Es war ein Mann in dunkler Kleidung und Herbert trug ja gewöhnlich schwarz.

„Ah, er ist es nicht! Ein Bursche mit einem gemeinen Gesicht, vermuthlich ein Bedienter, wahrscheinlich sein Kammerdiener von dem ich gehört habe. Er hat wohl etwas an Herrn Smythje zu berichten. Ha, jetzt gehen sie Alle fort! Nein! nur der Herr und der Diener; sie bleibt. Das ist doch sonderbar, daß er sie allein läßt! In der That, sehr höflich von Ihnen, verehrtester Herr Smythje!“

Lächelnd nahm die schöne Späherin ihr Fernrohr vom Auge fort und schien, nach Dem was sie jetzt gesehen hatte, höchst zufrieden und erleichtert zu sein. Ganz gewiß waren durchaus keine Anzeichen vorhanden, daß Herbert Vaughan sich irgend in der näheren Umgebung von Willkommenberg befände oder daß er eine Zusammenkunft mit seiner Cousine gehabt hätte. Und wäre dies wirklich auch der Fall gewesen, dann hätte sie unbedingt ganz nach dem Wunsche der Jüdin geendet, denn auf dem Gesichte Käthchens war in keiner Weise irgend etwas von freudiger Erregung, sondern nur Trübsinn und Mißmuth zu entdecken. Froh, sie in so gedrückter Stimmung zu sehen, brachte die trotz aller bisherigen Wahrnehmungen immer noch eifersüchtige Nebenbuhlerin ihr Glas wieder an's Auge.

„Nun!“ rief sie mit Verwunderung aus. „Was hat denn das Negermädchen noch immer da bei der Bildsäule zu schaffen? Sie scheint mit ihr zu sprechen. Wahrhaftig, das muß ein sehr interessantes Gespräch sein! Ha, ha, ha! Vielleicht gehört das Bild zum Negerglauben und sie betet es an! Ha, ha, ha! Sie ist dabei auch wie eine Bildsäule!“

„Doch nun!“ sprach die jetzt schon sich in Scherzen ergehende Beobachterin, stets durch ihr Glas spähend, „nun wendet sie sich von der Bildsäule ab und, bei meiner Seele! sie sieht jetzt gerade hier herauf. Mich kann sie doch nicht sehen? Nein, nein, mit bloßem Auge ist das unmöglich! Uebrigens ist höchstens nur mein Kopf und mein Hut über dem Felsen zu sehen, und die kann sie schwerlich erkennen. Wie fest und ungewandt sie hinaufsieht! Und dabei ein Lächeln auf ihrem Gesicht! Fast könnte man glauben, sie dächte an den spaßhaften Vorfall hier oben, als Smythje ihr zu Füßen lag. Ha ha, ha!“

„Und was nun gar?“ sprach sie und hörte sofort zu lachen auf, als sie gesehen hatte, daß die junge Kreolin sich ein Tuch über den Kopf band und sich weiter vom Hause entfernte. „Was hat denn das zu bedeuten? Sie scheint auf einen Ausflug zu denken! Und ganz allein? Ja wirklich, ganz allein scheint sie gehen zu wollen! Jetzt sieht sie sich nach dem Hause um, als fürchtete sie, es komme Jemand, der sie in ihrer Absicht störe. Wo mag sie nur hingehen? Sieh, jetzt schleicht sie sich durch die kleine Thür da in der Gartenmauer! Wahrhaftig sie kommt hier den Berg hinauf!“

Wie die Jüdin dies bemerkt, ging sie auf der Felsplatte einen Schritt vorwärts, um noch besser sehen zu können. Das Fernrohr zitterte dabei in ihrer Hand und ihr ganzer Körper bebte in der heftigsten leidenschaftlichsten Erregung.

„Den Berg hinauf!“ rief sie wie halb wahnsinnig aus. „Ja, den Berg hinauf! und in welcher Absicht? Nun in welcher andern sonst, als um ihn zu treffen — Herbert Vaughan!“

Ein nur halb unterdrückter unwillkürlicher Schrei begleitete diesen Gedanken, während das Fernglas ihren Fingern entglitt.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Späherin im Hinterhalte.

Habt ihr jemals einen stolzen in den Lüften schwebenden Vogel, von einer Kugel getroffen, mit gebrochenem Flügel plötzlich hilflos zur Erde fallen sehen?

So fiel das Herz Judith Jessurons aus der höchsten Höhe der Zuversicht und des keckesten Selbstvertrauens, auf die es sich noch kurz zuvor mit kühnem Muthe erhoben hatte.

Die Gewißheit, daß Käthchen Vaughan den Berg hinaufkam, raubte ihr sofort alle kurz zuvor gehegten Hoffnungen, denn zu welchem Zwecke mochte die junge Kreolin nur da hinaufgehen, wenn nicht zu einer verabredeten Zusammenkunft? Und mit wem anders konnte diese stattfinden, als mit dem so räthselhaft Verschwundenen?

Ihr verstohlenes Fortschleichen aus der Nähe des Wohnhauses, die dazu gewählte Zeit, während Smythje abwesend, ihre ängstlich rückwärts gerichteten Blicke, da sie wie heimlich durch die Gebüsche ging, alles dies schien ganz unbezweifelt Furcht, gesehen und gefolgt zu werden, zu verrathen. Was aber hätte sie nur bei einem gewöhnlichen Ausfluge mit gewöhnlichen Absichten zu fürchten? Herr Smythje war ja doch nicht ihr Vater oder ihr Ehemann? Warum gab sie sich denn nur so viel Mühe, ihre Absichten vor ihm zu verhehlen, wenn sie nicht ganz heimlicher Art und auf das hinzielten, was die eifersüchtige Jüdin längst vermuthet hatte, eine heimliche Zusammenkunft mit Herbert?

Judith war hiervon jetzt vollständig überzeugt, so vollständig, daß sie, sobald sie die junge Kreolin wirklich den abschüssigen Weg hinaufkommen sah, sie sich dicht an den Rand der Felsenwand bewegte und aufmerksam in der Erwartung hinuntersah, den andern Theilnehmer an der verabredeten Zusammenkunft ebenfalls zu erblicken.

Freilich konnte sie Niemand sehen, aber dies vermochte in keiner Weise die außerordentliche, ihr ganzes Wesen erschütternde Aufregung zu stillen. Wohl war er nicht zu sehen, aber das war von geringer Bedeutung, denn wie leicht konnte er nicht irgendwo in der Nähe im Walde verborgen sein!

Aber wo wollten sie nur eigentlich zusammenkommen? Wo mochte der Platz sein, wo sie sich zu treffen verabredet hatten?

Jetzt gerieth die Späherin in große Angst, sie möchte sie aus dem Gesichte verlieren und dann würden sie unfehlbar sich eines ganz ruhigen und ununterbrochenen

Zusammenseins zu erfreuen haben. Beim Himmel! das durfte auf keinen Fall geschehen! In ihrer fürchterlichen, nun bis zum höchsten Punkte gestiegenen Eifersucht war sie gänzlich rücksichtslos und kümmerte sich um gar keine Folgen. Deshalb war sie fest entschlossen, die Zusammenkunft unter allen Umständen, wenn irgend möglich, zu unterbrechen.

Die einzige Art, den Platz, wo sie stattfinden sollte, zu entdecken, verblieb, immer, Käthchen Vaughan in Sicht zu behalten, denn sollte nicht Herbert bereits längst sich in der Nähe befinden? Ganz gewiß, der Liebhaber ist stets zuerst auf dem Platze!

Deshalb beobachtete die Jüdin Käthchen unausgesetzt ganz genau. Leicht konnte sie beständig die schneeweiße Kopfbinde unterscheiden, die zuweilen unter den hohen Bäumen verschwand, dann aber auf den mehr offnen Stellen des Weges wieder deutlich zu sehen war.

So verfolgte die Jüdin ihre Nebenbuhlerin mit den aufmerksamsten Blicken, bis sie an einer offnen Stelle angelangt war, wo der Weg von unten am eigentlichen Felsen hinauffuhr. Hier erwartete sie sicher, daß Herbert irgendwo heraustreten und Käthchen begrüßen würde, allein zu ihrem größten Erstaunen erschien Niemand.

Noch viel mehr aber wuchs ihr Erstaunen, als sie Käthchens Absicht gewahrte, den Jumbéfelsen selbst zu ersteigen, die jetzt deutlich aus der von ihr eingeschlagenen Richtung hervorging.

Nun trat es ihr jedoch auch auf einmal klar vor die Seele: die Spitze des Felsens selbst, dieser bereits schon durch eine frühere Liebesscene geweihte Platz, sollte der Ort der Zusammenkunft sein?

Nach dieser vorher durchaus gar nicht erwarteten Entdeckung verblieb die Jüdin keinen Augenblick länger auf der Felsplatte, denn das hätte zu einer vorzeitigen Begegnung mit Käthchen geführt, und ihr war Alles daran gelegen, die Zusammenkunft mit Herbert zu belauschen und dann zu stören.

Gerade wo die Schlucht dicht an die Felsplatte führte, befand sich auf der einen Seite eine offne Felsspalte. Ihr Grund war nur wenige Fuß niedriger als die Felsplatte und war dicht mit immergrünen Büschen besetzt, deren Spitzen in gleicher Höhe mit der Felsplatte waren.

Judith hatte längst dieses bequeme Versteck gekannt, und wollte es jetzt benutzen, um ungesehen die Zusammenkunft der beiden Liebenden zu belauschen. In diese Felsspalte eilte sie deshalb, noch bevor Käthchens Auge sie erreichen konnte, verbarg sich hier hinter den Gebüschen und erwartete nun das Hinaufsteigen ihrer Nebenbuhlerin auf die Felsplatte.

Bei dem wildtobenden Aufruhre aller ihrer Gefühle vermochte sie durchaus nicht mehr ruhig zu überlegen. Der Verdacht von Herberts Treulosigkeit, und es stand gar nicht zu leugnen, daß der junge Mann ihr Aufmerksamkeiten bewiesen hatte, die nach ihrer Ansicht keiner Mißdeutung fähig waren, und deren Mißdeutung er auch bewußt und willig zugelassen hatte, der Verdacht seiner offenbaren Hinterlist war ihr jetzt zur vollendeten Gewißheit geworden. Denn über die Zusammenkunft zwischen ihm und seiner Cousine konnte jetzt doch auch nicht mehr der geringste Zweifel obwalten, so mindestens glaubte die von ihrer Leidenschaft vollkommen verblendete Judith mit voller Gewißheit.

Käthchen war schon da und Herbert würde bald nachfolgen. Sonderbar erschien es freilich, daß er nicht bereits da war, doch war auch dies von keiner großen Bedeutung. Weit mochte er jedenfalls nicht mehr entfernt und deshalb gewiß zur rechten Zeit zur Stelle sein, um seine Geliebte einzuholen, bevor sie noch die eigentliche Spitze des Berges erreicht hatte. Das waren jetzt ungefähr Judiths Erwägungen.

Sie horchte daher aufmerksam und begierig auf Herberts Stimme und glaubte jeden Augenblick sie zu vernehmen. Sie warf spähende scharfe Blicke die Schlucht hinab in dem festen Glauben, sie würde ihn sofort in glühendster Leidenschaft hinter seiner Cousine nachfolgen sehen, ärgerlich darüber, daß er nicht zuerst dagewesen war.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Eine böse Absicht vereitelt.

Judith wußte bis jetzt eigentlich selbst nicht recht, was sie in ihrem Verstecke thun wolle. Sicher beabsichtigte sie nach den Umständen zu handeln, und nur über eins war sie zu einem bestimmten Entschlusse gekommen, sie wollte Beide unbehindert auf den Felsen gehen lassen und sich dann erst später zeigen.

So lange wie irgend möglich wollte sie ihre Sehnsucht nach Rache unterdrücken; sie wollte sie ruhig zusammenkommen lassen, wollte unbemerkter Zeuge ihrer gegenseitigen Zärtlichkeiten sein und sich von Allem verge-

wissern. Aber dann wollte sie plötzlich hervorbrechen und sie mit Anklagen und Vorwürfen überschütten. Das waren ungefähr ihre Absichten, als sie sich in das Versteck begab.

Die junge, die unmittelbare Nähe ihrer heimtückischen Nebenbuhlerin durchaus nicht ahnende Kreolin stieg die Schlucht hinauf und ging dicht an der Stelle vorüber, wo diese verborgen war. Mit leichtem Fuße stieg sie auf die Felsplatte und ging sofort nach dem entgegengesetzten Rande derselben, gerade auf dieselbe nun von den süßesten Erinnerungen geheiligte Stelle, wo sie während der Sonnenfinsterniß gestanden hatte.

Das über ihren Kopf gebundene Tuch band sie jetzt los und hielt es vor die Augen, um diese vor den Strahlen der Sonne zu schützen. So stand sie einige Zeit lautlos und schweigend und schaute in's Thal hinunter, nicht dahin, wo das Haus ihres Vaters, sondern dorthin, wo ein wohl noch theurerer Verwandter sein mußte. Das war der Judenhof, der, obwohl eigentlich düster und unfreundlich aussehend, ihren Augen doch im schönsten Glanze erschien, denn er leuchtete ja von der Liebe zu Herbert umflossen. Was hätte sie nicht darum gegeben, um in diesem Lichte für immer leben zu können? Was, wenn sie die Begünstigte sein könnte, die sich jetzt darin sonnte?

„O, könnte ich ihn doch nur noch einmal wiedersehen," sprach sie leise für sich, „nur noch ein einziges Mal, bevor jene Zeit gekommen, wo ich ihn nie wieder treffen darf, denn dann würde der Gedanke hieran schon ein Verbrechen sein. O wenn ich ihn noch einmal sehen, noch einmal mit ihm reden könnte, ich wollte ihm Alles

sagen. Wenn er mich auch nicht lieben kann, so wird er mich doch bedauern müssen, und selbst das würde mich erleichtern, mir gut thun, wenn es meinen Gram auch nicht eigentlich zu heilen vermöchte. O, warum sah er mich hier nur so an, hier auf dieser Stelle, mit solchen Blicken, die ich nie vergessen kann? Noch vermag ich sie zu sehen, seine Augen waren auf meine gerichtet und seine Blicke drangen tief in mein Innerstes und sagten mir, daß in unseren beiden Seelen etwas vorginge, etwas, das nie zu vergessen und nie wieder auszutilgen sei. O Herbert, warum sahest du mich so an? War denn Alles etwa nur ein flüchtiges Traumbild, das vorüberzog? O nein, o nein! Nimmermehr! Ach Herbert! Herbert!"

Die letzten Worte sprach die junge Kreolin im stürmischen Drange ihres Herzens fast laut aus. Freilich wurde nur der Name von Judith Jessuron verstanden, aber er machte einen fürchterlichen Eindruck auf sie und durchbohrte ihr Herz wie ein vergifteter Pfeil. Hatte sie bisher noch irgend Zweifel über Käthchens Herkommen gehegt, dieser Ausruf hatte sie alle gänzlich beseitigt. Jetzt hatte die Kreolin selbst Alles mit eigenen Worten eingestanden!

In diesem Augenblicke faßte ein gräßlicher schauderhafter Gedanke die von der fürchterlichsten Eifersucht fast bis zum Wahnsinn getriebene Seele der Jüdin. Ein Gedanke erfüllte sie, ein Anschlag, der wahrhaft der Hölle zu entstammen schien. Er beabsichtete nichts Geringeres als die vollständige Vernichtung ihrer Nebenbuhlerin, den Tod Käthchen Vaughans.

Umstände und Gelegenheit waren diesem Anschlage offenbar günstig und hatten auch den Gedanken hervorgerufen. Die junge Kreolin stand dicht am Abhange des auf dieser Seite hohen und steilen Felsens, kaum drei Fuß vom eigentlichen Rande entfernt. So konnte ein leichter Stoß von hinten sie in den Abgrund stürzen.

Auch war kaum eine Gefahr bei der Ausführung dieses Verbrechens. Die Gebüsche unten am Abgrunde hätten den Leichnam lange Zeit verborgen gehalten, und wenn er dann gefunden wurde, was mußte die Erklärung der Todtenbeschauer sein? was anders als Selbstmord?

Sämmtliche Umstände würden eine solche Annahme begünstigt haben, selbst der eigene Vater würde leicht an einen Selbstmord, als an die Folge seines Zwanges zu einer Heirath gegen ihren Willen, geglaubt haben. Und hatte sie sich nicht ganz geheim und verstohlen aus dem Hause fortgeschlichen, indem sie gerade eine Gelegenheit wahrnahm, wo sie von Niemanden beobachtet war?

Noch andere Umstände waren dem Unentdecktbleiben einer solchen That entschieden günstig. Niemand schien zu wissen, daß Kälhchen auf den Jumbéfelsen gegangen, und auch Niemand konnte vermuthen, daß sie, Judith, selbst da sei, denn auf ihrem Wege war sie von Niemand gesehen worden.

So konnte kein Zeuge bei der That sein. Wohl mochte ihre Gestalt unten vom Thale aus wahrgenommen werden können, allein zuvörderst war die Entfernung viel zu groß, um den ganzen Verlauf der Begebenheit überhaupt mit hinreichender Sicherheit erkennen zu lassen, und dann wäre es noch ein ganz unwahrscheinlicher, durchaus nicht anzunehmender Zufall gewesen, wenn

irgend Jemand gerade in dem besonderen Augenblicke nach der Spitze des Berges hinauf gesehen hätte, denn um diese Tageszeit waren die schwarzen Arbeiter auf den Feldern viel zu sehr beschäftigt, als daß man ihnen erlaubt hätte, müßig nach dem Jumbéfelsen hinauf zu starren.

Solche Erwägungen zogen mit größter Schnelle durch den Geist der auf Mord sinnenden Jüdin, und jede derselben bestärkte sie nur in ihrem entsetzlichen Vorhaben und drängte sie mit Macht zur unverzüglichen Ausführung hin. Ihre außerordentliche Eifersucht war längst eine starke, alle andere Gefühle überwältigende Leidenschaft geworden, der sich ihre ganze Seele unterworfen hatte. Schon längst hatte diese nach Rache geglüht, und nun jetzt, da die Gelegenheit, sie zu befriedigen, so außerordentlich günstig war, vermochte sie ihr nicht zu widerstehen. Das höllische Gelüste nach Rache ward allgewaltig und unbesiegbar.

Judith warf einen Blick die Schlucht hinunter, um sich zu versichern, daß Niemand da herauf komme, einen andern auf Käthchen, ob sie das Gesicht noch von ihr abgekehrt habe, und dann schlich sie leise aus den Gebüschen heraus und klomm behende auf den Felsen.

Schweigend wie eine Tigerin, die sich ihrer Beute naht, schlüpfte sie über die Felsenplatte nach der Stelle hin, wo das unschuldige Opfer ihrer wüthenden Eifersucht, unbewußt der ihr so nahen und so drohenden Gefahr, in sich versunken stand.

Gab es denn in diesem Augenblicke gar keine Stimme der Warnung?

In der That war eine solche vorhanden, und zwar die des jetzt wahrhaft, ohne daß er es ahnte, wie ein Schutzgeist herbeieilenden Smythje.

„Ahah, theures Käthchen! Da sünd Sü oben auf döm Felsen? Auf Oehre, bün ich hinter ihnen hergerannt! O, mir geht der Athem ganz aus, auf Oehre.“

Judith hörte die Stimme und wollte sich jetzt wieder unbemerkt in ihr Versteck zurückschleichen, als Käthchen sich etwas umwandte und sie auf diese Weise zwang, auf dem Platze zu verbleiben. Mit Gedankenschnelle hatte die Jüdin ihre auf den Mord der Nebenbuhlerin gerichtete Haltung geändert, und als die Kreolin sie zuerst erblickte, stand sie bereits mit nachlässig herabhängenden Armen, ganz in der Stellung, als wäre sie eben erst oben auf dem Felsen angelangt.

Käthchen sah sie hier mit Erstaunen und auch nicht ganz ohne Furcht, denn der wilde Blick aus den rollenden, funkelnden Augen der getäuschten und so unerwartet in ihren verbrecherischen Absichten gestörten Mörderin mußte von ihr durchaus bemerkt werden.

Bevor eine von den Beiden ein Wort hervorzubringen vermochte, wurde Smythjes Stimme abermals von unten heraufschallend vernommen.

„Liebes Herz, ich komme schon! Gleich werde ich oben bei Ihnen sein,“ fuhr er fort, während seine stets aus einer andern Gegend herkommende Stimme anzeigte, daß er jetzt um den Felsen herum nach der eigentlichen Engschlucht hingehe.

„Ich bitte Sie um Verzeihung, Fräulein Vaughan,“ sagte die Jüdin mit einer raschen Verbeugung und einem strengen, vornehm thuenden Blick auf Käthchen; „ich

bitte Sie in der That sehr um Verzeihung. Es ist dies nun schon das zweite Mal, daß ich mich bei Ihnen hier auf diesem prächtigen Platze eindränge! Ich versichere Sie, ich bin durchaus wirklich nur ganz zufällig hier, und um Ihnen zu zeigen, daß ich nicht die Absicht habe, zu stören, will ich Ihnen einen guten Morgen wünschen!"

Mit diesen Worten wandte sich die Tochter Jakob Jessurons und war von der Felsplatte verschwunden, bevor Käthchen noch Worte finden konnte, um ihr Erstaunen oder ihren gerechten Unwillen auszudrücken.

„Boim Jupiter!" keuchte Smythje, athemlos die Felsplatte erreichend. „Hatten Sie Gesellschaft hier? Gewiß habe ich Jemand aus der Schlucht herauskommen sehen und noch dazu eine Dame im Roitkleide."

„Fräulein Jessuron ist hier gewesen!"

„Ah, Fräulein Jessuron, die bemerkenswerthe junge Dame, die sich jetzt verheirathen soll mit ihrem Vetter, wird gesagt! Boim Jupiter, sie wird eine prächtige Frau für ihn abgeben, wenn sie nur nicht zu viel ihren eigenen Weg gehen will! Ha, ha, ha! was meinen Sie davon, theures Käthchen?"

„Ich habe gar keine Meinung darüber, Herr Smythje. Bitte, lassen Sie uns nach Hause zurückkehren."

Smythje mochte doch wohl den ängstlichen Ton, mit dem diese Bitte ausgesprochen wurde, bemerken, ohne den eigentlichen Grund desselben zu begreifen.

„Ganz wohl, ich bin bereit, zurückzukehren. Aber, Käthchen, wie sonderbar Sie doch sind, Sie haben mir einen kleinen Streich spielen wollen, nicht wahr? Ha, ha, ha! Nun das ist ganz spaßhaft. Aber ich hatte Ihr weißes Kopftuch zwischen den grünen Bäumen ge-

sehen und das leitete mich hier hinauf zu ihrem Verstecke. Ha, ha, ha!“

Schwerlich ahnte Smythje, wie nahe seine Braut einem höchst verhängnißvollen Geschicke gewesen, und eben so wenig ahnte Käthchen, daß Smythje ihr Retter war!

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Cynthias Bericht.

Cynthia zögerte nicht lange, der Aufforderung des Juden zu entsprechen, denn dieser übte einen Einfluß auf sie aus, der, wenn er auch nicht so bedeutend und so geheimnißvoll war wie der des Myalmannes, sich doch auf etwas sehr Wesentliches in der ganzen Welt Verbreitetes gründete, auf die Macht des Geldes. Die Mulattin war sehr nach Geld begierig, wie leider fast Jedermann in unserem vorzüglich nach Sinnengenuß und Ueberfeinerung strebenden Zeitalter. Geld allein gewährte Cynthia die Mittel, das ausgelassene Leben, an das sie gewöhnt war, fortsetzen zu können, und so liebte sie dies über alle Maßen.

Deshalb ging sie auch so bald wie irgend möglich nach dem Judenhofe und fand die Gelegenheit abzukommen um so leichter, da ihr Herr abwesend war. Doch wäre er auch wirklich zu Hause gewesen, so hätte sie wohl nur geringe Schwierigkeit gehabt, einen Vorwand zum Ausgehen aufzufinden, oder vielmehr wäre sie ohne allen Vorwand davongegangen.

In jener Zeit nämlich, in welcher diese Geschichte sich zutrug, hatte die Sclaverei auf den westindischen Inseln, ganz besonders aber auf Jamaica, eine große Veränderung erfahren.

Die beredten Stimmen eines Wilberforce wie eines Clarkeson waren bereits bis in die entlegensten Winkel der Insel Jamaica gedrungen, und die Neger auf den Pflanzungen horchten aufmerksam auf die ersten Ankündigungen der künftigen Emancipation. Der Sclavenhandel war geächtet und man erwartete allgemein, daß die Sclaverei alsbald ebenfalls für geächtet erklärt würde.

Durch diese Aussicht waren die schwarzen Leibeigenen kühner geworden, und die gänzlich regungslose Unterwerfung unter den unbeschränkten Willen des Herrn oder unter die grausame Peitsche des Aufsehers, wie solche ehemals bestand, war durchaus nicht mehr vorhanden. Daher war es auch für Sclaven keineswegs so ungewöhnlich, Urlaub ohne vorherige Erlaubniß zu nehmen, oftmals mehrere Tage lang abwesend zu sein und dann ohne Furcht vor Strafe zurückzukehren, ja manchmal vielleicht sogar ganz fortzubleiben. Aufstände waren auf den Pflanzungen nicht ungewöhnlich geworden und meistens endeten sie mit Brandstiftung wie mit blutigen Auftritten. Mehr als ein Haufen von Ausreißern hatte sich in den entfernteren Gebirgen festgesetzt, wo sie allen Behörden zum Trotz und ungeachtet der das Fortlaufen hindernden Polizei, die von den Maronen etwas nachlässig ausgeübt wurde, ihre volle wenn auch höchst rohe, sich größtentheils auf Stehlen und Rauben stützende Unabhängigkeit fortwährend behaupteten. Diese schwarzen Ausreißer spielten in der That jetzt eine nicht

unbedeutende Rolle und waren fast ganz das, was in früheren Zeiten die ursprünglichen Maronen gewesen waren, die nun aber, wie schon bereits erwähnt, nach dem schlauen wenn auch schädlichen Grundsatze, „einen Dieb anzustellen um einen Dieb zu fangen,“ die Polizei zur Entdeckung und Wiedereinbringung fortgelaufener Neger auf der Insel bildeten.

Bei solchen gelockerten Verhältnissen der Sclaverei kümmerte sich ein keckes Frauenzimmer wie Cynthia gar nicht darum, Erlaubniß zum Fortgehen zu verlangen, sondern nahm diese bei passender Gelegenheit nach eigenem Gutdünken und Belieben. Deshalb wanderte sie auch bereits zu einer noch ziemlich frühen Tageszeit, fast bald nachdem der blaue Fritz bei ihr gewesen war, nach dem Judenhofe hin.

Obwohl sie dem Jakob Jessuron nicht die geringste Auskunft über den Aufenthalt und die Absichten des so räthselhaft verschwundenen Buchhalters zu geben vermochte, so waren ihre Aussagen dennoch vom höchsten Interesse für ihn, da sie ihm sehr befriedigende Nachrichten geben konnte.

Freilich hatte er schon vom blauen Fritz erfahren, der Custos habe die beabsichtigte Reise wirklich angetreten, indeß von Cynthia erhielt der Jude nun die ganz bestimmte und verbürgte Nachricht, daß er vor dem Beginne der Reise noch den Zaubertrank in dem beim Abschiede getrunkenen Glase „Swizzle“ zu sich genommen hatte. Diese Nachricht war ihm um so angenehmer, als er den Erfolgen seiner spanischen Abgesandten immerhin etwas mißtraute. Wenn nun aber der Zauber so rasch wirkte, wie Chakra es versichert hatte, so würde dies den Ban-

diten in der Ausführung ihrer jedenfalls gefährlichen Aufgabe zuvorkommen.

Noch eine andere wichtige Nachricht ward dem Juden durch Cynthia mitgetheilt. Sie hatte Chakra diesen Morgen gesehen, gerade nachdem ihr Herr fortgereist war. Es war für den Fall der Abreise des Custos bereits zuvor eine Zusammenkunft zwischen ihr und dem Myalmanne verabredet worden, und diese hatte denselben Morgen stattgefunden. Die Absicht hierbei war, daß daß das Mulattenmädchen Chakra von allem vor der Abreise Vorgefallenen Nachricht geben solle.

Cynthia wußte zwar nicht bestimmt, daß Chakra dem Custos nachgeeilt sei, er hatte ihr von einer solchen Absicht nicht das Geringste gesagt, allein sie glaubte dies sicher. Er hatte während des Gespräches einige Aeußerungen fallen lassen, die ihr zu einer solchen Vermuthung Anlaß gaben, und außerdem, wie er sie verlassen hatte, anstatt nach seinem Schlupfwinkel im Teufelsloche zurückzukehren, den Weg in der Richtung nach Savanna eingeschlagen.

Dies war der Hauptinhalt von Cynthias Aussagen und nachdem sie für ihre Mittheilungen wohl belohnt worden war, kehrte sie unverweilt nach Willkommenberg zurück.

Jakob Jessuron war indeß durch Cynthias Berichte keineswegs gänzlich beruhigt worden. Die fortdauernde Abwesenheit Herbert Vaughans blieb unerklärlich wie zuvor, und als die Zeit verging und die Nacht ohne irgend ein Anzeichen seiner Rückkehr immer näher rückte, ward Jessuron, und mit ihm die schöne Judith vielleicht

noch im höheren Maße, über sein spurloses Verschwinden höchst unruhig.

Judiths Verdacht, daß Herbert irgend eine Zusammenkunft mit seiner Cousine Käthchen habe, war durch das, was sie gesehen hatte, so ziemlich entkräftet worden. Als sie den Jumbéfelsen verlassen hatte, war sie nicht geradewegs nach Hause geritten, sondern hatte noch einige Zeit in der näheren Umgebung des Berges verweilt, um abzuwarten, ob Herbert sich nicht zeigen würde. Allein da sie weder ihn selbst noch irgend Spuren von ihm entdeckte, so schloß sie mit der höchsten Befriedigung, daß alle früheren Annahmen und Voraussetzungen über ihn auf Einbildung beruht hätten und falsch gewesen seien, und daß gar keine Zusammenkunft beabsichtigt worden sei. Käthchens Ersteigung des Jumbéfelsens war allerdings ein wenig seltsam, aber Smythje folgte ihr, und Judith hatte den Theil ihrer Unterredung alsdann nicht gehört, der deutlich zeigte, daß seine Ankunft dort nur rein zufällig sei, zufällig nämlich, da er den Ort, wohin die junge Kreolin sich zurückgezogen hatte, mit dem ihm eigenen Scharfsinn unverzüglich entdeckt hatte.

Diese Erwägungen besänftigten immerhin das von der fürchterlichsten Eifersucht aufgestachelte Gemüth der Jüdin, allein eigentlich doch nur in geringem Maße, denn Herberts Abwesenheit schien ihr fortwährend verhängnißvoll und Unglück verkündend zu sein, besonders, wenn sie sich eines kürzlich zwischen ihnen geführten Gespräches erinnerte.

Irgend eine Reue über ihre schwarzen Absichten auf dem Jumbéfelsen fühlte sie durchaus gar nicht, vielmehr würde sie diese ganz sicher und unbedenklich ausgeführt

haben, wäre Smythje nicht gerade zu rechter Zeit dort angekommen. Die von Käthchen so bedeutungsvoll ausgesprochenen und von ihr belauschten Worte hatten ihr deren Gefühle und Empfindungen hinreichend enthüllt, und wenn der, dem sie galten, jetzt auch nicht persönlich zugegen oder in der Nähe war, so konnte die Jüdin dennoch nicht mehr bezweifeln, daß er ganz allein der Gegenstand ihres Selbstgespräches gewesen sei. Vielleicht würde sie die That, wenn wirklich vollbracht, in irgend einer Weise bereut haben, allein die bloße Absicht bereute sie nicht oder machte sich darum keine Gewissensbisse; das ließ die grenzenlose Eifersucht, die noch immer in ihrer Brust tobte, durchaus nicht zu.

Judiths Rückkehr gewährte dem alten Jessuron keine neue Auskunft über Herberts spurloses Verschwinden, denn sie wußte wirklich gar nichts zu erzählen, ausgenommen was zu verschweigen sie für klüger hielt. Der Umstand, daß auch sie während ihres Rittes ihn nicht aufgefunden, noch irgend eine Spur von ihm entdeckt hatte, machte seine Abwesenheit nur noch immer unerklärlicher und geheimnißvoller.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Allerhand Vermuthungen.

Gegen Sonnenuntergang wurden die Fußspuren noch einmal besehen und untersucht; Jakob Jessuron war selbst hingegangen. Auch der erfahrene Hirte wurde

noch einmal befragt und bei dieser Gelegenheit eine neue Thatsache oder vielmehr eigentlich nur eine neue Vermuthung an's Licht gebracht, die vorher nicht hinlänglich beobachtet worden war.

An der Sohle des Schuhes nämlich, durch den die Fußspuren gemacht worden waren, wurde eine Besonderheit aufgefunden, die den Hirten befähigte, den zu vermuthen, der die Spur hinterlassen hatte. Beim Verfolgen der kleinen Fußpfade im Walde, um sein Vieh aufzusuchen, hatte er oft dieselbe Fußspur oder eine ganz gleiche bemerkt.

„Wenn es dieselbe ist, Massa," bemerkte er bei der Beantwortung der ihm von dem Juden gestellten Frage, „dann weiß ich, wem diese Fußspur gehört, dann stammt sie von dem Hauptmann der Maronen her."

„Von düsem Cubüna?"

„Ja, das ist der Mann, den ich meine."

Der Jude hörte dieser Vermuthung mit offenbarer Besorgniß zu, die durch einen andern ihm jetzt erst zu Ohren gekommenen Umstand vermehrt wurde, nämlich daß Quaco, derselbe Marone, der mit Herbert bei seiner ersten Ankunft auf der Judenkoppel gefangen eingebracht war, oftmals mit diesem und augenscheinlich in geheimer Weise verkehrt hatte. Der blaue Fritz hatte sich dessen bei dem jetzigen Vorfalle erinnert und nun erzählt.

Schon früh am Morgen war des Koppelhalters Verdacht auf Cubina hingelenkt gewesen; durch diese ihm bekannt gewordenen Umstände wurde er noch verstärkt. Jetzt fehlte zur Vervollständigung des Beweises des ganzen Thatbestandes nur noch ein Glied und dies konnte in der Tabackspfeife gefunden werden, die in

der Hängematte lag. Diese Pfeife war von eigenthümlicher Art, denn der Kopf war von Eisen und das Rohr aus dem Schenkelbein eines Reihers gefertigt. Als sie dem Hirten gezeigt wurde, erkannte dieser dieselbe sofort als den „Schmöhlstengel" des Maronenhauptmanns. Mehr als einmal hatte er Cubina mit einer ganz gleichen im Munde gesehen.

Jetzt konnte Jessuron durchaus nicht länger daran zweifeln, daß Cubina seinen Buchführer mit sich fortgenommen hatte. Auch Judith war davon überzeugt, denn sie hatte thätigen Antheil an der Untersuchung genommen, die zu diesem Ergebnisse geführt hatte. Sie war darüber fast erfreut, da sie sich viel Schlimmeres gedacht hatte. Vielleicht war der junge Engländer jetzt wirklich nur mit dem Maronen auf Besuch gegangen, mit dem er bekannt war, wie sie wohl wußte, da ihr alle mit deren erstem Zusammentreffen in Verbindung stehenden Umstände oftmals weitläufig erzählt worden waren. Eine weitere Annäherung und Freundschaft war nach einer solchen eigenthümlichen ersten Bekanntschaft gewiß sehr natürlich, und Neugierde mochte Herbert jetzt getrieben haben, mit dem Maronen nach seiner Gebirgswohnung zu gehen. Dies konnte wohl hinreichend sein, um seine Abwesenheit zu erklären.

Freilich waren aber auch andererseits Umstände vorhanden, die nicht so leicht zu erklären waren. Dahin gehörte das Erscheinen des Maronen auf dem Hofe, sein zweimaliges Hin- und Hergehen und dann das plötzliche unvorbereitete Forteilen Herberts, ohne irgend Jemand, weder ihr noch ihrem Vater, etwas davon zu sagen. Unbedingt waren diese Umstände höchst verdächtig, und

wenn sie diese gehörig überlegte, so erwachten bei Judith dennoch immer wieder auf's Neue die alten Gedanken der Eifersucht.

Auf ihren Vater hatten die neuen Entdeckungen aber einen ganz andern Eindruck gemacht. Er war durchaus nicht damit zufrieden, daß sein Buchhalter in Gesellschaft des Maronenhauptmanns war, denn er erinnerte sich jetzt, wie bestimmt und scharf Herbert ihn in Bezug auf das Schicksal des gepeitschten und dann fortgelaufenen Afrikaners, des Fellahfürsten, befragt hatte. Er erinnerte sich auch seiner eigenen ausweichenden Antworten, und er sah jetzt vorher, daß, wenn der Engländer nun mit Cubina zusammen sei, dieser ihm eine ganz andere Auskunft über diese Angelegenheit geben würde, eine Auskunft, die auf alle Fälle die schlimmsten Folgen nach sich ziehen mußte. Einmal im Besitze solcher außerordentlichen Thatsachen, würde der junge Engländer, dessen gute moralische Grundsätze dem alten Juden hinlänglich bekannt geworden waren, schwerlich geneigt sein, ihn zum Schwiegervater zu nehmen, und die volle Kenntniß aller der verhängnißvollen Umstände würde ihn unbedingt sofort aus einem Hause vertreiben, dessen Gastfreundschaft er für äußerst verdächtig halten mußte.

War es möglich, daß solche Folgen bereits eingetreten waren? War der ganze mühsame Plan des Koppelhalters bereits in dieser Weise gescheitert? War sogar ein Mord, ein gefährlicher Weise zur Entdeckung kommender Mord ganz umsonst begangen worden?

Jakob Jessuron konnte nun nicht mehr bezweifeln, daß die verhängnißvolle That nicht schon geschehen sei. Entweder das Gift des Chakra oder der Stahl der

Negerjäger mußte den Custos erreicht haben, und sie aufzuhalten war nicht mehr möglich.

Aber wie, wann und wo war sie geschehen? und war sie wirklich umsonst geschehen?

Während des früheren Theiles der Nacht, sowie während der Mitternachtsstunden dachte der Jude ernsthaft hierüber nach. Er schlief nicht oder doch nur abwechselnd in kurzen Absätzen unruhigen Schlummers auf dem Lehnstuhle auf der offenen Veranda, gerade wie die Nacht zuvor. Indeß hielt ihn nur die Sorge wach, nicht das Gewissen, die Furcht vor der Zukunft, keineswegs Bereuen des in der Vergangenheit Geschehenen.

Nach Mitternacht, bereits gegen Morgen, drängte sich ihm unwiderstehlich ein Gedanke auf, der ihn nun ganz erfüllte und seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahm. Mußte um diese Zeit nicht Chakra aller Wahrscheinlichkeit nach wieder zu Hause sein und konnte in seinem Zufluchtsorte im Teufelsloche wieder zu treffen sein?

Jessuron wußte nicht, warum Chakra dem Custos gefolgt sei, konnte nur den Grund vermuthen. Fürchtete er vielleicht, daß sein Zauber doch nicht ganz genügend sei und hoffte nun etwa eine Gelegenheit zu finden, ihn noch zu verstärken? Oder wünschte er gar, bei dem Tode des Custos zugegen zn sein, um über die endliche Vernichtung seines gehaßten Feindes zu frohlocken und sich an seinen körperlichen Schmerzen zu weiden?

Da der Jude alle die zwischen den Beiden seit alter Zeit bestehenden Verhältnisse, ihren gegenseitigen Groll, so wie Chakras mörderische Racheplåne vollkommen kannte, so schien ihm die letzte Annahme durchaus gar nicht unwahrscheinlich. Sie war auch wirklich die richtige,

obwohl Jessuron ebenfalls noch an etwas Anderes dachte, daran, daß der Myalmann seinem Opfer nachgefolgt sei, um es auszuplündern.

Um sich indeß auf alle Fälle darüber sicher zu stellen, ob Chakra seinen Hauptzweck, die Ermordung des Custos, wirklich erreicht habe, erhob sich der Jude aus dem Lehnstuhle, zog sich zu einer nächtlichen Wanderung an und ging in der Richtung des Teufelsloches fort.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der kranke Reisende.

Nachdem er das Gebiet seiner eigenen Pflanzung durchritten und einige Zeit auf einem als der Carrion-weg bekannten Nebenwege geblieben war, gelangte Herr Vaughan zuletzt auf die große Heerstraße, die von Montegobay an der nördlichen Seite der Insel nach Savanna-la-Mer an der südlichen führt.

Auf dieser Straße setzte er seine Reise südwärts fort, da Savanna-la-Mer der Ort war, wohin er die Reise zu Pferde zu machen beabsichtigte, denn von dort konnte er zur See nach dem Hafen von Kingston oder nach dem „Alten Hafen", oder irgend einem andern Hafen gelangen, der mit der Hauptstadt in naher Verbindung stand.

Der gewöhnlichere Weg zu Lande für Reisende aus der Nachbarschaft von Montegobay nach Spanischstadt ist der nördliche nach dem Hafen Falmouth und von da

über Sanct Anna quer über die Insel. Zuweilen wird auch wohl die südliche Straße über Lacovia und die Gemeinde St. Elisabeth benutzt, ohne nach dem Hafen von Savanna zu gehen. Allein Herr Vaughan zog die bequemere Reise vor; er beabsichtigte nicht, die ganze Reise zu Pferde zu machen, sondern theilweise zu Schiff. Er wußte, daß beständig Küstenschiffe von Savanna nach allen Häfen der südlichen Seite hingingen und glaubte, dort ohne alle Schwierigkeit eine Ueberfahrt nach Kingston finden zu können. Dies war ein Grund, warum er nach dem Seehafen von Savanna wollte.

Außerdem hatte er aber noch einen anderen wichtigeren Beweggrund, die Reise gerade über diesen Ort zu machen. Savanna-la-Mer war, wie bereits erwähnt worden ist, die Assisenstadt, der Sitz des Schwurgerichtes des westlichen Bezirkes der Insel, der den Namen einer Grafschaft Cornwall trägt und fünf große Gemeinden, St. James, Hanover, Westmoreland, Trelawney und St. Elisabeth, und folglich auch die Stadt von Montegobay, umfaßt. Vor dem Schwurgericht in Savanna mußten deshalb alle wichtigeren Klagen angebracht werden, die einen vollständig besetzten Gerichtshof erforderten. Eine solche war aber jedenfalls die Klage, welche Herr Vaughan jetzt gegen den Juden einleiten wollte, denn eine heimliche Ergreifung und Besitznahme von vierundzwanzig Sclaven war gewiß keine geringe Sache und die Anklage mußte unter allen Umständen auf mehr als einen betrügerischen Unterschleif gerichtet sein.

Loftus Vaughan hatte sich noch nicht über die bestimmten Ausdrücke entschieden, in denen die Klage

eigentlich angebracht werden sollte; allein in Savanna, als dem Sitz des Schwurgerichtes, gab es auch viele Rechtskundige, bei denen er sich Rath holen konnte.

Dies war der Hauptgrund, daß der Custos seine Reise nach Spanischstadt über Savanna-la-Mer machte. Zu einer solchen kurzen Reise, die in einem Tage vollendet werden konnte, war ein einziger Diener ausreichend. Hätte der Custos aber den Landweg nach der Hauptstadt gewählt, dann freilich wäre dies anders gewesen; dann hätte, den Sitten der Insel zufolge, ein Haufen Pferde mit zahlreichen Dienern den großen Custos begleiten müssen.

* * *

Der Tag wurde einer der heißesten, die bisher dagewesen waren, vorzüglich in den Nachmittagsstunden, und die brennenden Sonnenstrahlen, die den weißen kreidigen Landweg, über den der Reisende reiten mnßte, mit außerordentlicher Gluth erfüllten, machten die Reise nicht bloß höchst unangenehm, sondern wahrhaft mühsam und beschwerlich.

Der Custos, der sich schon bei der Abreise keineswegs ganz wohl gefühlt hatte, war von Stunde zu Stunde immer kränker geworden. Ungeachtet der bedeutenden Sonnenhitze war er zwei Mal von einem starken mit innerem Schauder verbundenen Froste ergriffen worden, dem jedes Mal eine heftige Fieberhitze nachfolgte, die von einem brennenden nicht zu löschenden Durst begleitet war. Mit diesen Fieberanfällen waren bitterer Geschmack, Uebelkeit, wirkliches Erbrechen und innere arge Krämpfe verbunden.

Längst vor Anbruch der Nacht hätte der Reisende deshalb wohl schon angehalten, hätte er nur irgend ein für seine Aufnahme geeignetes Haus aufzufinden vermocht. Früh am Tage war er durch mehr angebaute Gegenden gekommen, wo zahlreiche Pflanzungen vorhanden waren, doch da war er noch nicht so krank gewesen und hatte nicht anhalten wollen, sondern hatte sich nur an einigen Plätzen ein wenig aufgehalten, um zu trinken zu bekommen und die von seinem Diener geführte Feldflasche wieder mit frischem Wasser füllen zu lassen.

Es war schon spät am Nachmittage, als die Anzeichen seiner Krankheit auf's Höchste bedenklich wurden, und da befand er sich gerade in einem nur sehr wenig bewohnten Landestheile, einer wilden Gegend der Gemeinde Westmoreland, wo meilenweit an der Landstraße kein Haus anzutreffen war.

Ueber diesen Landstrich hinaus konnte er nicht weit von der großen Heerstraße abseits die große Zuckerplantage Content treffen. Dort konnte er sich eine vortreffliche Aufnahme versprechen, da der Eigenthümer dieser Pflanzung, auch sonst wegen seiner freigebigen Gastfreundschaft bekannt, sein persönlicher Freund war.

Schon beim Ausreiten war es die Absicht des Reisenden gewesen, seine Reise für den ersten Tag nur bis Content auszudehnen. Im Verlangen, diese Absicht auszuführen, war er rascher geritten, obwohl die außerordentliche Schwäche, die seinen ganzen Körper ergriffen, das Reiten höchst angreifend und peinvoll machte. So angreifend und alle seine Kräfte erschöpfend wurde es zuletzt, daß er von Zeit zu Zeit genöthigt wurde, sein Pferd anzuhalten und ruhig auf demselben zu sitzen,

bis seine Nerven zu neuer Anstrengung frisch gekräftigt waren.

Bei solchen Verzögerungen wollte die Sonne bald untergehen, als er Content zu Gesicht bekam. Zuerst erblickte er es von einem Berge aus, auf dessen Gipfel er gerade anlangte, als die Sonne in die Karaibische See über dem fernen Vorgebirge Point Negrie hinabsank. In dem breiten sich vor ihm ausdehnenden und mit dem Purpurnebel des Abendrothes erfüllten Thale vermochte er das von ausgedehnten Zuckerwerken und malerisch vertheilten Negerhütten umgebene Haus des Pflanzers zu gewahren. So nah schien es zu sein, daß er das Geräusch bei der Arbeit, wie den Gesang munterer Stimmen, von der sanften Abendluft getragen, deutlich hören konnte, und daß er sogar die Gestalten der Männer und Frauen zu unterscheiden vermochte, die sich in hellfarbenen Kleidern zerstreut in der Gegend der Plantage umherbewegten.

Der Custos blickte auf alles dies mit verwirrten und schwindelnden Augen, und die Töne drangen verworren an seine halb betäubten Ohren. Wie der Schiffbrüchige, der das Land vor sich sieht, aber ohne Hoffnung, es je erreichen zu können, so schaute Loftus Vaughan auf das vor ihm liegende Thal von Content. Denn jede Möglichkeit, es noch diesen Abend zu erreichen, war ihm abgeschnitten, ganz so gut, als wenn es noch viele, viele Meilen am äußersten entgegengesetzten Ende der Insel gelegen gewesen wäre. Er konnte nicht weiter reiten, er konnte sich nicht länger im Sattel halten, er glitt aus ihm herunter und fiel in die Arme des herbeieilenden Dieners.

Dicht an der Seite des Weges und halb von Bäumen verborgen, stand eine kleine Hütte in einer rohen Einfriedigung, die früher einmal wohl das Häuschen und der Garten eines Negers gewesen waren. Allein die Hütte war nun verlassen und halb verfallen und der Garten mit allen jenen üppigen wildwachsenden Gewächsen bedeckt, die in tropischen Ländern schon ein einziger Sommer hervorzubringen vermag.

In diese jämmerliche Hütte ward der Custos nun geführt oder vielmehr getragen, denn auch zum Gehen war er bereits vollkommen unfähig.

Eine Art Ruhebett von Bambus, die gewöhnliche Schlafstelle der Neger, stand in einer Ecke, ein festes Hausgeräth, das selten oder nie, selbst beim Verlassen einer solchen Wohnung, weggeräumt wird. Auf dies Bambusruhebett wurde der Custos von seinem Diener hingelegt, nachdem eine Pferdedecke untergebreitet war, und dann wurde er mit seinem Camelotmantel zugedeckt.

Auch zu trinken gab ihm noch sein Diener, der dann auf Befehl des Kranken selbst eins der Pferde bestieg und im gestreckten Galoppe nach Content hinsprengte.

Loftus Vaughan war jetzt allein!

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Ein gräßlicher Eindringling.

Lange verblieb Loftus Vaughan nicht allein, obwohl derjenige, der jetzt die ihn umgebende Einsamkeit unterbrach, von einer Beschaffenheit war, wie ihn kein Lebender oder Sterbender an der Seite seines Bettes zu sehen wünscht.

Der schwarze Reitknecht war fortgeritten, um Hülfe zu holen. Noch bevor der Schall der Hufschläge seines eilfertig galoppirenden Pferdes durch die offenen Spalten der armseligen Hütte durchzudringen aufgehört hatte, fiel schon der dunkle Schatten einer menschlichen Gestalt, die dicht vor die geöffnete Thür getreten war, in den inneren engen Raum.

Der auf das hölzerne Bett hingestreckte Kranke litt außerordentliche Schmerzen und gab sie durch ununterbrochenes ängstliches Stöhnen kund. Dennoch bemerkte er den in den Raum hineinfallenden Schatten, und dies, zugleich mit der plötzlichen Finsterniß an der Thür, verrieth ihm, daß draußen Jemand sein müsse, der im Begriffe war einzutreten.

Wohl möchte man glauben, daß das Erscheinen irgend eines lebendigen Wesens ihm gerade jetzt hätte höchst angenehm und ein Trost in seiner traurigen Verlassenheit sein müssen, und vielleicht wäre dies bei dem Auftreten eines wirklich lebenden Wesens auch der Fall gewesen; allein in jenem in die innere Hütte fallenden Schatten erkannte oder vielmehr glaubte der Kranke die Gestalt eines längst todt Gehaltenen zu erkennen, die Gestalt Chakras, des Myalmannes!

Der Schatten war genau bezeichnet und bestimmt umschrieben; die Thür der Hütte ging nach Westen, wo die Sonne bald unterging; vor ihr standen keine Bäume, nichts unterbrach die Strahlen der sinkenden Sonne, die Alles mit röthlichem Glanze umhüllte, nichts als der dunkle Schattenriß, der die Gegenwart Chakras verrieth. Nur das Obertheil des Körpers war im Schatten zu sehen, der Kopf, die Schultern und die Arme. Der Kopf war im Schatten von ganz ungeheuerlicher Größe, der weit geöffnete Mund zeigte eine Reihe schrecklicher Zähne, die Schultern verriethen einen häßlichen Höcker und die Arme waren lang und affenartig. Unbezweifelt war es entweder der Schatten des wirklichen Chakra oder auch ein Abbild seines in jüngster Zeit so oft gesehenen Geistes!

Der Kranke war zu erschrocken, um reden zu können, zu erstarrt, um zu denken. Es vermehrte kaum noch seine Angst, als anstatt des Schattens der Myalmann selbst in seiner ihm eigenen ungestaltenen Häßlichkeit die Schwelle überschritt und unverzüglich in die Hütte eintrat.

Loftus Vaughan vermochte nun an die wirkliche Existenz des Mannes, der sich jetzt zu so ungelegener Zeit eindrängte, nicht länger mehr zu zweifeln. Obwohl ihm in der Fieberhitze schwindelig zu Muthe und obwohl seine Denkkraft bereits abgenommen und sich schnell getrübt, so war sie doch noch klar genug, um vollkommen zu begreifen, daß die vor ihm stehende Gestalt kein Erzeugniß der Einbildungskraft, daß sie kein Geist aus einer andern, sondern aus dieser Welt, aber daß sie

dennoch so verrucht und schauerlich, wie nur eine unter den Söhnen der Finsterniß zu finden sei.

Vor Chakras Geist hatte er demnach keine Furcht mehr, denn es war unbezweifelt Chakra selbst von Fleisch und Blut, den er vor sich sah, eine für ihn noch fürchterlichere Erscheinung.

Der laute Angstschrei, den Loftus Vaughan bei dem Anblicke Chakras ausstieß, gab von seinem Schrecken und Entsetzen Kunde. Dabei machte er eine Anstrengung, aufzustehen, als beabsichtige er aus der Hütte zu entfliehen; allein von seiner Schwäche überwältigt und auch einem Drohblicke des Myalmannes nachgebend, der ihm klar ankündete, daß jede Flucht unnütz und unmöglich sei, sank er erschöpft und von Verzweiflung gelähmt auf das Bambusruhebett zurück.

„Ha!" rief Chakra aus, als er sich zwischen den Sterbenden und die Thür hinstellte. „Jetzt ist keine Flucht mehr möglich. Wenn Ihr auch von hier fortgehen könntet, weit würdet Ihr nicht kommen. Noch ehe Ihr hundert Schritte weit seid, fallt Ihr nieder auf Eurem Wege. Es hilft Euch jetzt Alles nichts mehr, Ihr alter Narr! Humm!"

Ein anderer Angstschrei war die einzige Antwort, die der schwache Mann zu geben vermochte.

„Ha, ha, ha!" brüllte Chakra in wilder Wuth und zeigte seine Haifischzähne bei einem höllischen Gelächter. „Ha, ha, ha! Schr ineur, Custos Vaughan! schrei nur, bis Dir der Athem ausgeht. Chakra sagt Dir, es hilft nichts mehr! Der Todtenzauber hat Dich gefaßt, und noch ehe die Sonne gänzlich niedersinkt, wirst Du hingehen in die andere Welt, wo die beiden anderen Rich=

ter schon sind und wo der stolzeste weiße Buckra nicht besser ist als ein armer schwarzer Mann! Die beiden Anderen sind Dir vorausgegangen, Beide durch den Todtenzauber. Chakra ist es, der ihn Dir auch gebracht hat! Du bist der Letzte, weil Du der große Custos bist und weil man sein bestes Opfer bis zuletzt aufspart. Aber sterben mußt Du nun doch."

„Erbarmen! Erbarmen!" flehte der Sterbende.

„Ha, ha, ha!" antwortete Chakra höhnisch. „Was Erbarmen? Was schreist Du um Erbarmen? Hast Du Erbarmen gehabt mit dem Myalmanne, als Du ihn hast an den Palmbaum ketten lassen. Du hast damals kein Erbarmen gehabt, Chakra hat nun auch keins! Du mußt sterben!"

„O Chakra! guter, lieber Chakra!" rief der Custos, indem er sich etwas auf seinem Lager erhob und flehentlich seine Arme ausstreckte. „Rette mich! rette mein Leben! und ich will Dir geben, was Du nur wünschest, Deine Freiheit — Geld —"

„Ha!" unterbrach ihn Chakra mit freudigem Frohlocken. „Gieb mir die Freiheit, willst Du? Gieb sie mir sogleich! Dein Geld brauche ich nicht, ich habe Geld genug, bekomme genug für den Liebeszauber und den Todtenzauber! Humm! Das Einzige, was Du hast und was Chakra haben möchte, kannst Du ihm nicht geben. Das nimmt sich Chakra selbst."

„Was?" fragte der Sterbende mechanisch und heftete die starren Augen in zitternder Angst auf die schrecklichen Züge des in wahnsinniger Wuth rasenden Chakra.

„Die kleine Quasheba!" rief das Ungeheuer mit lauter Stimme und lachte gräßlich dazu. „Die kleine

Quasheba!" wiederholte er, als wolle er sich noch einmal an dem entsetzlichen Eindrucke weiden, den seine Worte hervorbrachten. „Die Tochter der Quadrone! Das ist nur in Ordnung, Custos," fuhr er höhnisch fort. „Du hattest die Mutter, das heißt nach dem Maronen. Das weißt Du ja doch? Nun kommt die Reihe an mich; Du mußt nun sterben und Chakra erhält die Tochter! Das ist so ganz in der Ordnung! Ha, ha, ha!"

„Humm!" rief er dann, den Ton seiner Stimme ändernd, aus, und beugte sich über die platt auf dem Ruhebett liegende Gestalt des Custos. „Humm! Ich glaube wirklich, der Custos ist todt!"

Er war in der That todt.

Als er den Namen „Kleine Quasheba" zugleich mit einer so schrecklichen Drohung gehört, entwand sich seinem Munde ein wilder herzzerreißender Angstschrei. Der war das letzte Lebenszeichen. So wie er ihn ausgestoßen hatte, war er bewußtlos auf das Bambusruhebett zurückgesunken und hatte sich mechanisch den Mantel über das Gesicht gezogen, als wollte er sich einem zu gräßlichen Anblicke entziehen. Während der Myalmann sich über ihn beugte, ihn anstierte und gern seine Qualen verlängert hätte, hatte das Gift, mitleidiger als jener, seine letzte volle Wirkung ausgeübt. Der Custos war in der That todt.

Chakra streckte einen seiner langen Arme aus, lüftete den das Gesicht des Custos bedeckenden Mantel und stierte einen Augenblick in die nun starren, bleichen und blutlosen Züge seines verhaßten Feindes.

Dann, als wäre sogar er über das Aussehen und das plötzliche Eintreten des Todes erschrocken, deckte das wilde Scheusal den Leichnam schnell wieder mit dem Mantel zu, erhob sich aus seiner gebeugten Stellung und schlich sich leise aus der Hütte.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Zwei unternehmende Reisende.

Die Sonne war in's blaue Karaibische Meer hinabgesunken, und das Zwielicht, das im Thale bereits vollständig verbreitet war, umfloß nun auch mit purpurnem Saume die Bergspitze, auf welcher die Hütte stand. Die bisher von den ungeheuren Waldbäumen erzeugten Schatten verwandelten sich in das schwächere Dunkel der anbrechenden Nacht, und die Umrisse der Hütte, die nun ein Todtenhaus war, wurden nach und nach durch die allgemein herrschende Dunkelheit unkenntlich.

Im Innern der verlassenen Wohnung, worin nur der Todte war, herrschte tiefe und feierliche Stille, die ununterbrochene Ruhe und ungestörte Stille des Todes.

Außerhalb derselben erschallten dem eben Vorgefallenen ziemlich entsprechende Töne, das traurige Klagegeschrei der Ohreule, die bereits die Hallen des Waldes durchzog, und der wilde Ruf des Potus, der in der nächtigen Dunkelheit nach Insekten jagte.

Einen Gegensatz hierzu bildete nur das Beißen des am Baume festgebundenen Pferdes auf seinem Gebisse

und sein ungeduldiges Stampfen mit den Hufen, da das Thier bei den mit dem Hereinbrechen der Nacht immer stärker werdenden Mosquitostichen stets verdrießlicher wurde.

Der Körper des Custos lag auf der Bambusbettstelle, ganz wie Chakra ihn verlassen hatte. Hier war noch keine Freundeshand thätig gewesen, um ihm ein Kopfkissen zurecht zu legen, oder die noch offenen, aber glasig und kalt in ihre Höhlen versunkenen Augen milde zuzudrücken.

Bis jetzt war der Diener noch nicht mit der nun zu spät ankommenden Hülfe zurückgekehrt. Auch war es unmöglich, daß er nur früher als in einer Stunde zurückkehren konnte. Content, obwohl geradezu eigentlich nicht sehr weit entfernt, war dennoch für einen Reiter mindestens eine Meile weit entlegen, da die Bergschlucht, durch welche die Straße führte, einen weiten Umweg nöthig machte. Rasch konnte man auf derselben unmöglich reiten, und der schwarze Diener war auch keineswegs geneigt, seinen Hals daran zu setzen, um das Leben eines weißen Custos zu retten. Eine volle Stunde mindestens mußte darüber hingehen, bevor der Mann zurückkehren konnte. Bis jetzt waren erst zwanzig Minuten verflossen und so jedenfalls noch vierzig übrig. Allein selbst diese vierzig Minuten sollte die Leiche des Custos Vaughan nicht einmal in Ruhe und Frieden bleiben.

Zwanzig Minuten waren kaum verflossen, nachdem Chakra sich von dem Leichnam fortgeschlichen, als noch Andere anlangten, um seine Ruhe zu stören und zwar in so gewaltthätiger Weise, daß man hätte glauben

können, sie vermöge ihn selbst aus dem Todtenschlummer zu wecken.

Hätte Chakra beim Verlassen der Hütte die Hauptstraße nach Montegobay zurück eingeschlagen, und so beabsichtigte er allerdings zuerst zu gehen, so wäre er zwei Männern begegnet, nicht so fremd freilich, daß er sie nicht hätte kennen sollen, aber fremdartig genug, um die Aufmerksamkeit eines gewöhnlichen Reisenden zu erregen. Doch zu den Neigungen des Myalmannes gehörte es durchaus nicht, auf der großen Landstraße zu reisen, falls es nicht unumgänglich nothwendig war. Deswegen hatte er sich, als er die Negerhütte verlassen hatte, bald auf einen Nebenweg begeben, der in die Gebüsche und in den Wald führte, und war dadurch zwei Männern nicht begegnet, die, wenn auch von einer ganz andern Menschenrace, doch eben so große und abgefeimte Bösewichter waren wie er selbst.

Diese beiden so bezeichneten Männer sind bereits hinlänglich bekannt, es waren die Negerjäger des Jakob Jessuron. Manuel und Andres, caçadores de cimmarones von der Insel Cuba.

Von der Absicht bei ihrer Reise auf der Landstraße nach Savanna ist der Leser vollkommen unterrichtet, denn Jessurons Gespräch mit ihnen, wie er sie aussandte, hat deutlich den schauderhaften Plan seiner abscheulichen Werkzeuge dargelegt.

Schon den ganzen Tag waren die menschlichen Bluthunde dem vorausreitenden Custos nachgefolgt, bald näher, bald entfernter von ihm, je wie der Reisende anhielt und im Verhältniß zu der verschiedenen Geschwindigkeit von Reitern und von Fußgängern.

Oftmals auch hatten sie in der Entfernung auf dem weißen staubigen Wege ihr Opfer selbst gesehen, allein die Begleitung des starken Negers, der sein Diener, wie das helle Tageslicht hatten sie von der Ausführung ihres schändlichen Unternehmens abgeschreckt und sie hatten sie bis zu einer für einen Mord passenderen Zeit verschoben, bis zum Untergange der Sonne. Diese Zeit war nun gekommen und gerade als der eigentliche Mörder vorsichtig und leise von der Hütte hinweggeeilt war, stürzten die beiden ebenfalls auf Mord sinnenden Banditen in wilder Hast auf die Hütte zu.

„Carambo!" rief der Aeltere und deshalb der Leiter von den Beiden aus. „Ich würde mich gar nicht wundern, wenn der Ingeniero uns diese Nacht entschlüpfen würde. Content liegt nicht weit entfernt und der Eigenthümer von dem Ingenio ist sein Freund. Erinnerst Du Dich wohl, Sennor Jakob sagte, er würde da wahrscheinlich die Nacht bleiben?"

„Ja," erwiderte Andres, „der alte Jude sagte es ganz bestimmt."

„Nun wohl, wenn er dort ankommt, bevor wir ihn erreichen, so ist für heute Nacht nichts mehr zu thun und wir müssen die Gelegenheit auf der Straße zwischen Content und Savanna abwarten."

„Carajo!" antwortete Andres verdrießlich; „hätte er nicht die verdammten Pistolen und den starken Neger an seiner Seite gehabt, wir hätten ihm schon vorher das Licht ausblasen können. Wenn er nun gar Savanna erreicht hätte, bevor wir ein ernstes Wort mit ihm reden können? was dann, Compadre?"

„Dann," erwiederte der als Gevatter Angeredete, „dann stände es schlecht für uns! Savanna ist eine große Stadt und es ist nicht so leicht, da Jemand auf der Straße zu packen, wie hier im Walde. Das Volk da in der Stadt ist geschwätzig, aber die Bäume sprechen nicht. Funfzig Pfund ist auch gar nicht viel, besonders für einen Custos, wie sie ihn nennen. Verdammt! Wir müssen uns in Acht nehmen oder man dreht uns für diesen Spaß noch den Hals um! Ein Custos ist hier was bei uns ein Alkade ist; wenn Du einen tödtest, so steht ein Dutzend auf, um Dich zu verfolgen."

„Aber was," fragte Andres, der, wenn auch der Jüngere, doch mehr Klugheit zu besitzen schien, als sein älterer Gefährte, „was thun wir dann, wenn wir gar keine Gelegenheit finden, selbst nicht in Savanna?"

„Dann," erwiederte der Andere, „haben wir wahrscheinlich das Vergnügen, unsere funfzig Pfund zu verlieren."

„Warum das, Manuel?"

„Warum das? Weil der Custos in Savanna ein Schiff nehmen und zur See weiter reisen will. So sagte mir der alte Jude. Wenn er das thut, können wir ihm nur Lebewohl sagen, denn eine Seereise möchte ich für fünfmal funfzig Pfund nicht machen. An der von Batabano habe ich für mein ganzes Leben genug. Carajo! Ich glaubte schon, es sei der vomito prieto, der mich ergriffen. Fürchtete ich nicht, eben solchen Brechanfall wieder zu bekommen, ich wollte wahrhaftig gleich nach Hause zurückkehren, anstatt hier noch länger in dem Judenneste bei den Negerschindern zu bleiben.

Aber nichts soll mich dazu bringen, eine Seereise zu machen, um funfzig Pfund —"

Der Cubaner unterließ es, seine Rede zu beendigen, nicht weil er Anstand nahm, seine eigentliche Absicht unverhüllt auszusprechen, sondern weil er ganz gut wußte, daß eine weitere Erklärung für seinen Gefährten vollkommen überflüssig sei.

„Wenn das der Fall ist," ermahnte der scharfsinnige Andres, „so müssen wir unser Geschäft jedenfalls noch vor Savanna beenden. Vielleicht, Gevatter, wenn wir jetzt recht rasch vorwärts gehen, können wir den Custos noch einholen, bevor er Content erreicht hat."

„Du hast Recht. Laß uns rasch vorwärts eilen, und wenn es Dir gefällt wie mir, so soll jetzt unser Wahlspruch sein: Noche o nunca (diese Nacht oder niemals)!"

„Vamos!" erwiederte Andres, und die Mörder eilten in raschem Laufe fort, von der Furcht, ihre Beute zu verlieren, gestachelt.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Kein Blut.

Die Sonnenscheibe war schon eine ziemliche Zeit in das Karaibische Meer versunken, als die Menschenjäger auf dem Berge und bei der Hütte anlangten, wo der Custos Vaughan genöthigt gewesen war, Halt zu machen und in der er nun als Leiche lag.

„Mira Manuel!" sagte Andres, als sie die Hütte erblickten und zugleich das an dem Baume angebundene

Pferd stehen sahen; „un cavallo! gesattelt, gezäumt und mit alforjas!“

„Das Pferd eines Reisenden!“ erwiederte Manuel, „und zwar ganz desselben, dem wir folgen. Ja, es ist das Pferd des großen Alkalden von Willkommenberg! Erinnerst Du Dich nicht, daß, als wir sie diesen Mittag vor uns sahen, das eine Pferd ein Fuchs und das andere ein Grauschimmel war? Da ist der Grauschimmel, und auf dem Thiere ritt der Custos.“

„Ganz recht, Compadre; aber wo ist das andere Pferd?“

„Vielleicht hier im Walde oder an der anderen Seite der Hütte angebunden. Die Reiter müssen darin sein.“

„Beide, meinst Du, Manuel?“

„Natürlich, Beide; doch wo das Pferd der Schwarzhaut geblieben ist, kann ich nicht sagen. Carambo! Da in der Hütte wohnt ja Niemand. Ich weiß das ganz gewiß, denn ich bin diesen Weg erst vor einer Woche gekommen und es war damals Niemand darin. Was in aller Welt hat eigentlich den Custos dazu gebracht, hier anzuhalten?“

„Por dios, compadre!“ sagte der Jüngere der beiden Negerjäger, indem er bedeutungsvoll auf die am Sattel befestigten Taschen hinwies. „Da muß etwas Werthvolles in diesen alforjas sein!“

„Caval! Du hast Recht; aber jetzt dürfen wir daran noch nicht denken, Freund! Erst wenn das Andere geschehen ist, haben wir vielleicht eine Gelegenheit! Ich möchte nur wissen, ob die Beiden in der Hütte sind? Sonderbar ist's, daß wir des Negers Pferd nicht sehen!“

„Ha!" rief Andres aus, dem plötzlich eine eigene Vermuthung eingefallen war. „Wie, wenn er nach der Pflanzung hinunter geritten wäre? Gesetzt, dem Pferd des Custos wäre etwas zugestoßen oder, gesetzt, der Custos selbst wäre krank geworden? Erinnerst Du Dich nicht, der Bursche, den wir getroffen und der uns auch von den Pistolen erzählte, sagte auch, daß einer der Reisenden, der weiße Mann, krank aussähe. Sagte der Bursche nicht auch, daß er ihn habe sich erbrechen sehen?"

„Por dios! ja, das sagte er. Was Du so eben gesagt hast, kann immer richtig sein. Wenn die Schwarzhaut wirklich fort wäre, da wäre jetzt die beste Zeit für uns, denn wenn es zum Kampfe kommt, ist uns der starke Neger viel gefährlicher wie sein Herr. Sollte der Custos wirklich krank sein, und beinahe hoffe ich, es ist so, dann wird er wohl auch keinen bedeutenden Gebrauch von seinen Waffen zu machen im Stande sein; und carambo! wir müssen sie zu fassen suchen, bevor er noch ahnt, was wir eigentlich vorhaben!"

„Sollte es nicht besser sein, wenn wir zuerst die Umgegend der Hütte auskundschafteten?" rieth der schlauere Andres. „Laß uns zuerst hinter der Hütte nachsehen, ob das andere Pferd nicht vielleicht zu finden ist? Ist es nicht da, dann ist es wohl gewiß, daß der Neger in irgend einer andern Absicht fort ist. Laß uns hier durch die Gebüsche nach der andern Seite hinschleichen und dann heimlich die Wand erklettern, um zu sehen, wer sich eigentlich in der Hütte befindet."

„Ja, so sei es. Laß uns keine Zeit verlieren, denn wenn die Schwarzhaut wirklich fort ist, so blüht unser Glück. Wir finden nie eine solche Gelegenheit wieder,

nicht bis an's Ende der Welt. Folge mir, hombre, und sei leise. Vamos!"

Damit duckte sich der Führer der beiden Negerjäger unter die Gebüsche und schlich, gefolgt von seinem Genossen, verstohlen in dem Unterholze nach der hinteren Seite der Hütte. Aber kein Pferd war außer dem vorn vor der Hütte angebundenen Grauschimmel zu finden. Der Fuchs war fort und wahrscheinlich auch sein Reiter. Andres wünschte sich Glück, seine Vermuthung war richtig gewesen. Sie wurde bestärkt und über allen Zweifel erhoben, als er frische Pferdespuren entdeckte, die den Weg nach Content hinunterführten. Der Diener des Custos war also gewiß fortgeritten und es blieb nun nur noch übrig, sich zu überzeugen, ob der Custos selbst im Innern der Hütte sei.

Vorsichtig kletterten die Negerjäger die Mauer hinauf und sahen durch die offenen Spalten. Zuerst hinderte sie die innen herrschende Dunkelheit, irgend einen Gegenstand genau zu unterscheiden, doch dann, als ihre Augen mehr an dieselbe gewöhnt waren, erkannten sie die Bambusbettstelle im Winkel und auf ihr lang ausgestreckt liegend die Gestalt eines Mannes, der gänzlich, selbst das Gesicht, von einem großen dunklen Mantel bedeckt war, während die gestiefelten und bespornten Füße unter der Bedeckung hervorsahen und klar bewiesen, daß hier wirklich ein Mann lag, derselbe Mann, der ermordet werden sollte!

Er schien im tiefsten Schlafe zu sein, denn es war durchaus keine Bewegung wahrzunehmen und nicht einmal sein Athem war zu bemerken.

Wenig vom Lager entfernt lag ein Hut auf dem Boden und daneben ein Paar Pistolen in Halftern, als ob der Reisende sie vom Gürtel losgeschnallt und abgelegt hätte, bevor er sich zum Schlafen hingelegt. Auch wenn er aufwachte, vermochte der Schlafende schwerlich die Pistolen zu erfassen, bevor die Angreifenden ihn vollständig gepackt hatten.

Die Meuchelmörder sahen sich einander mit bedeutungsvollen Blicken an; der Zufall schien sie jetzt entschieden zu begünstigen. Von demselben blutdürstigen Triebe gestachelt, sprangen Beide sofort ohne alles Säumen von der Mauer herunter, zogen ihre scharfen Macheten und stürzten durch die Thür in die Hütte.

„Tödten wir ihn!“ riefen beide Mörder wie mit einer Stimme, um sich einander zu ermuthigen, und mit diesem entsetzlichen Geschrei stießen sie ihre langen Degen wiederholt durch den Mantel in den widerstandslosen Körper des vermeintlich schlafenden Reisenden.

Ueberzeugt, ihr blutiges Werk jetzt wohl vollbracht zu haben, wollten die Mörder unverzüglich wieder aus der Hütte forteilen, vielleicht um die Satteltaschen zu untersuchen, als es ihnen doch auffiel, daß ihr Opfer so ganz still gewesen sei. In ihrer rasenden Aufregung, während sie die vermeinten Todesstöße versetzten, hatten sie nichts Besonderes an dem zu Ermordenden bemerkt, aber jetzt, nach vollbrachter That, da sie etwas ruhiger geworden waren, packte sie plötzlich eine außerordentliche Verwunderung darüber, daß der Ermordete auch nicht die geringste Bewegung versucht, nicht einmal gezuckt oder gar geschrieen hatte. War vielleicht schon gleich der erste Stoß durch das Herz gegangen, wie Andres,

der ihn that, es beabsichtigt hatte? Allein selbst solch ein Stoß führt keinen augenblicklichen Tod herbei, wie die beiden Meuchelmörder wohl wußten. Ueberdies klebte an den Macheten der Beiden kein Blut!

Das war ganz besonders merkwürdig und auffallend. Konnten der Mantel und die Unterkleider es etwa abgewischt haben? Das mochte vielleicht theilweise vorkommen können, aber doch nicht ganz und gar. Ihre Degenklingen waren naß, aber nicht von Blut.

„Das ist doch seltsam, Kamerad!“ rief Manuel, auf's Höchste erstaunt, aus. „So etwas habe ich noch nie erlebt! Hebe doch den Mantel auf und laß uns ihn besehen.“

Der Andere trat auf diese Aufforderung dicht an das Lager hinan und lüftete den über dem Gesichte des Ermordeten liegenden Camelottmantel. Hierbei kam seine Hand mit der kalten Haut in Berührung und sein Blick fiel sofort auf die erstarrten Züge einer Leiche, auf gebrochene Augen, deren trüber glanzloser Ausdruck deutlich zeigte, daß sie schon lange vom Lichte des Lebens verlassen waren.

Der Mörder vermochte keinen zweiten Blick auf den Entseelten zu werfen. Mit einem Schrei des tiefsten Entsetzens ließ er den Mantel wieder fallen und stürzte nach der Thür, gefolgt von seinem eben so erschrockenen Gefährten.

Im nächsten Augenblicke würden wohl Beide hinausgerannt sein und vielleicht sogar ihren Rückweg angetreten haben, ohne weiter an die Satteltaschen zu denken; allein gerade als Andres bereits seinen Fuß auf die Thürschwelle gesetzt hatte, sah er etwas, das ihn ver-

anlaßte, plötzlich zurückzufahren, und zwar so ungestüm, daß sein Kamerad heftig mit ihm zusammenstieß.

Dies waren drei Männer, die sich kaum fünf Schritte von der Thür entfernt neben einander aufgestellt hatten. Jeder von ihnen hielt eine Flinte, deren Lauf gerade in die Hütte hinein auf die beiden Mörder gerichtet war.

Die drei Männer waren, merkwürdig genug, alle von verschiedener Farbe, weiß, gelb und schwarz, und den Negerjägern auch hinlänglich bekannt, denn es waren Herbert Vaughan, Cubina, der Maronenhauptmann, und Quaco, sein Lieutenant.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Gefangennahme der Negerjäger.

Der Schwarze, obwohl von den drei Männern der Niedrigste; im Range, sprach zuerst.

„Nein, das geht nicht!“ rief er und hielt seine Muskete fest auf den Vordersten der Negerjäger angelegt. „Nein, Herr Spanier, nicht einen Fuß setzt Ihr aus der Thür, bis wir gesehen, was Ihr da drinnen gemacht habt! Ruhig stehen geblieben, oder Ihr bekommt etwas Blei in Euren Knoblauchbauch! Ruhig stehen geblieben!“

„Ergebt Euch!“ befahl Cubina mit fester und gebieterischer Stimme und machte eine drohende Geberde, die, wenn auch vielleicht etwas weniger augenscheinlich als die seines Lieutenants, dennoch deutlich seinen Entschluß verkündete. „Legt die Macheten ab und ergebt Euch! Widerstand wird Euch das Leben kosten!“

„Kommt, ihr spanischen Edlen!“ sagte Herbert. Ihr werdet mich wohl kennen, und ich rathe Euch zu thun, was man von Euch verlangt. Wenn nichts gegen Euch vorliegt, so soll Euch nichts geschehen, das verspreche ich Euch! Ha, vorgesehen!“ fuhr er hastig fort, indem er bemerkte, daß die Spanier rückwärts sahen, mit der Absicht, etwa hinten aus der Hütte zu entfliehen. „Versucht nicht, fortzulaufen, Ihr werdet doch gefaßt werden. Hier sind zwei Läufe und jeder ist gut geladen für solche Vögel, wie Ihr seid. Wenn Ihr fliehen wollt, so soll Euer Rücken gehörig gepflastert werden, das verspreche ich Euch.“

„Carajo!“ stieß der Aeltere der Negerjäger aus. „Was wollt Ihr von uns?“

„Ja freilich!“ fügte der Andere im unschuldigsten Tone hinzu; „was haben wir gethan, daß Ihr all diesen Lärm macht?“

„Was Ihr gethan habt?“ erwiederte der Maronenhauptmann kalt; „das ist's gerade, was wir wissen wollen und zu erfahren entschlossen sind.“

„Da ist nichts zu erfahren,“ sagte der Spanier, sich ganz unschuldig stellend; „wenigstens nichts Besonderes. Wir waren auf dem Wege nach Savanna, ich und mein Kamerad hier, und wir —“

„Haltet Euer Maul!“ rief Quaco, der ungeduldig wurde, dem Spanier zu und setzte ihm seine Muskete auf die Brust. „Habt Ihr nicht gehört, wie der Hauptmann befahl, die Klingen fortzuwerfen und Euch zu ergeben? Nieder mit den Degen; sofort, sage ich und schwatzt nachher mehr!“

So bedroht ließ Andres mürrisch seine Machete auf den Boden fallen, was von dem Aelteren der Beiden alsdann gleich nachgeahmt wurde.

„Nun, meine Braven!“ fuhr der schwarze Lieutenant fort und hielt fortwährend seine große Flinte auf des Spaniers Brust, „damit Ihr nicht in Versuchung kommt, uns das Fersengeld zu geben, so müssen wir Euch schon ein wenig binden. Deshalb fallt jetzt nieder auf die Kniee und rührt Euch nicht, bis ich die Stricke und Speiler bereit habe.“

Die beiden Spanier begriffen den Befehl vollkommen und da sie einsahen, daß jeder Widerstand unnütz sei, so warfen sie sich sofort auf den Boden, ruhig erwartend, was mit ihnen geschehen würde. Quaco hob jetzt die beiden Macheten auf und brachte sie außer den Bereich ihrer früheren Eigner. Dann übergab er seine große Flinte an Cubina, der mit Herbert nun die Gefangenen bewachen sollte und ging ein wenig in die Gebüsche fort. Bald kehrte er wieder zurück und schleppte eine lange Kriechpflanze mit sich, die einem Stricke glich, so wie zwei drei Fuß lange Stöcke. Dies war in so kurzer Zeit geschehen, als hätte er diese Sachen einfach aus einer benachbarten Vorrathskammer geholt.

Unterdessen hielten Cubina und Herbert ihre Gewehre ununterbrochen auf die beiden Spanier gerichtet, denn es war klar, daß sie gern die Flucht ergriffen hätten und auch, da es jetzt vollständig Nacht war, bei der geringsten Gelegenheit leicht mit Erfolg einen Versuch dazu machen würden.

Weder Herbert noch Cubina vermochten in dem vollständigen Dunkel, das in dem Innern der Hütte herrschte, irgend etwas zu erkennen und ahnten deshalb auch noch keineswegs das schreckliche Schauspiel, das sie hier erwartete. Dennoch hatten sie Verdacht, daß die Spanier irgend eine Uebelthat entweder beabsichtigt oder gar schon begangen, denn sie hatten schon auf dem Wege Einiges über die Negerjäger erfahren, das Allen, die ihnen begegnet, verdächtig vorgekommen war.

Das am Baume angebundene, zu einer Reise gesattelte Pferd war der am meisten verdächtige Gegenstand. Obwohl Keiner von den Dreien eigentlich wußte, daß dies Pferd dem Custos gehörte, so hatten doch Alle sofort, als sie es erblickt, ein gewisses Vorgefühl, daß sie hier zu spät angekommen seien.

Die wilde Hast, mit der die Spanier aus der Thüre stürzten, als sie an der Thüre aufgehalten wurden, schien diese traurige Ahnung bereits zu bestätigen, und noch ehe Einer von ihnen die Hütte betreten hatte, waren sie darauf vorbereitet, hier einen Todten anzutreffen, vielleicht sogar mehr als einen, denn Plutos Verschwinden war noch nicht aufgeklärt.

Quaco, geschickt in der Handhabung von Tauwerk, besonders in jener Art schlanker Flechtwerke, durch welche auf Jamaica die großen Bäume mit einander verbunden sind, band bald die beiden Spanier mit Händen und Füßen fest zusammen. Lange Uebung im Binden fortgelaufener Neger hatte Quaco hierin sehr erfahren gemacht, da es auch einen Theil der einem Maronen nothwendigen Kenntnisse bildete.

Die drei mit Flinten Bewaffneten traten nun in die vollkommen dunkle Hütte ein, in der Alles still und ruhig wie im Grabe war. Lange vermochten sie nichts zu erkennen, doch zuletzt konnten sie in einer Ecke etwas wie die Gestalt eines auf einer niedrigen Bettstelle ausgestreckten Mannes unterscheiden.

Quaco näherte sich derselben, beugte sich etwas nieder und berührte sie vorsichtig mit der Hand.

„Ein Mann!" murmelte er; „entweder schlafend oder todt!"

„Todt!" rief er einen Augenblick später aus, nachdem beim Tasten seine Finger die kalte Stirn des Leichnams getroffen hatten; „todt und kalt!"

Cubina und Herbert gingen jetzt auch vorwärts, bückten sich etwas und bestätigten Quacos Angabe.

Wessen Körper mochte es nur sein? War es der des Custos Vaughan oder der seines schwarzen Dieners Pluto? Nein, es war nicht der eines Schwarzen. Um das zu beweisen, bedurfte es keines Lichtes, denn die Befühlung des Haares war genügend, um zur Ueberzeugung zu gelangen, daß hier auf der Bettstelle ein weißer Mann todt lag.

„Fange mir einen von den cocuyos!" sagte der Maronenhauptmann zu seinem Lieutenant.

Quaco ging aus der Hütte in's Freie. Am Rande des Waldes flimmerten kleine Funken, die gleichsam eine sich bewegende Milchstraße zu sein schienen. Dies waren die lamprydae oder kleineren Feuerfliegen. Mit diesen hatte Quaco indeß nichts zu schaffen. Stellenweise waren aber auch einige viel größere Funken von schöner goldgrüner Farbe. Das war der große beflü-

gelte Käfer, der cocuyo, der ein angenehmes und helles Licht verbreitete.

Mit seinem alten Hute als Insektennetz gelang es Quaco bald, einen solchen Käfer einzufangen, mit dem er in die Hütte zurückkehrte und ihn dicht an den Kopf des Leichnams hielt. Dabei begnügte er sich nicht mit dem gewöhnlichen goldgrünen Lichte, welches das Insekt aus den beiden augengleichen Erhöhungen auf seiner Brust ausstrahlt. Der waldkundige und erfahrene Quaco vermochte dieses Licht noch bedeutend heller und stärker zu machen. Er bog nämlich die Flügel mit den Fingern zurück und den Unterleib mit dem Daumen, und legte dadurch eine länglichrunde Scheibe von rosenrothem Lichte frei, die eigentlich nur zu sehen ist, wenn das Insekt fliegt.

Ein Kreis von ungefähr einer Elle Durchmesser ist auf diese Weise durch das phosphorische Glühen des Insektes stets ganz wohl erhellt. In diesen Kreis ward das Gesicht des todten Mannes nun gebracht und wirklich war das von dem Käfer ausgeströmte Licht hinreichend, um die Zuschauer zu befähigen, in den geisterhaft blassen Umrissen des starren Todtengesichts die Züge des Custos Vaughan zu erkennen.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Ein Doppelmord.

Keiner von den Dreien war eigentlich sehr erschrocken; nach und nach hatten sich ihre früheren Ahnungen und Vermuthungen bereits zur Gewißheit gesteigert.

Quaco stieß ein paar Ausrufungen aus, die bei ihm ziemlich gewöhnlich waren; Cubina ärgerte sich und zürnte sich selbst, trotz aller Anstrengungen zu spät gekommen zu sein, und Herbert war ernstlich über den Tod seines Onkels betrübt, obwohl vielleicht nicht ganz in dem Maße, als wenn dieser ihn zuvor wirklich als seinen Verwandten in liebevoller Weise behandelt hätte.

Natürlich dachten sie gleich zuerst daran, die Ursachen des Todes des Custos aufzuspüren. Mit dem festen Glauben, daß er von den beiden Spaniern ermordet worden sei, begannen sie, den todten Körper genau zu untersuchen.

Aber wie höchst sonderbar und geheimnißvoll! Fast ein Dutzend mit einem scharfen Instrumente ausgeführter Stiche und dennoch kein Blut! Wunden in der Brust, im Unterleibe, selbst durch das Herz und dennoch nirgends, nirgends geronnenes Blut eine abgesonderte Feuchtigkeit!

„Wer hat ihm diese Stiche gegeben? Ihr habt es gethan, Ihr spanischen Schufte!“ schrie Herbert und wandte sich zornig zu Jessurons Abgesandten.

„Caromba! warum sollten wir so etwas thun, Herr?“ fragte Andres unschuldig. „Der Alkade war schon todt, bevor wir kamen.“

„Leeres Geschwätz!“ rief Quaco. „Seht diese Klingen!“ fuhr er fort und hob die beiden Macheten auf,

„sie sind jetzt noch feucht! Es ist nicht gerade Blut, das ist wahr, aber immerhin — seht!“ und dabei hielt er den Leuchtkäfer nahe an die Wunden und brachte auch eine der Macheten an's Licht, „die passen zu den Wunden wie der Pfropfen zur Flasche! Ihr seid es gewesen, Niemand anders als Ihr! Gesteht es ein, verfluchte Hallunken, Ihr habt's gethan!“

„Bei der heiligen Jungfrau, Sennor Quaco!“ erwiderte Andres, „Ihr thut uns Unrecht. Ich schwöre es, wir tödteten den Alkalde, Custos mein' ich, nicht! Wir waren eben so verwundert, wie Ihr, als wir hierher kamen und ihn hier todt liegen fanden, ganz wie er jetzt daliegt.“

In dieser Erklärung des Elenden lag ein Anschein von Aufrichtigkeit, der an seine Schuld kaum glauben ließ, das heißt, daß er und sein Genosse wirklich nicht die eigentlichen Mörder gewesen waren, obwohl ihre Absicht, den Custos zu ermorden, Cubina mindestens ganz klar und unbezweifelt erschien.

„Carambo! warum durchstacht Ihr ihn denn?“ sagte er zu den beiden Gefangenen. „Ihr könnt doch nicht läugnen, daß Ihr das gethan habt?“

„Sennor Captain!“ antwortete der verschlagene Andres, der in allen mißlichen Fragen der Vorredner zu sein schien. „Das wollen wir auch gar nicht leugnen. Es ist wirklich war, ich muß es mit Scham gestehen, daß wir unsere Degenklingen ein oder zwei Mal durch den Körper stießen.“

„Mindestens zwölfmal, Du Hallunke!“ verbesserte Quaco.

„Wohl, Sennor Quaco," fuhr der Spanier fort, darüber will ich nicht streiten. Es mag immerhin ein Stich mehr oder weniger gewesen sein, denn die ganze Sache war eine Grille, ein wunderlicher Einfall meines Kameraden Manuel hier, eine kleine Wette zwischen uns Beiden."

„Eine Wette? worüber?" fragte Herbert.

„Nun sehen Sie, Herr, wir reisten zusammen, wie ich schon gesagt habe, nach Savanna. Wir sahen das Pferd dort an der kleinen Hütte angebunden, und deshalb gingen wir hinein, um zu sehen wer darin ist. Carambo! was sahen wir? den Körper eines todten Mannes auf der Bambusbettstelle ausgestreckt! Santissima! Sennores, wir waren eben so erstaunt, wie Ihr es gewesen seid."

„Schrecklich erstaunt, nicht war?" sagte Cubina beißend.

„Ja wahrhaftig, über alle Maßen, ich kann's versichern, Sennor."

„Fahr fort, Du Schelm!" befahl Herbert. „Laß uns hören, was Du zu-erzählen hast."

„Nun wohl!" nahm der Negerjäger seine Erzählung wieder auf; „nach einiger Zeit überwanden wir unser Erstaunen und da sagte Manuel zu mir: „Andres!" „Was giebt's?" fragte ich. „Glaubst Du," sagte er, „daß aus einem todten Körper Blut fließt?" „Nein, gewiß nicht," sagte ich, „nicht ein Tropfen!" „Ich wette fünf Pesos mit Dir, es fließt," forderte mich mein Kamerad heraus. „Angenommen," sagte ich, und dann, um die Wette auszumachen, stießen wir, ich muß es bekennen, unsere Macheten durch den Leib des Custos,

denn wir konnten ihm nun ja keinen Schaden mehr zufügen."

„Ungeheuer!" rief Herbert mit Abscheu aus. „Es war gerade so gräßlich, als wenn Ihr ihn ermordet hättet! Was für eine fürchterliche Erzählung! Ha, ihr Elenden, wenn das auch wirklich Alles wahr wäre, so wird es Euern Hals doch nicht vom Stricke retten!"

„O, Sennor," flehte Andres, „wir haben ja gar nichts gethan, um das zu verdienen. Ich versichere Euch, es thut uns Beiden leid, was wir gethan haben. Thut es Dir nicht leid, Manuel?"

„Carrai! sehr leid," antwortete Manuel.

„Wir bereuten es auch schon gleich nachher," fuhr Andres fort, „und um das einigermaßen wieder gut zu machen, was wir gethan haben, nahmen wir den Mantel und breiteten ihn anständig über den Körper aus, damit der arme Alkalde in Frieden ruhen könne."

„Lügner!" schrie Quaco und brachte das Licht des Käfers nahe an den Todten. „Das habt Ihr nicht gethan, Ihr habt durch den Mantel gestoßen, seht hier!" Dabei wieß er auf die Löcher im Tuche, um das Falsche in des Spaniers Aussage sofort zu beweisen.

„Carrai-ai-o!" stammelte der verwirrte und seiner Lügen überführte Andres. „Ja wohl, es sind wirklich einige Löcher im Mantel. O, ich erinnere mich nun, wir bedeckten ihn gleich zuerst; erst nachher machten wir die Wette; war es nicht so Manuel?"

Manuels Antwort wurde nicht mehr gehört, denn in demselben Augenblicke wurden die Hufschläge von Pferden vor der Hütte vernommen und dicht vor der

Thür konnten die dunklen Gestalten von zwei Reitern unterschieden werden.

Es war der schwarze Diener des Custos, der von Content in Begleitung des Gutsaufsehers zurückkehte. Gleich nach ihnen erschien eine Anzahl Neger zu Fuße, die eine Tragbahre trugen, in der Absicht, den kranken Mann nach Content zu bringen.

Die inzwischen eingetretenen Umstände machten nun eine andere Einrichtung nöthig.

Dreißigstes Kapitel.

Chakra auf dem Rückwege.

Von den drei Magistratspersonen, die den Koromantis verurtheilt hatten, schlief der eine schon sechs Monate im Grabe, der zweite eben so viele Tage, und der dritte, der große Custos selbst, war jetzt gleichfalls eine Leiche!

Alle Drei hatte der Myalmann ermordet, obwohl in den beiden ersten Fällen durchaus kein Verdacht irgend eines unnatürlichen Todes geweckt worden war, wenigstens nicht hinreichend, um eine gerichtliche Untersuchung zu veranlassen. Beide waren an langsamen Krankheiten gestorben, die eine gewisse Aehnlichkeit mit einander besaßen, und die, wenn sie auch im Ganzen den Charakter eines zehrenden Fiebers getragen, doch manche so neue und ganz fremdartige Erscheinungen dar-

geboten hatten, daß die Kunst der jamaicanischen Jünger Aesculaps gänzlich dadurch getäuscht worden war.

Ueber den Tod dieser Beiden hatte Chakra nicht die geringste Besorgniß gehabt, und würde sie auch schwerlich gehabt haben, selbst wenn eine richterliche Untersuchung eingeleitet worden wäre. Bei beiden Mordthaten war seine Leitung vollkommen geheim geblieben, beide waren durch die unsichtbare Vermittlung Obis beschafft worden, die zu dieser Zeit auf jeder Pflanzung der Inseln in geheimnißvoller Weise bestand.

Bei der Ermordung des Custos war dies aber alles ganz verschieden. Die Umstände hatten es so gefügt, daß dies Ereigniß beschleunigt und überstürzt werden mußte, und nun war wirklich Gefahr vorhanden, wie Chakra es wohl selbst begriff, daß man in dem Zauber des Obi Gift zu entdecken vermöchte. Ein so plötzlicher und durch natürliche Ursachen unerklärbarer Tod, wie der des Custos Vaughan, mußte unbezweifelt Verdacht erregen und zu einer Oeffnung und genauen Untersuchung der Leiche führen.

Chakra wußte, daß man im Innern derselben noch etwas Stärkeres finden könne, als selbst den Saft der Savannablume oder des Calalue, und daß die Krankheit, welcher der Custos erlag, aller Wahrscheinlichkeit nach für Gift erklärt werden würde.

Deshalb war er diesmal nicht ohne Befürchtungen, und diese wandten sich vorzugsweise auf Cynthia. Der Ehrlichkeit dieser seiner Helferin mißtraute er freilich durchaus nicht, wohl aber fürchtete er, daß ihre Festigkeit nicht ausreichen möge, und daß sie zu schwach sei,

um die Kreuz= und Querfragen eines die Untersuchung leitenden geschickten Mannes aushalten zu können.

Kaum war Chakra daher etwas von der Hütte entfernt, wo die Leiche des vergifteten Custos lag, als er auch schon darüber nachzudenken begann, wie Cynthia zu unverbrüchlichem Schweigen genöthigt werden oder deutlicher, wie die Mulattin am besten aus dem Wege geräumt werden könne.

Wegen des andern Theilnehmers an dem Verbrechen hatte er eigentlich keine Furcht, er glaubte, daß Jessuron selbst zu tief darin verwickelt sei, um seinen Mitverschwornen je zu verrathen, und dies ließ ihn ganz auf die Verschwiegenheit des Juden vertrauen.

Lange verweilten seine Gedanken auch nicht bei der von Cynthia zu befürchtenden Gefahr, denn eine so geringfügige Sache wie die, ihre Zunge zum Schweigen zu bringen, wurde bald durch ein viel wichtigeres Vorhaben verdrängt, zu dessen Ausführung er nun eilte.

Als er die Hütte verlassen hatte, wo die Leiche seines unglücklichen Schlachtopfers lag, nahm er zuerst seinen Weg auf Fußpfaden und in Gebüschen, allein nur auf kurze Zeit, denn die bald hereinbrechende Dunkelheit der Nacht gestattete ihm, ganz sicher auf der Hauptstraße zu gehen. Auf ihr wanderte er nun schweigend, aber mit beträchtlicher Schnelligkeit, denn mit seinen unverhältnißmäßig langen Beinen vermochte er über den Boden fast so schnell wie ein Maulthier im Trabe hinzugleiten. Wenn er irgend Jemand auf der Landstraße sah, der ihm begegnen mußte, so schlüpfte er wie gewöhnlich zwischen das Buschwerk und verbarg sich da, bis er vorüber gegangen war, und wenn Reisende zufällig den=

selben Weg wie er gingen, was auch zuweilen vorkam, so vermied er dadurch ein Zusammentreffen, daß er einen Umweg in den Wäldern machte und weit oberhalb dieser wieder auf die Hauptstraße kam.

Die außerordentliche Hast, mit welcher der Myalmann vorwärts eilte, bewies wohl deutlich, daß das so eben begangene Verbrechen durchaus noch nicht die letzte Uebelthat Chakras gewesen war, und daß gerade jetzt ihm ein Vorhaben von gleicher oder vielleicht noch größerer Wichtigkeit am Herzen lag.

Stets die große Landstraße von Savanna-la-Mer nach der Bai verfolgend, erreichte er zuletzt den Carrion-Kreuzweg und konnte dann bald den Jumbéfelsen erblicken, der in dem hellen Mondlichte von ferne fast wie ein prächtiger Glaspalast aussah.

Hier, wo Chakras eigenes Bereich anfing, verließ er die große Hauptstraße und schlug einen durch die Wälder führenden Nebenweg ein. Dieser Fußpfad, der nahe am Fuße des Jumbéfelsens vorüberführte, war derselbe, den Herbert am vorigen Morgen mit den beiden Maronen benutzt hatte. Von dem Zuge dieser Drei wußte Chakra eben so wenig, als von der auf Jessurons Befehl begonnenen Unternehmung der spanischen Negerjäger. Der Koromantis hielt sich für den einzigen Betheiligten in dem Mordanschlage und ahnte gar nicht, daß noch Andere dabei mitwirken sollten.

Als Chakra unterhalb des Jumbéfelsens angekommen war und sich in dessen dunklem Schatten befand, hielt er seinen raschen Lauf etwas an. Offenbar war er unschlüssig, was er jetzt thun solle. Er blickte aufmerksam nach dem Himmel; hier verkündete ihm das Sinken

des Orion, daß ungefähr in zwei Stunden keine Sterne mehr zu sehen sein und der Tag anbrechen würde.

„Nur noch wenige Stunden!“ murmelte er, nachdem er seine Beobachtung am Himmel gemacht hatte. „Geht nicht an, geht nicht an! In der Zeit soll ich nach dem Teufelsloch kommen, um die Lampe zu holen, und dann zurück auf den Felsen, um sie zu befestigen. Das geht nicht! Adam und seine Leute brauchen auch nah eine Stunde, bevor sie auf den Felsen kommen können, und dann ist es heller Tag. Das geht nicht an! Es muß in der Nacht geschehen, sonst folgt man mir und das Teufelsloch bleibi kein sicherer Zufluchtsort. Kann's nicht wagen, kann's nicht wagen!“

„Humm!“ fuhr er nach einigem Nachsinnen fort, „es ist schade, daß ich nicht zwei Stunden früher hier gewesen bin! Da hätte sich Alles noch machen lassen, doch nun nicht mehr, es ist zu spät. Aber eigentlich schadet das gar nichts. Morgen wird es eben so gut gehen. In der Zeit erfahren die Neger vielleicht, daß der Custos todt ist, das giebt Verwirrung und da geht Alles leichter. Ja, morgen wird die richtige Zeit zur Ausführung sein. Dann um diese Zeit gegen Morgen schläft die kleine Quasheba, die hübsche Tochter jener stolzen Quadrone und des übermüthigen Custos, in den Armen Chakras, des Myalmannes. Humm.“

„Zwei Stunden noch vor Tagesanbruch!“ fügte er nach einer längeren Zeit des Nachsinnens über seine entsetzlichen Pläne und Erwartungen hinzu; „zwei Stunden noch. Ich habe gerade noch Zeit, nach der Judenkoppel hinunterzugehen und dann vor Anbruch des Tages zurück zum Teufelsloch. Der alte Sünder ist

gewiß neugierig, zu wissen, was geschehen ist, und ich möchte den Rest von den funfzig Pfund haben. Das Geld habe ich nun sehr nöthig, da ich mir eine Frau zulegen und mich häuslich einrichten will. Ha, ha, ha!"

Hierbei lachte der sich mit solchen Zukunftsgedanken schmeichelnde und darüber entzückte Neger hell auf und erschien in einer wahrhaft mehr als teuflischen Häßlichkeit. Dann aber setzte er sich wieder in Bewegung und schlug den nach der Judenkoppel führenden Weg ein.

Einunddreißigstes Kapitel.

Die Macht der Liebe und die Macht der Eifersucht.

Ihrem Versprechen gemäß begab sich Yola auf den Weg, um ihren geliebten Maronen zu treffen. Um Mitternacht wollten sie zusammenkommen; allein sie verließ Willkommenberg schon lange zuvor, um zur festgesetzten Zeit ganz sicher da zu sein und um gehörig Zeit zum Hingehen zu haben.

Fräulein Vaughan wußte von diesen nächtlichen Ausflügen und kannte auch deren Absicht. Das junge Fellahmädchen hatte ihrer Herrin die Liebe zu Cubina gestanden wie die Gewißheit seiner Gegenliebe, und hatte ihr die Geschichte ihrer Liebe erzählt. Der junge Marone stand im besten Rufe, Yola liebte ihn glühend; und da die ganze Liebesangelegenheit in ehrbarster Weise vor sich gegangen zu sein schien, so stand Fräulein Vaughan den Zusammenkünften der beiden Liebenden

durchaus nicht entgegen, ja sie empfand mit ihnen sogar ein höchst inniges Mitgefühl, um so mehr, als sie selbst in ihrer eigenen Liebe jetzt so unglücklich war. Deshalb erhielt die bräunliche Geliebte Cubinas auch zu jeder Zeit die Erlaubniß zu einer Zusammenkunft mit ihrem Geliebten.

In jener Nacht hatte Käthchen Vaughan die Erlaubniß noch bereitwilliger als sonst ertheilt, denn sie wünschte sie selbst. Cubina hatte nämlich die Nacht vorher seiner Geliebten einen keineswegs genauen, aber dennoch bedeutsamen Wink über Herbert und dessen Herzenszustand gegeben, den Yola ihrer Herrin mitgetheilt und der bei dieser die zärtlichsten Empfindungen wie das Verlangen nach weiteren Erläuterungen geweckt hatte.

Käthchen kannte die zwischen Herbert und Cubina bestehende romantische Freundschaft; Yola hatte ihr oftmals davon erzählt, so wie auch von dem Zufall, durch den sie entstanden war. Dies erklärt gewiß genügend das außerordentliche Intresse, welches Käthchen gerade an dieser nächtlichen Zusammenkunft nahm, denn der Marone hatte es versprochen, noch mehr Mittheilungen über Herbert zu machen, wenn er mit diesem, wie er erwarte, geredet habe. Erst am Nachmittage nach dem Ausfluge auf den Jumbéfelsen hatte das Fellahmädchen ihrer Herrin die Aeußerung Cubinas über Herbert mitgetheilt und die in Folge davon veränderte Stimmung Käthchens zeugte sicher von ihrem großen Interesse an dieser Mittheilung. Ihr ganzes Wesen schien seitdem nicht mehr so trübe, sondern etwas aufgeheitert zu sein, gleich als wäre an dem dunklen Horizonte ihrer Zukunft

plötzlich ein mild und lieblich strahlender Hoffnungsstern aufgegangen.

Yola hatte jedoch Käthchen nicht Alles erzählt, was sie wußte; von den Cubina entschlüpften Muthmaßungen hatte sie nichts gesagt, nichts von dessen Anspielungen auf die Heirath Herberts mit Judith, von deren wahrscheinlichem Fehlschlagen und dem darauf mit vielem Nachdrucke angewandten Sprichworte. Mit feinem weiblichen Gefühle hatte sie begriffen, daß die Erzählung hiervon nur falsche Hoffnungen bei ihrer Herrin erwecken könne, der sie so sehr und aufrichtig zugethan war. Doch wollte sie ihr von allem diesen mehr mittheilen, sobald sie erst mehr von ihrem Geliebten erfahren hätte, was, wie sie hoffte, bei ihrer nächsten Zusammenkunft der Fall sein würde.

Auch von der Zusammenkunft Cynthias mit dem Juden, von deren von Cubina und ihr selbst belauschtem Gespräche und von allem hiermit verbundenen Verdachte hatte sie gar nichts gesagt, weil sie fürchtete, daß dies ihre außerdem schon hinlänglich bekümmerte Herrin nur unnütz aufregen und beunruhigen könne.

Als Yola das Haus verlassen hatte, begab sich die junge Kreolin, obwohl es schon spät war, dennoch nicht zur Ruhe. Sie war zu begierig, noch das Ergebniß der Zusammenkunft ihres Mädchens mit dem Maronen zu erfahren und blieb deshalb in ihrer Kammer wach, wo sie die Nachtlampe bis spät gegen Anbruch des Tages brennen ließ.

*
* *

Ungeachtet der offen ertheilten Erlaubniß schlich sich die fürstliche Sclavin doch halb verstohlen aus dem Hause und durchschritt die nächste Umgebung desselben mit großer Vorsicht. Dies stammte theilweise noch von den früheren Gewohnheiten des halb barbarischen Lebens her, das sie in ihrem ursprünglichen Vaterlande von frühester Kindheit an geführt hatte. Theilweise hegte sie aber auch vielleicht einen geheimen Verdacht, daß ihr irgend eine Gefahr drohen könne, oder sie fürchtete einfach eine Störung, eine Furcht, die bei einem zu einer zärtlichen Zusammenkunft mit ihrem Geliebten in vollster Sehnsucht eilenden jungen Mädchen gewiß leicht aufkommen kann.

Bei aller angewandten Vorsicht gewahrte Yola nicht die weibliche Gestalt, die ihr in gemessener Entfernung heimlich bis in den Wald nachfolgte, bald in aufrechter Stellung, wenn sie von den Gebüschen vorborgen war, bald aber auch zur Erde niedergebückt vorwärts schleichend, wo sie gesehen zu werden fürchten mußte.

Als das Fellahmädchen den Pimentwald erreicht hatte, schritt sie ungezwungener und freier, da sie keine Unterbrechung mehr befürchtete. Deshalb vermochte sie um so weniger die Schattengestalt zu bemerken, die ihr auch im Walde fortwährend nachschlich.

Bei der Lichtung angelangt, ging das junge Mädchen nach der riesigen Ceiba und stellte sich in ihren dunklen Schatten auf dieselbe Stelle, die ihr durch ihre Liebe geheiligt erschien. Heiter blickte sie umher, um sich zu überzeugen, daß Cubina noch nicht da sei, obwohl sie ihn gar nicht so früh erwartete, denn es war

noch nicht Mitternacht und sie hatte die große Glocke auf der Pflanzung noch nicht schlagen hören.

Nachdem sie sich genau umgesehen hatte, überließ sie sich einem träumerischen Nachdenken, allerdings einer süßen und wonnigen Träumerei, wie sie nur aus der Erwartung der baldigen Ankunft des zärtlichst Geliebten hervorzugehen vermag. Aus diesem wonnigen Zustande ward sie durch einen Vogel aufgeweckt, der erschrocken plötzlich aus einem nur zehn Schritte von der Ceiba entfernten Gebüsche, in dem er saß, aufflatterte und mit ängstlichem Geschrei in den dichten Wald flog. Yola vermochte nicht zu entdecken, was den Vogel von seinem stillen Sitze aufgescheucht haben mochte. Sie selbst konnte unmöglich die Ursache gewesen sein, da sie doch schon längere Zeit hier stand und sich ganz ruhig verhalten hatte. So mußte der Vogel denn wohl vor irgend einem seiner natürlichen Feinde geflohen sein, etwa einer Ratte, einer Eule oder einer Schlange. Mit dieser Annahme beruhigte sie sich.

Wäre sie aber, anstatt sich hiermit zu begnügen, nur zehn Schritte vorwärts gegangen und hätte in das kleine Gebüsch gesehen, so würde sie etwas ganz Anderes gewahrt haben, als sie vermuthete. Sie würde alsdann ein im Schatten sitzendes Mädchen mit vom Zorne entflammten Augen entdeckt und in ihr sofort ihre Mitsclavin Cynthia erkannt haben.

Allein Yola sah sie nicht, obwohl Cynthia sie ganz wohl sah. So verweilten sie in dieser sonderbaren Nebeneinanderstellung mehrere Stunden lang, die Eine auf der Wonnewacht der innigsten verborgensten Liebe,

die Andere auf der Folterwacht der leidenschaftlichsten, an Wahnsinn grenzenden Eifersucht.

Lange, lange Zeit wartete das Fellahmädchen auf die Ankunft ihres geliebten Cubina; ihr Ohr horchte gespannt auf jeden Ton, der seine Annäherung verkünden möchte, und ihre Ungeduld ward mit jedem Augenblicke peinlicher.

Eben so lange blieb das Mulattenmädchen in seinem Verstecke und litt in gleicher Weise von den Hirngespinnsten ihrer Eifersucht.

Beide fühlten sich deshalb erleichtert und freudig erregt, als Fußtritte auf dem Fußpfade und Rascheln in den Zweigen die Ankunft eines Mannes anzeigten.

Leider war dies indeß nur eine augenblickliche Erleichterung, welche die Gefühle Beider arg täuschte, die Freude der Einen eben so wohl, wie die rachgierigen Absichten der Anderen. Denn anstatt des erwarteten Liebhabers erschien jemand Anderes, und zugleich mit ihm kam noch Einer, freilich von der ganz entgegengesetzten Seite.

Beide gingen jetzt zu gleicher Zeit nach der Mitte der Lichtung und standen im nächsten Augenblick, ohne ein Wort zu wechseln, nahe bei der Ceiba sich einander gegenüber still, als hätteu sie verabredet, sich hier zu treffen.

Beide Männer befanden sich auf der Lichtung im hellsten Mondscheine, so daß ihre Gesichter ganz genau gesehen werden konnten.

Yola kannte nur einen der beiden Männer, der so stand, daß er sie hinderte, den Andern ganz zu sehen. Sie erblickte deshalb nur ein Gesicht, das gräßlich war und

ihr Furcht erregte, obwohl nicht so viel Furcht, als der Mann, den sie bereits deutlich erkannt hatte und dessen Nähe sie trieb, sich so schnell wie möglich zurückzuziehen und so gut wie es ging zu verbergen. Deshalb eilte sie, sich so zu stellen, daß der dicke Baumstamm zwischen ihr und den Neuangekommenen kam, zog sich dann ganz leise in seinen Schatten zurück, schlich sich unbemerkt in das Unterholz des Waldes und war bald fern von den beiden Männern, die ihre lange und vergebliche Wacht in so höchst unliebsamer Weise störten.

Cynthia hätte diesem Beispiele nicht folgen können, wenn sie auch große Lust dazu gehabt hätte, denn die beiden Männer standen nur sechs Schritte von der Stelle entfernt, wo sie im Gebüsche verborgen lag. An jeder Seite davon war der Platz offen, im hellsten klaren Mondscheine. Selbst eine Katze hätte nicht aus dem Gebüsche fortschleichen können, ohne die Aufmerksamkeit der beiden Männer zu erregen.

Cynthia kannte beide Männer sehr gut, denn sie waren ihre Verbündeten, wenn sie sich auch jetzt vor ihnen fürchtete. Gleich zuerst wollte sie sich ihnen entdecken, allein sie wollte nicht von ihrer Nebenbuhlerin entdeckt sein. Später, als die beiden Männer ein Gespräch angeknüpft hatten, hielt Furcht sie in ihrem Verstecke zurück. Sie hatte nämlich bereits einen Theil ihres Gespräches gehört und fürchtete, für ihr Lauschen bestraft zu werden, obwohl es unfreiwillig gewesen war.

Besser hätte Cynthia gewiß gethan, hätte sie sich den Männern offen gezeigt, allein da sie keine Entdeckung befürchtete, und noch irgend das schreckliche Schicksal

ahnte, das damit verbunden sein würde, entschloß sie sich, ruhig in ihrem Verstecke zu bleiben und das geheimnißvolle schreckliche Gespräch bis zu Ende zu belauschen.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Cynthia in Aengsten.

Die beiden Männer, welche das nächtliche Stillleben unter der Ceiba unterbrochen hatten, waren Jakob Jessuron und Chakra, der Koromantis.

Gerade um dieselbe Zeit, als Chakra den Jumbéfelsen verlassen hatte, um dem Juden einen Besuch abzustatten, entfernte sich auch dieser von seinem Hofe, um den Myalmann aufzusuchen.

Da Beide denselben Weg gingen, so mußten sie sich nothwendiger Weise treffen, und dies geschah mitten auf der Lichtung, wo die große Ceiba stand, über die Beider Weg führte. Hier, außerhalb des Schattens des großen Baumes, standen sie sich im hellsten Mondscheine auf einmal gegenüber, wenige Schritte von einander entfernt. Nicht die geringste Begrüßung fand zwischen ihnen statt. Sie kamen zusammen wie zwei Raubthiere, die sich im Dickicht treffen, denn gleichsam ein geheimer Vertrag unter ihnen schloß jede unnütze Begrüßung und alle überflüssigen Anreden aus, die nicht gänzlich zum Geschäfte gehörten.

„Nun, guter Schakra! habt Uehr Neuigkoiten für müch?“ fragte der Jude, sobald er dem Myalmanne nahe genug gekommen war. „Soid Uehr gewösen auf döm Wöge nach Safanna? Ueſcht alles in Ordnung auf dör Landſtraße?

„Humm!“ ſtieß der Koromantis aus, hob die breite Bruſt und zog die mächtigen Schultern mit triumphirendem Geſichtsausdrucke im Bewußtſein ſeines vollendeten Sieges in die Höhe. Alles in Ordnung, meint Ihr? Nun, gerade nicht auf der Landſtraße, aber etwas zur Seite, da liegt ein Mann, der um dieſe Zeit jetzt kalt ſein muß wie ein Stein und ſteif wie — ſteif wie — nun, wie das Skelett des alten Chakra! Ha, ha, ha!“

Hier bei dem Gleichniß, das aufzufinden er ſo viel Mühe hatte, doch welches, als er es gefunden hatte, ihm das ſüße Gefühl der vollzogenen Rache im vollſten Maße erweckte, erhob er ein lang anhaltendes, dem Lachen einer Hyäne gleichendes ſchallendes Gelächter.

„Boi moiner Söle! Dann üſcht göthan Alles und vorüber?“

„Alles richtig gethan, wie ich vorher geſagt.“

„Und der Szauber that würklich das? Des war nücht nothwendüg, daß —“

Hier ſtockte der Jude plötzlich in ſeiner Rede, als ſei er im Begriffe, etwas zu ſagen, was er eigentlich nicht beabſichtigt und was ihm beinahe unwillkürlich entſchlüpft wäre.

„Des war nücht nothwöndüg — nücht nothwöndüg, daß Uehr ſölbſcht nachgüngt?“

Dies war offenbar nicht die ursprünglich beabsichtigte Frage.

„Das war nicht nothwendig!“ sagte Chakra, über die sonderbare Frage etwas verwundert. „Der Zauber war kräftig genug, wie ich es vorher gesagt. Deswegen ging ich auch nicht hinter ihm her, sondern wegen eines anderen Grundes. Wer hat Euch denn davon gesagt, Herr Jakob, daß ich nachgegangen bin?“

„Guter Schakra! büs jötzt wußte ich das nücht gewüß. Das Mädchen, dü Cünthüa, glaubte, Uehr wäret gögangen nach döm Kuschtos Bochan.“

„Humm! Das Mädchen schwatz mir zu viel, der muß das Maul gestopft werden. Der muß das Maul recht bald gestopft werden, sonst bringt sie uns alle Beide in Gefahr! Nun, das will ich schon in Ordnung bringen. Aber, Herr Jakob, ich muß nun die anderen funfzig Pfund haben; das Geschäft ist beendet und das Werk vollbracht! Deshalb ist es nun Zeit, zu zahlen.“

„Das üscht ganz rüchtig, Schakra. Ich hob das Geld hür ün blankem Golde. Da üscht's.“

Mit diesen Worten überreichte der Jude dem Myalmann einen kleinen Beutel, der offenbar Gold enthielt.

„Uehr werdet fünden, daß Alles üscht rüchtig, wü wür gömacht hoben aus ßuvor. Aberscht vül Gald, vül Gald, wohrhaftig!“

Auf diese letzte Aeußerung gab Chakra gar keine Antwort, sondern nahm den Beutel, steckte ihn ruhig in die Tasche seiner Leinenhose und stieß, mit offenbarer Befriedigung, sein beliebtes „Humm!“ aus, dessen

Bedeutung sich je nach dem ihm verliehenen Ausdrucke veränderte.

„Und nun, guter Schakra!“ fuhr der Jude fort, „üch hobe ßu thün für Euch noch möhr. Uech hobe nöthig noch oinen Szauber, für dön Uehr sollt hoben auch funfzig Pfund. Aberscht örst sagt mür, hobt Uehr gösöhen ürgend Jömand auf Eurer Roise?“

„Was, irgend Jemand gesehen? Was für eine Frage ist das? Ich habe gar Manche gesehen und Manche haben mich gesehen.“

„Abersch hobt Uehr gesehen ürgend Jömand, dön Uehr könnt?“

„Gewiß! Da ist vor Allem der Custos, den habe ich gar nicht aus den Augen verloren, bis er selbst nicht mehr sehen konnte. Nun wird er bald ein Skelett sein wie der alte Chakra. Ha, ha, ha!“

„Aberscht habt Uehr nüscht gösöhen sonst noch Jömand, dön Uehr könnt?“

„Nein, Niemand, wenn ich nicht den Custos Reitknecht rechnen wollte. Ich habe wohl noch Andere gesehen, aber immer zu weit entfernt, um sie erkennen zu können, und ich blieb auch absichtlich weit entfernt. Doch halt! Einen habe ich in der Nähe gesehen, den ich erkannt habe. Das war einer von den Trelawney-Maronen. Quaco ist sein Name.“

„Nur Quaco, sagt Uehr? Habt Uehr gösöhen nüchts von soinem Hauptmann Cubüna oder von döm jongen weißen Harrn, dör üscht mit ühm?“

„Weder den Einen hab' ich gesehen, noch den Andern. Warum fragt Ihr darnach, Herr Jakob?“

Uech hobe guten Grund daßu. Dör jonge Mahn, von döm üch spröche, üscht oin Buchhalter von mür. Der hat hoite früh am Morgen vörlassen dön Hof und üch woiß nücht, warum ör üst gegangen oder wohün? Aberscht üch habe guten Grund, ßu vörmuthen, daß ör üscht ün Gösöllschaft müt döm Hauptmann Cubüna. Des kann soin, daß ös üscht nücht so und daß ör kommt ßurück; aberscht ös süht aus vördächtig, und wönn ör üscht gögangen ganz, dann üscht dör Szauber göwösen umsonst und nütscht mir nüchts, wohrhaftig gar nüscht!"

„Das wäre wirklich schade und es sollte mir sehr leid thun, Herr Jakob. Aber ich hoffe, er ist nicht ganz fortgegangen."

„Nun, das würd fünden süch. Aberscht hört jötzt, Schakra! Uech hobe nöthig noch oinen andern Szauber, möhr nöthig, als alles Andre."

„Noch einen, Herr Jakob?"

„Jo, guter Chakra."

„Nun, Obi soll bereit sein. Auf wen soll er hingewandt werden?"

„Auf düsen Schölm von Maronen, auf düsen Hörumstroicher Cubüna."

„Das ist recht, der Gott wird sein Bestes thun, den Zauber auf ihn zu bringen."

„Dör Gott hat ßu thun vül für müch; aberscht ös üscht nücht nöthig, daß ör kommt so bald, da dör Kuschtos üscht aus dem Wege. Bösser üscht ös ümmer, ör kommt bald, als daß dör Szauber muß angewandt wörden auf oinmal. Döshalb guter Schakra, wönn Uehr es könnt machen müt Cubüna ün öben so kurzer

Szoit, wü müt döm Kuschtos, so sollen andere funfzig Pfund soin böroit für Euch."

„Ich will mein Bestes dabei thun, Herr Jakob, um Ihr Geld zu verdienen. Ich will thun, was ich kann. Mehr vermag ich nicht zu versprechen."

„Das üscht ganz röcht, guter Schakra. Glaubt Uehr nücht daß das Mädchen, dü Cünthüa, Euch helfen kann?"

„Ganz und gar nichts, gewiß nicht. Cubina läßt die Mulattin um keinen Preis nahe kommen. Er kann sie nicht ausstehen. Außderdem weiß das Mädchen jetzt schon zu viel. Sie wird eines schönen Tages die ganze weiße Sippschaft nach dem Teufelsloch führen, doch das darf nicht geschehen. Sie ist weiter von keinem Nutzen mehr, sie hat jetzt ihre Schuldigkeit gethan, hat ausgedient und muß bei Seite geschafft werden, muß hingehen, wo die Andern alle hingegangen sind, wo der Custos nun auch ist! Das ist ein gutes Mittel, der einzige Weg, um eine Weiberzunge im Zaume zu halten und ihrem Geschwätz auf einmal ein Ziel zu setzen. Humm!"

Nach dieser in kalter Ueberlegung ausgestoßenen Drohung stand der schreckliche Mensch einige Augenblicke schweigend da, wie in tiefes Nachdenken über die Art und Weise versunken, wie mit dem Leben der Mulattin am Leichtesten fertig zu werden sei.

„Glaubt Uehr, Schakra, Uehr werdet fünden oinen Andern, dör boistohen würd Euch beim Szauber?"

„Habt keine Angst, Herr Jakob. Ueberlaßt das ganz allein dem alten Chakra — dem alten Chakra und dem alten Obi. Die thun das ganz allein ohne fremde Hülfe."

„Nun, funfzüg Pfund dann, Schakra. O, üch wollte göben doppelt das Gald, jo ßöhnfach, wohrhaftig, wönn üch wüßte, ös wäre ün Ordnung Alles müt döm jongen Vochan. Ach! wo üscht ör nur gögangen hün?"

Der Ausdruck bitteren Verdrusses, ja selbst Kummers, mit dem der schändliche alte Jude diese Frage mindestens schon zum zehnten Male an diesem Tage wiederholte, bezeugte, daß von allen den mannigfachen Gegenständen, die seinen Geist beschäftigten, die räthselhafte Abwesenheit seines Buchhalters ihn am meisten drückte und daß er sie für die wichtigste von allen hielt.

„Voi moiner Söle!" fuhr er fort, hob seinen Regenschirm in die Höhe und blieb in dieser Stellung einige Augenblicke stehen. „Voi moiner Söle! wönn er würklich üscht davongegangen, da hob' üch göhabt umsonst alle dü Müh' und dü Sorge, da hob' üch bögangen umsonst alle dü Ver—r— Verfälschungen."

Er hatte „Verbrechen" sagen wollen, doch er änderte das Wort, nicht weil er auf Chakra irgend Rücksicht nahm, sondern weil ihn ein innerer Schauder überfiel, den er bei dem Gedanken an die mögliche Fruchtlosigkeit aller seiner Bestrebungen nicht ganz zu überwinden vermochte.

„Nun, quält Euch darum doch nicht so sehr, Herr Jakob!" sagte sein Verbündeter ermuthigend. „Einstweilen seid Ihr von einem großen Feinde befreit, gerade wie ich auch. Das ist doch auf alle Fälle keine Kleinigkeit. Und ich verspreche Euch, in kurzer Zeit will ich Euch noch von einem andern befreien. An das Geschäft will ich recht bald gehen."

„Jo, bald, guter Schakra, jo recht bald, so bald als ürgend möglich! Nun, üch wüll aufhalten Euch nücht länger. Des würd Tag und üch muß nach Hause und ötwas schlofen. Uech habe ßugöthan koin Auge dü lötschte Nacht. Ach, üch kann nücht schlofen, so lange ör üscht nücht aufgefunden. Uech muß göhen nach Hause und hören, ob da ötwasch Neues üscht über ühn."

Mit diesen Worten drehte der Jude sich um, verließ Chakra ohne weiteren Abschied auf seinem Platze und ging gedankenvoll fort.

Dreiunddreizigstes Kapitel.

Das verhängnißvolle Niesen.

„Humm!" stieß der Koromantis aus, als sein Verbündeter ihn nicht mehr zu hören vermochte.

„Auf den Geist des alten Juden drückt irgend etwas schwer, noch etwas Anderes, als blos der Tod des Custos Vaughan! Möchte doch wohl wissen, was es eigentlich ist. Mit diesem Buchführer hängt es zusammen, das ist klar. Aber was ist es nur? Ausfindig werde ich es doch noch machen, bevor ich einige Tage älter geworden bin, das steht fest! Allein jetzt muß ich durchaus etwas schlafen; es geht mir gerade wie dem Juden, habe diese Nacht keinen Schlaf bekommen und die vorhergehende Nacht auch nicht; und morgen werde ich abermals nicht schlafen können. Ha! morgen Nacht! morgen Nacht! das wird eine Hauptnacht werden! Morgen

Nacht, wenn Alles gut geht, da schläft Chakra nicht mehr allein, da wird er Gesellschaft haben, schöne Gesellschaft! Da wird er zur Bettgenossin die erste Schönheit von ganz Jamaica haben, die schöne „Kleine—"

Bevor noch der volle Name des mit einem so fürchterlichen Geschicke bedrohten unglücklichen Opfers gänzlich ausgesprochen war, wurde die Drohung des Myalmannes unterbrochen. Diese Unterbrechung geschah durch einen Ton, der aus einem kleinen Gebüsche dicht neben Chakra kam und der sich ganz so anhörte, als wenn Jemand genieset hätte.

Und es war in der That so, Cynthia hatte genieset.

Absichtlich hatte sie nicht genieset, denn nach dem, was sie so eben gehört, war es gewiß nicht wahrscheinlich, daß sie ihre Gegenwart durch irgend einen Ton verrathen wollte.

Gern hätte sie in diesem Augenblicke Alles, was sie auf der Welt besaß, Alles, was je zu besitzen sie hoffen konnte, selbst die Liebe Cubinas, sofort dafür hingegeben, hätte sie Meilen weit von diesem Platze entfernt sein können, etwa in der sichern Küche von Willkommenberg oder sonst irgendwo.

Schon lange bevor das Gespräch zwischen dem Juden und Chakra beendet, hatte sie fest beschlossen, den Myalmann nie wieder zn sehen, niemals mit ihrem Willen. Aber nun war ein Zusammentreffen ganz unvermeidlich, denn mußte er nicht das Niesen gehört haben?

Hierin hatte das unglückliche Mädchen ganz recht, er hatte das gehört.

Ein wildes und ungestümes „Humm!" war die sofortige erste Antwort auf das verhängnißvolle Niesen.

Dann wandte sich der Myalmann rasch nach der Richtung, woher es gekommen zu sein schien, und stand eine kleine Weile schweigend und horchend.

„Das ist sonderbar!“ sagte er laut; „Das klingt ja ganz wie Niesen! Die Bäume können doch unmöglich eine Prise Schnupftaback genommen haben? Wissen muß ich, was das für ein Ton war. Ein Baum war es nicht, das ist nun einmal gewiß. Ein Vogel war es auch nicht. Was war es denn nur? Beinahe klang es wie das verhaltene Niesen eines Negermädchens. Aber was hätte ein Mädchen nur hier zu thun? Das ist doch Alles höchst sonderbar. Hollah!“ rief er dann mit lauter Stimme, „wer oder was du auch bist, laß mich den Ton noch einmal hören! Nimm noch eine Prise, dann kann ich doch wenigstens sagen, ob Du ein Mann oder ein Weib bist.“

Abermals wartete er auf eine etwaige Antwort, aber es erfolgte keine. In dem ganzen Gebüsche blieb es lautlos und still, als wäre kein lebendiges Wesen vorhanden gewesen.

„So, Du willst nicht wieder niesen,“ fuhr er fort, als gar keine Antwort kam. „Nun, dann muß ich, wenn Du wirklich bist, was ich erwarte, Dich wohl selbst niesen machen. Eine Schlange kann nicht so niesen, eben so wenig eine Eidechse. Du mußt entweder ein Mann oder eine Frau oder ein Kind sein! Und wenn Du das bist und hast gehört, was ich gesagt habe, dann, beim großen Accompong! ist Dein Leben nicht so viel werth, als — — Ha, ha!“

Während dieser Worte hatte er sich dem Gebüsche genähert, aus dem der niesenähnliche Ton hergekommen

und das nur einige Schritte von dem Platze entfernt war, wo er stand. Er war alsdann etwas in das Gebüsch hinein getreten und durchforschte es genau mit seinen langen affenähnlichen Armen. Der letzte Ausruf wurde von ihm ausgestoßen, als er eine weibliche Gestalt in zusammengekauerter Stellung in dem Dunkel des Gebüsches antraf.

Sofort hatte er die Gestalt bei der Schulter und sie mit schnellem Griffe in eine aufrechte Stellung gebracht.

„Cynthy!" rief der Myalmann verwundert aus, als das volle Mondlicht auf das Gesicht des Mädchens fiel.

„Ja, Chakra!" schrie die Mulattin, schon weinend und kreischend, noch ehe sie gesprochen hatte, „ich bin's, ich bin's!"

„Humm! Was machst Du hier? Du hast gehorcht. Warum hast Du gehorcht?"

„O Chakra! Es war nicht meine Absicht—"

„Wie lange bist Du hier gewesen? Sag mir's schnell!"

„O Chakra — ich kam —"

„Du warst schon hier bevor wir in die Lichtung kamen, ich brauche gar nicht zu fragen, Du konntest nachher hier gar nicht kommen. So hast Du Alles gehört, was gesprochen worden ist? Du mußt es gehört haben!"

„O Chakra, ich konnte es nicht ändern; ich wäre ja gern fortgegangen —"

„Dann darfst Du niemals wieder etwas Anderes auf dieser Welt hören. Komm hierher! Da stell Dich hin! Da darfst Du nie wieder fort gehen! Humm!"

Diesen letzten Ausruf stieß er in so grimmiger Weise aus, daß er mehr wie das Wuthgeheul und Zorngebrüll eines blutgierigen wilden Thieres, als wie von einer menschlichen Stimme herrührend erklang. Zugleich mit diesem Ausrufe streckte das Ungeheuer seine langen Arme aus und stürzte sich auf sein Opfer. Im nächsten Augenblicke packte er den Hals der Mulattin, umspannte ihn mit den Fingern seiner riesigen Hand und hielt ihn fest umklammert mit der ganzen Kraft eines unbezwingbaren eisernen Halsringes.

Das arme, plötzlich und unerwartet überfallene Geschöpf, das sein schreckliches Schicksal gewiß keineswegs vollständig ahnte, vermochte einem solchen fürchterlichen und wilden Gegner nicht den geringsten Widerstand entgegenzusetzen; es konnte selbst nicht einmal schreien

„Chak—ra, lie—ber Chak—r—r—a!" waren die letzten tief aus ihrer Brust hervorgegurgelten, schon halb erstickten, noch einigermaßen vernehmbaren Töne.

Darauf folgte ein Todeswürgen, ein letztes Aechzen und Stöhnen, als die Finger in der lang angehaltenen Umspannung nachgaben, und das unglückliche Opfer fiel entseelt zwischen die Büsche.

„Da lieg Du nun!" sagte der Mörder, als er gewahrte, daß sein schreckliches Werk vollständig vollbracht war. Da wirst Du gewiß nichts ausplaudern! Jetzt aber nach dem Teufelsloch, und einen guten langen Schlaf um mich für morgen Nacht zu stärken. Humm!"

Mit diesen ihn in allen Entschließungen begleitendem Ausrufe wandte der fürchterliche Koromantis sich kaltblütig von dem grausen, so eben von ihm selbst vollendeten Todesbilde hinweg, zog die Zipfel des Thierhaut-

mantels fester an und schritt aus der Lichtung mit eben so viel Gemüthsruhe hinweg, als dächte er über irgend einen schwierigen und dunkel verbliebenen Gegenstand in der Sittenlehre des Obi nach.

Vierunddreizigstes Kapitel.

Chakra richtet seine Lampe zu.

Der Tag brach an, als Chakra nach seinem Lager im Teufelsloche zurückkehrte. Für ihn war die Nacht Tag und die anbrechende Morgenröthe das dämmernde Zwielicht des Abends.

Er war hungrig, denn er hatte, seitdem er am Morgen vorher seine verhängnißvolle schreckliche Wanderung angetreten, gerade während vierundzwanzig Stunden, nur einen ganz geringen Bissen zu sich genommen.

Die Ueberbleibsel eines Pfeffertopfes befanden sich noch in dem eisernen Kessel, worin er gekocht hatte. Sie aufzuwärmen und ein Feuer anzumachen, würde zu viel Zeit erfordert haben. Er war zu sehr ermüdet, um noch lecker zu sein; deshalb nahm er den Kessel aus dem Winkel, wo er in der Hütte stand, holte das gedämpfte Fleisch heraus und aß es kalt. Zuletzt nahm er aber noch etwas, um den Pfeffertopf nachträglich zu erwärmen! nämlich die Neige einer Rumflasche, die noch von der vorherigen Nacht übrig geblieben war. Dann warf er sich mit solcher Heftigkeit auf die Bambusbett-

stelle, daß die schwachen Rohrstäbchen unter der Wucht seines starken Körpers knackten und bebten, und sofort versank er in einen tiefen Schlaf.

Hier lag nun das Ungeheuer den ganzen Tag und träumte süß im Vollgenuß seiner befriedigten Rache von allen den bereits begangenen Verbrechen, so wie ganz besonders von dem, was er erst die nächste Nacht begehen wollte, seiner Einbildung nach das süßeste von allen, die er je begangen hatte, und das die Seele des schrecklichen Menschen mit den angenehmsten Empfindungen erfüllte.

Als er endlich erwachte, war es Abend geworden und die Sonne war im Teufelsloche bereits nicht mehr zu sehen, obwohl die rothen, die Spitzen der oben am Felsenrande stehenden Bäume vergoldenden Strahlen deutlich erkennen ließen, daß sie noch nicht untergegangen war.

Der auf seinem Lager hingestreckte Chakra vermochte hiervon freilich nichts zu bemerken, denn in seiner Hütte herrschte dichte Finsterniß, da die Thür fest verschlossen war, und durch die Zwischenräume der Bambusstäbe konnte er auch nur die unter den mächtigen Bäumen bereits vollständig eingebrochene Dunkelheit gewahren, allein der von der Lagune heraufschallende Ruf der Rohrdommel, das selbst durch das Gebrüll des Wasserfalles hindurchdringende Schreien des Potus und das von Zeit zu Zeit hörbare Geheul der großohrigen Eule kündigten ihm deutlich das Herannahen der Nacht an und erinnerten ihn, daß für ihn jetzt die Zeit zum Handeln da sei.

Mit diesem Gedanken sprang er von seinem Lager auf, stieß seinen Lieblingsruf aus und begann sich für das Geschäft der nächsten Nacht vorzubereiten. Zuvörderst dachte er daran, etwas zu essen und sein Blick fiel auf den eisernen Kessel, der noch auf dem Boden stand, wo er ihn am Morgen hingestellt hatte. Von dem gedämpften Fleisch war immer noch genug darin für eine Mahlzeit vorhanden.

„Kalt ist es nicht mehr zu essen.“ sprach Chakra leise, während er sich anschickte, ein Feuer anzumachen; „nicht zum zweiten Mal. Muß mir den Magen mit etwas Warmem stärken, sonst bin ich für die Nacht und all die Arbeit, die daran gethan werden soll, nicht kräftig genug.“

Das Anmachen des Feuers, das Aufwärmen des Pfeffertopfes und das Verzehren seines Inhaltes nahmen bei der Gewandtheit uud Eilfertigkeit Chakras nicht gerade viele Zeit in Anspruch und waren gethan, als die nächtliche Dunkelheit sich allgemein verbreitet hatte.

„Nun muß ich das Zeichen zurecht machen,“ sprach er für sich, ging in der Hütte umher und sah in alle Spalten und Ritzen, als suche er etwas.

„Glücklicher Weise haben wir diese Nacht keinen Mondschein bis nach Mitternacht und wenn er dann kommt, so frage ich nichts danach und sollte er auch so hell wie die Sonne scheinen. Jetzt ist es dunkel genug, daß Adam das Zeichen sehen kann und auch dunkel genug für Alles, was zu Willkommenberg diese Nacht geschehen soll. Nun, und wenn wir da fortgehen, wird's auch hell genug sein! Das wird 'mal eine schöne Beleuchtung geben! Humm!“

„Wo hab ich denn nur die Signallampe hingestellt?" sagte er und suchte ungeduldig in der Hütte umher. „Ich habe ganz vergessen, wo sie ist, so lange ist es her, daß ich sie nicht gebraucht habe. Vielleicht ist sie unterm Bett. Richtig, da ist sie!"

Hiermit zog er unter der Bambusbettstelle einen Kürbis von dem Umfange einer großen Melone hervor. Er hatte einen langen dicken und hinlänglich starken Stiel, durch den ein Strick gezogen war, so daß er an einem Nagel aufgehangen werden konnte.

Chakra betrachtete diesen Kürbis bei der Lampe, die er bereits zuvor angezündet hatte, sehr aufmerksam.

In dem Kürbis befand sich nämlich ein ziemlich künstlich angebrachter Apparat. Auf der einen Seite des Kürbis war ein mehrere Zoll breites Loch, das nach dem Stiele zu spitz verlief. Unterhalb dieses Loches, wenn der Kürbis am Stengel gehalten wurde, stand in demselben eine mit Schmalz gefüllte Muschel, in der ein baumwollener Docht war. Dem Loche gegenüber waren verschiedene Glasstückchen angebracht. So hatte das Ganze die größte Aehnlichkeit mit einer Signallampe, und als solche sollte auch in der That dieses roh gearbeitete Werkzeug dienen.

Nach sorgfältiger Untersuchung schien Chakra mit der Brauchbarkeit dieser Lampe ganz zufrieden zu sein. Lediglich fügte er noch etwas frisches Schmalz hinzu und machte den Docht etwas straffer. Doch dann stellte er die Lampe zur Seite und beschäftigte sich noch mit einigen andern für die nächtliche Unternehmung nothwendigen Dingen. Zuerst wurde ein ungefähr vier Fuß langer Stock, so wie ein ziemlich starkes Tau bereitet

und ebenfalls zur Seite gelegt. Dann ergriff der Koromantis ein Messer mit einer langen scharfen Klinge und ein großes Pistol, das er mit vieler Sorgfalt lud und vollständig herrichtete. Beide wurden in einen Ledergürtel gesteckt, den er sich um den Leib unter dem Mantel von Thierfell geschnallt hatte.

„Ich hoffe," sagte er für sich, als er sich mit diesen Waffen versah, „daß ich sie gar nicht brauchen werde, denn es ist ja Niemand da, der etwa Lust zum Kampfe hätte und dazu geschickt wäre. Der Custos ist todt und von dem großen Buckra, der erst kürzlich nach Willkommenberg gekommen ist, wird gesagt, daß er jeder Gefahr aus dem Wege geht. Das schwarze Volk aber schlägt sich nicht, sondern läuft gleich fort. Sollte das aber nicht der Fall sein, dann nehme ich meine Maske ab. Der Anblick des alten Chakra wird jeden Neger so in Schrecken setzen, daß er gewiß gleich davon rennt und mehrere Tage nicht wiederkehrt! Humm!"

Noch eine Waffe nahm der Koromantis zu sich, eine große schwarze mit Rum angefüllte Flasche, die er aus einem Verstecke hervorholte und gegen das Licht hielt, um sich zu versichern, daß sie ganz voll sei.

„Diese Flasche," sagte er, als er sie in eine Tasche seines Fellmantels steckte, „diese Flasche habe ich mir lange für diese besondere Gelegenheit aufbewahrt. Wenn die Kerle erst aus dieser Flasche gesoffen haben, so werden sie drauf gehen wie die lebendigen Teufel! Wahrhaftig!" rief er, als er jetzt aus der geöffneten Thür sah und bemerkte, daß es gänzlich dunkel geworden sei, „jetzt muß ich gehen. Bis der alte Adam das Signal gesehen hat und mit seinen Leuten über die Berge

kommt, wird es spät genug sein, um mit dem Geschäft anfangen zu können."

Mit dieser Erwägung ergriff der schwarze Zauberer und Hexenmeister seinen selbst erfundenen und selbst angefertigten telegraphischen Apparat, überschritt die Schwelle seiner Hütte und eilte von ihr hinweg.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Das Signal wird gegeben.

Die kurze tropische Abenddämmerung war vorüber und die Nacht über die Insel Jamaica ausgebreitet. Sie mußte eine außerordentlich dunkle werden, denn der Mond ging nicht vor Mitternacht auf und der Himmel war von schwarzen Wolken bedeckt, durch die kein einziger Stern hindurchschimmerte.

Berg und Thal waren in gleicher Weise von undurchdringlicher Finsterniß umhüllt und selbst der Jumbéfelsen, meilenweit in der Runde der hervorragendste und stets noch sichtbare Berg, war nicht zu unterscheiden.

Deshalb war auch die Gestalt eines den engen Pfad in der Schlucht den Berg hinauftappenden Mannes gewiß nicht zu sehen und noch viel weniger die schwarze Farbe seiner Haut, die entsetzliche Häßlichkeit seiner ganzen Erscheinung oder der abschreckende, abscheuliche wilde Ausdruck seines grauenvollen Gesichtes Ein solcher Mann stieg eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang in der Finsterniß hinauf, der selbst in dieser nicht zu erkennen war.

Als Chakra, der Koromantis, denn er war es, die obere Platte des Jumbéfelsens erreicht hatte, löste er seinen Fellmantel von den Schultern und breitete ihn auf dem Felsen aus. Den mitgebrachten Stock legte er darüber und befestigte an beiden Enden den Mantel. Dann nahm er beide vom Boden auf, ging nach der Palme und legte den Stock in der Höhe seiner Schultern quer über die Palme, an die er ihn mit dem ebenfalls mitgebrachten Stricke festband, so daß der Mantel nun ausgebreitet am Baume hing.

Dies war in der Weise gemacht, daß auf der einen Seite des Mantels das Thal von Willkommenberg und die sämmtlichen angebauten Gegenden der Montegobay lagen, auf der andern die „schwarzen Trelawney-Gründe", eine wilde und unangebaute Gegend, wo kein Gut, keine Pflanzung und überhaupt keine Ansiedlung von Weißen vorhanden war. In dieser Einöde lagen die Zufluchtsorte fortgelaufener schwarzer Sclaven, die Schlupfwinkel Geächteter und die Verstecke von Räubern und Mördern.

Vor Allem gab es Räuber in diesen unzugänglichen Gebirgsgegenden, die sogar förmlich in ganzen Banden organisirt den Behörden der Insel Trotz boten.

Mit solchen Räubern, und zwar den verwogensten und gefährlichsten, hatte Chakra Bekanntschaft und ihnen wollte er jetzt ein längst verabredetes Zeichen geben.

Zu diesem Zwecke nahm der Koromantis jetzt, nachdem er den Mantel ausgebreitet hatte, die mitgebrachte Signallampe und befestigte sie am Banme an der nach den Gebirgen hin liegenden Seite des Mantels. Dann schlug er mit Stein, Stahl und Zunder Feuer und zündete den Docht in der Schmalzlampe an.

Jetzt brannte die Lampe ganz hell und das von den inwendig angebrachten Glasstücken wiederstrahlende Licht konnte gewiß mehrere Meilen entfernt in dem gebirgigen Hinterlande gesehen werden, während nach der Seite der Pflanzungen zu vollständige Finsterniß herrschte, da hier der Mantel als Lichtschirm diente. Auf diese Weise konnte das Signal von allen Anwohnern der Montegobay gar nicht gesehen werden, sondern lediglich von den Räubern in den Trelawneybergen, für die es bestimmt war.

„Gerade die rechte Nacht, damit es gesehen werden kann," murmelte der Myalmann, als er mit übereinander gelegten Armen das Licht betrachtete. „Der Himmel ist düster wie des Teufels Pechtopf. Adam hat gewiß Jemand auf der Wache stehen, der das Signal bald sieht."

Vielleicht sah Chakra niemals widerwärtiger und gräßlicher aus, als gerade in diesem Augenblicke. Ohne das weite Kleidungsstück, das sonst seine Ungestaltheit verbarg, und in einem knappen, seinen Buckel auffällig zeigenden Hemde von grobem rothen Flanell, während ein großer Theil des Körpers nackt und die schwarze runzelige Haut in dem grellen Lichte der Laterne auf's häßlichste erschien, dabei die wilden, grimmigen, etwas von der schlangenumgürteten, tief auf die Schläfen herabgehenden Mütze verdeckten Gesichtszüge, zugleich das Messer wie das Pistol im Gürtel, so bot er einen Anblick dar, der gewiß Jedem, der ihn sah, Schrecken und Furcht einflößen mußte.

Unbeweglich und schweigend stand er wie ein böser Dämon beim hellen Scheine der Lampe und blickte mit unverwandten Augen nach der Gegend, wo die Berge

in tiefster Finsterniß lagen. Doch nicht sehr lange; denn plötzlich ließ er die übereinandergelegten Arme sinken, gleich als sollten sie zu einer raschen That bereit sein und rief befriedigt aus: „Humm! ich wußte wohl, sie würden das Signal bald sehen. Da ist schon die Antwort!“

Zugleich erschien in einer großen Entfernung ein plötzlich hell aufloderndes Licht, das eben so schnell wieder erlosch. Das Licht flammte nach einiger Zeit in gleicher Weise zum zweiten und auch zum dritten Male auf. Alle drei Lichte waren offenbar das Aufblitzen lose aufgehäuften und angezündeten Pulvers.

So wie die dritte Antwort auf sein Signal gegeben war, blies der Koromantis das Licht in seiner Laterne aus.

„Du bist nun von keinem Nutzen mehr,“ redete er seine Lampe an; „kannst nur noch Gefahr bringen. Auch friert mich hier und ich habe meinen Mantel nöthig.“

Damit nahm er die Laterne herunter und eben so den Pelzmantel, den er von dem Stock los machte und ihn wieder umhing. Dann ging er nach dem Rande des Felsens und setzte sich hier so auf den Stein hin, daß seine Beine herunterhingen.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Der Ruf des Solitairs.

Von seinem Sitze am Rande des Felsens hätte Chakra, wäre es Tag gewesen, Willkommenberg ganz genau sehen können; allein jetzt in der finstern Nacht, die das ganze

Thal einhüllte, hätte selbst die Lage des Hauses nur vermuthet werden können, wäre nicht durch die Jalousien des großen Hauses der Schimmer vieler Lichter zu sehen gewesen.

Besonders aus den Seitenfenstern der großen Halle, die Chakra ganz wohl bekannt war, glänzte so helles Licht, daß man glauben mußte, es sei dort Gesellschaft und gehe ganz munter her.

„Humm!“ rief der Myalmann aus, als er das viele Licht im großen Hause zu Willkommenberg gewahrte. „Das sieht wahrhaftig gar nicht aus, als wenn dort Trauer wäre. Da können sie von dem Tode noch nichts gehört haben. Vielleicht haben sie den Körper des Custos nach der Pflanzung Content gebracht. Ganz gewiß haben sie von der ganzen Sache noch nicht das Geringste erfahren und lassen sich wenig träumen, daß der stolze Herr von dem großen Buff da jetzt schon längst ein kalter Leichnam ist. Nein, das ist kein Trauerhaus! Aber wenig schadet's. Nein, gerade desto besser! Um so leichter können wir das Gold und das Silberzeug nehmen, die silbernen Löffel und Gabeln. Das wird ein Fang werden! Humm!“

„Doch was kümmern mich die Löffel und Gabeln? Nichts, gar nichts! Ich begehre nur Eins, und das ist mehr werth, als alles Silber, alles Gold, mehr werth als das ganze Willkommenberg! Das ist die kleine Quasheba! Humm! Ich habe sie so manches Jahr geliebt und liebe sie jetzt noch mehr als je! ja, ich liebe sie mit der ganzen Kraft meiner Seele! Hab' ich nur einmal das hübsche weiße Mädchen in meinen Armen, dann mache ich mir nichts aus allen silbernen

Löffeln und Gabeln! Den Plunder kann der alte Adam all nehmen!"

„Doch nein," fuhr er nach einigem Schweigen fort, offenbar seine Freigebigkeit bereuend; „nein, das geht nicht. Ich werde bald die Löffel und Gabeln nöthig haben für meine eigene Haushaltung. Ich habe das Gold und Silber für mich selbst nöthig, um andere Dinge zu kaufen. Deshalb muß ich meinen Antheil haben so gut wie die Andern."

„Wo bringe ich meine Frau nur am besten hin?" sagte der zukünftige Ehemann nach einiger Zeit ernsten Nachdenkens zu sich selbst. „Das Teufelsloch muß ich verlassen, das ist gewiß. Der Ort ist nicht mehr sicher genug für mich, ist zu nahe bei der alten Pflanzung. Muß sie weiter fortschaffen, wo sie nicht so leicht zu finden ist, wenn sie gesucht wird. Doch das wird sich finden, wird sich sicher finden, wenn ich sie nur einmal erst habe!"

In diesem Augenblicke wurden die hoffnungsreichen Erwägungen des Koromantis durch einen lauten Ton unterbrochen, der ihn veranlaßte, seine Beine auf den Felsen hinaufzuziehen, um sich sofort aufrichten zu können.

Bei der Wiederholung des zuvor gehörten Tones sprang er auf, eilte nach der entgegengesetzten Seite des Felsens und stellte sich da, wo der Fußsteig auf die Felsplatte hinaufführte, hin, um zu horchen.

Gleich darauf erschallte derselbe Ton zum dritten Male.

Im Ganzen hatte dieser Ton für einen an die Töne eines jamaicanischen Waldes Gewöhnten durchaus nichts Fremdartiges, denn es war der gewöhnliche Ruf eines dort ganz gemeinen Vogels, des Solitairs. Nur das

war sonderbar, ihn zu dieser nächtlichen Zeit zu hören, denn die sanften Flötentöne des Solitairs werden nur am Tage vernommen. Für Chakra hatte indeß der jetzt in der Nacht gehörte Ruf des Solitairs um diese Zeit nichts Verwunderliches, weil er ganz wohl wußte, daß der Ruf nicht wirklich von einem Solitair herrührte, sondern daß er nachgemacht von seinem neuen Verbündeten herkam, dem Räuberführer Adam!

Chakras sofortige Antwort darauf war ganz verschieden, mehr klagend und nicht so wohltönend. Sie war eine genaue Nachahmung jenes traurigen, während der Nacht an den schilfigen Ufern des Sees im Teufelsloche vernommenen Klagerufes der Rohrdommel. Diese ward von Chakra durch ein kleines Rohr hervorgebracht, das er an den Mund setzte und worauf er blies.

Jetzt schallte vom Fuße der Schlucht herauf das Durcheinander verschiedener Stimmen, als wenn mehrere Männer behutsam mit einander sprächen. Darauf konnte man Fußtritte auf dem Steingerölle und Rascheln in den Gebüschen hören, die mit jedem Augenblicke deutlicher wurden. Bald nachher tauchte eine Männergestalt aus der dunklen Kluft hervor, die auf die Felsplatte stieg. Dann folgte eine andere und wieder eine andere, bis zuletzt im Ganzen sechs auf der Felsplatte standen.

„Bist Du das, Bruder Adam?“ sagte Chakra, indem er etwas vorwärts ging, um den oben an der Felsplatte zuerst Angelangten zu empfangen.

„Ja, ja! ich bin's! Bist Du Chakra?“

„Ja, ich bin der alte Neger.“

„Nun, da ist's recht, Kamerad. Wir haben Dein

Signal gleich gesehen und sind auch schnell gekommen, nicht wahr, sehr schnell?“

„In der That, sehr schnell. Ich erwartete Euch erst eine halbe Stunde später.“

„Na, nun wir hier sind, was hast Du denn vor? Ich hoffe, es ist etwas Hübsches zu gewinnen, denn wir haben's nöthig. Schon seit einem Monate haben wir nichts vor uns bringen können. Am meisten fehlen uns Lebensmittel!“

„Lebensmittel!“ rief der Myalmann mit spöttischem Nachdruck und verächtlich lächelnd aus. „Hier giebt's heute Nacht mehr zu holen als Lebensmittel; hier könnt Ihr reich werden, jeder von Euch. Humm!“

„Prächtig, prächtig!“ rief Adam entzückt aus, dem ein ganzer Chor vergnügter Ausrufungen folgte; „die Neuigkeit höre ich gern. Und ist es etwa das Geschäft, von dem Du jüngst gesprochen hast, Du alter Buckelfritz?“

„Ja, dasselbe,“ erwiderte Chakra ernst und im Geschäftstone, „nur mit dem Unterschiede, daß ich Euch jetzt zu einem größeren Geschäfte herberufen habe, anstatt des kleinen, wie ich damals beabsichtigte.“

„Nun, groß oder klein,“ erwiderte der Andere, „sie sind alle hier und zur Ausführung bereit, also vorwärts!“ Hierbei deutete der Redner, der unbedingt der Führer der Bande war, auf seine Genossen.

Diese waren sämmtlich, obwohl in der verschiedensten und sonderbarsten Weise, bewaffnet. Einer trug eine alte vom Roste bereits roth gewordene Muskete, ein Anderer eine Vogelflinte von ähnlicher Beschaffenheit, einige führten Pistolen, doch fast Alle besaßen lange Messer oder vielmehr Macheten. Schon hieraus hätte

man schließen können, daß das Geschäft, zu dem Chakra diese Leute berufen hatte, wohl keineswegs ein friedliches sei.

Allein eine solche Vermuthung mußte noch bestärkt werden, wenn man den wilden und grausamen Ausdruck sämmtlicher Gesichter betrachtete, die alle den verwegensten Muth wie die größte Entschlossenheit zu den schrecklichsten Verbrechen verriethen. In der That bildeten diese Leute die gefürchtete Bande des schwarzen Räubers Adam, die auf der ganzen Insel als die ruchlosesten und grausamsten Gurgelabschneider verrufen waren.

Obwohl sie nun gewiß zu jeder Uebelthat bereit und auf die Ausführung einer solchen sogar erpicht waren, so hielt es Chakra doch für angemessen, um sie für seine Absichten noch willfähriger zu machen, sie mit einigem Rum zu bearbeiten.

„Liebe Freunde," sagte er deshalb zutraulich zu den bereits auf den Aufbruch harrenden Räubern. „Ihr habt schon viel Anstrengung gehabt und einen langen mühsamen Marsch gemacht. Hier habe ich jetzt ein paar Tropfen, die sehr gut gegen die Nachtkälte sind, und ich denke, wir nehmen alle erst etwas aus der Flasche hier. Nicht wahr?"

Einem so zweckmäßigen Vorschlage stimmten Alle ohne Ausnahme mit dem lebhaftesten Beifalle zu und Jeder der Räuber erquickte sich sofort aus der von Chakra kluger Weise mitgebrachten großen Rumflasche, und verschaffte sich dadurch noch größeren Muth zu künftigen Heldenthaten.

„Nun, alter Buckelfritz," sagte Adam zu Chakra in der zutraulichsten Weise, die eine lange Bekanntschaft,

so wie ein oftmaliges freundschaftliches Zusammenhandeln bei ähnlichen Angelegenheiten voraussetzte, „ich denke mir, das Ereigniß, von dem Du damals gesprochen hast, ist eingetreten?“

„Ja, Adam, es ist wirklich eingetreten.“

„Ist der große Buckra fortgegangen?“

„Ja, er ist fortgegangen und ist auch heimgegangen. Ha, ha, ha!“

„Ach, das ist ein Räthsel, was meinst Du mit dem Heimgehen?“

„In die ewige Heimath, mein' ich.“

„Ha!“ rief Adam erstaunt aus; „willst Du damit sagen, daß der Custos —“

„Laß den Custos nur jetzt zufrieden, Bruder Adam. Das sollst Du später alles erfahren. Jetzt wollen wir uns mit des Custos Silberzeug beschäftigen, und da ist gar keine Zeit mit unnützem Geschwätze zu verlieren. Denn sonst geht der Mond auf und durchscheint alle diese Wolken. Dann aber ist es mit unserer Unternehmung ganz aus. Die muß noch vor dem Aufgehen des Mondes ausgeführt werden.“

„Das ist ganz richtig. Nun, ich bin bereit und die Andern auch!“

„Dann folgt mir allesammt geschwind! Während wir hinabgehen, besprechen wir, wie wir den Angriff machen wollen. Dazu ist dann noch Zeit genug. Nun folgt mir!“ Mit diesem Befehle stieg der Koromantis die Schlucht hinab, gefolgt von Adam und seiner Bande.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Ein Trauerzug.

An demselben Abende, etwa eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang, bewegte sich ein seltsamer Zug auf dem Carrion-Kreuzwege nach Willkommenberg hin. Sein langsames Vorwärtsgehen, die ernsthaften Blicke und Geberden der daran Theilnehmenden, eine von vier Männern auf den Schultern getragene rohe Tragbahre, vor Allem aber die auf ihr ausgestreckt liegende menschliche Gestalt, die trotz des sie vollständig bedeckenden Camelotmantels leicht als ein Todter zu erkennen war, alle diese Anzeichen bewiesen deutlich, daß es ein Leichenzug war.

Er bestand aus zehn Personen; zwei davon waren zu Pferde, den Uebrigen ein wenig voraus. Dann folgten vier, welche die Bahre trugen, und dicht dahinter kamen vier andere Männer, die zu zwei gingen und von denen die vordersten Zwei offenbar Gefangene waren, da sie mit den Armen an einander geschlossen und ihnen die Hände auf den Rücken festgebunden waren. Die beiden Hintersten waren ihre Wächter.

Die beiden Reiter vorn waren Herbert Vaughan und der Maronenhauptmann und die Pferde dieselben, die den Tag zuvor der Custos und sein Diener geritten hatten. Die Gefangenen waren die spanischen Negerjäger, ihre Wächter Quaco und der Reitknecht des verstorbenen Custos, und die vier den entseelten Körper tragenden Sclaven gehörten zur Pflanzung Content.

Genau genommen konnte von allen den Leichenzug Begleitenden nicht ein Einziger als wirklich Leidtragender

bezeichnet werden, denn Niemand hatte Grund, über das den Eigenthümer von Willkommenberg getroffene Schicksal sehr tief bekümmert zu sein, nicht einmal sein Neffe. Dennoch zeigten die Gesichter Aller, selbst die beiden Gefangenen nicht ausgeschlossen, den Ausdruck einer stillen, einem Leichenzuge angemessenen ernsten Trauer.

Vielleicht wäre der Neffe doch noch tiefer und inniger gerührt gewesen; denn jetzt, wo der Onkel todt, war alle Feindschaft gegen ihn vollkommen erloschen; vielleicht hätte sich seiner selbst eine aufrichtige und sein ganzes Wesen in Anspruch nehmende Trauer um den Verstorbenen bemächtigt, wären ihm nicht gerade jetzt verschiedene Umstände bekannt geworden, die dazu dienten, in seinem Herzen nicht nur jedes trübe und traurige Gefühl zu ersticken, sondern es sogar mit der lebhaftesten, süßesten Freude zu erfüllen.

Nur mit Anstrengung vermochte er deshalb in seiner Haltung wie in seinen Geberden den einer solchen Gelegenheit geziemenden Ausdruck der Trauer zu bewahren. Sein Herz war eigentlich trotz des trüben Leichenzuges von freudigen Hoffnungen gehoben, die durch die Mittheilungen des Maronenhauptmanns erregt waren. Während ihres längeren Zusammenseins hatte Cubina ihm nämlich Alles erzählt, was er in jüngster Zeit erlebt und erfahren hatte, und darunter auch von dem mit seiner geliebten Yola zuletzt unter der großen Ceiba geführten Gespräche, das sich auf Käthchen Vaughan oder die kleine Quasheba bezog. Obwohl Cubinas Kenntniß von ihrem Herzenszustande eigentlich nur sehr unvollständig, da sie nicht unmittelbar und ihm erst durch Yola

zugekommen, so war sie dennoch genügend, um Herbert erneute Hoffnung und wohl noch etwas mehr als bloße Hoffnung zu verleihen, deren lebhafte Aeußerung er nur schwer zu unterdrücken vermochte.

Auch noch andere Geheimnisse hatte Cubina ihm enthüllt, unter ihnen den wahren Charakter seines bisherigen Gönners und Schutzherrn Jessuron, der ihm freilich längst verdächtig vorgekommen war, aber den er nun in seiner ganzen Niederträchtigkeit erkannte. Die Herbert bis dahin ganz unbekannte Geschichte des Fellahfürsten, in Verbindung mit allem Uebrigen, was er in den letzten vierundzwanzig Stunden selbst erlebt, war mehr als nöthig, um jeden schon zuvor über Jakob Jessuron gehegten Verdacht vollkommen zu bestätigen. Obwohl es einleuchtend war, daß die beiden in der Obhut Quacos sich befindenden Gefangenen den Custos nicht wirklich ermordet hatten, so war dies doch offenbar ihre Absicht gewesen, die nur durch einen bereits zuvor in anderer Weise bewirkten Mord vereitelt worden, und Herbert wie Cubina vermochten nach allem Vorausgegangenen durchaus nicht die sichere Vermuthung zu unterdrücken, daß Beides von derselben Hand ausgegangen sei, von der ruchlosen zu jeder Abscheulichkeit fähigen Hand des früheren Gönners und Wirthes Herberts.

Deshalb war Herbert auch schon längst, noch bevor Cubina ihm Alles umständlich erzählt hatte, entschlossen, nie wieder freiwillig den Bezirk des „Glücklichen Thales" zu betreten und noch viel weniger je unter das Dach Jessurons zurückzukehren. Sollte er noch je irgend etwas mit dem heimtückischen Israeliten zu thun bekommen, so konnte dies jedenfalls nur auf dem Wege der Ge-

rechtigkeit, als Rächer seines gemordeten Oheims, sein. An dem Morde selbst war nicht im Geringsten zu zweifeln, denn die Unterredung zwischen Chakra und dem Juden, die der Marone behorcht und die er unglücklicher Weise damals nicht vollständig verstanden hatte, enthielt jetzt, nach dem Tode des Custos, leider nichts Geheimnißvolles mehr, da die schreckliche That Alles hinlänglich aufgeklärt hatte. Nur die Bewegungsgründe und Absichten bei derselben lagen noch gänzlich im Dunklen.

Sowohl Herbert wie Cubina dachten nicht daran, diese ganze Angelegenheit in Stillschweigen zu begraben und sich etwa nicht weiter darum zu bekümmern. Ein so schreckliches und nothwendiger Weise so folgenreiches Ereigniß verlangte die genaueste Erforschung und sorgsamste Untersuchung. Zu einer solchen thaten sie jetzt den ersten Schritt, indem sie den Leichnam des Custos nach Willkommenberg geleiteten, damit hier die Behörden eine genügende, den Gesetzen entsprechende Untersuchung anordnen könnten.

Aber wie verschieden waren Herberts Gefühle jetzt bei der Begleitung der Leiche gegen damals, als er sich zuerst dem Wohnhause seines stolzen Verwandten näherte!

Achtunddreißigstes Kapitel.

Die Entführung.

Als Chakra von der Spitze des Jumbéfelsens die glänzend erleuchteten Fenster zu Willkommenberg gesehen, hatte er dort Gesellschaft vermuthet, allein hierin irrte

er sich. Früher freilich, bis zu der Ankunft des vortrefflichen Herrn Smythje, hätte der Koromantis ganz richtig geschlossen, doch seitdem dieser hier zu Gaste, war die vollständige Beleuchtung des Herrenhauses mit Ansteckung aller Kron= und Armleuchter nicht allein nichts Ungewöhnliches, sondern der regelmäßige Gebrauch jeden Abend. Hieran fand Herr Vaughan Gefallen, und der Hausmeister war beauftragt, auch während seiner Abwesenheit die Beleuchtung gerade wie sonst zu besorgen. Deshalb war die große Halle diesen Abend wie gewöhnlich beleuchtet, der glänzende Fußboden derselben strahlte im hellsten Lichte, und auf den Seitentischen schimmerten geschliffene Gläser und Silbergeschirr, laut den Reichthum des Pflanzers Vaughan verkündend.

Die einzigen Personen, die sich in diesem prächtig ausgestatteten Gemache befanden, waren Smythje und die junge Herrin von Willkommenberg, die Beide nichts von dem wußten, was sich auf der Landstraße nach Savanna zugetragen hatte, jenem schrecklichen Ereignisse, das Käthchen Vaughan zur vaterlosen Waise machte und sie zugleich des Titels beraubte, mit dem sie erst bezeichnet wurde.

Yola, ihre Dienerin, kam und ging von Zeit zu Zeit, und auch der Diener Smythje erschien zuweilen in dem Gemache, wenn sein Herr ihm rief.

Obschon keine Gesellschaft vorhanden, so war Herr Smythje doch ganz wie zu einer solchen angezogen und geputzt und trug Leibrock, seidene Strümpfe und Schuhe mit Silberschnallen darauf. Es war sein unabänderlicher Gebrauch, sich jeden Abend gesellschaftsmäßig anzuziehen oder vielmehr anziehen zu lassen, und diesen

beobachtete er so gewissenhaft, daß, wäre auch Niemand im Hause gewesen, als nur die Dienst thuenden Neger, er trotzdem doch ganz gewiß im prächtigsten Gesellschaftsanzuge erschienen wäre, denn von ihm wurden die Anforderungen der Mode und der Eleganz eben so heilig gehalten und eben so gewissenhaft befolgt, wie von einem heiligen Mönche die Gebräuche seiner Religion und die Regeln seines Ordens.

Herr Smythje war höchst aufgeräumt und munter, und seine Gesellschafterin, merkwürdig genug, weniger trübsinnig, als sonst gewöhnlich in der letzten Zeit. Unbezweifelt hatte dies auch ihn noch mehr erheitert und in die fröhlichste Stimmung versetzt. Smythje wußte keineswegs, weshalb Käthchen nicht so niedergeschlagen wie sonst war, doch glaubte er ihre größere Munterkeit der immer näher tretenden Aussicht auf die frohe Feier, die in wenigen Tagen stattfinden sollte, beimessen zu können. In einer Woche oder in höchstens vierzehn Tagen sollte Herr Vaughan von seiner Reise zurückkehren, und dann sollte, der Verabredung gemäß, zu der das junge Mädchen ihre Einwilligung stillschweigend ertheilt hatte, die Vereinigung von Willkommenberg und Schloß Montagu nicht länger mehr aufgeschoben werden.

Smythje war sogar so verwogen, von der Aussteuer zu reden, von der Hochzeitsreise während der Flitterwochen, die sich bis zur großen Weltstadt jenseits des großen Oceans ausdehnen sollte, und als Käthchen auf seine Aufforderung sich zur Harfe setzte und Musik zu machen begann, fing er ein Langes und Breites von der großen Oper und deren unübertrefflichen Genüssen

zu erzählen an. Solch Geschwätz hatte bei früheren Gelegenheiten seine Zuhörerin stets noch einsilbiger und schweigsamer gemacht, allein diesen Abend führte es keine solche unangenehme Wirkung herbei. Käthchen horchte still, während ihre über die Saiten der Harfe hingleitenden Finger eine keineswegs melancholische Melodie begannen.

In Wahrheit aber hörte die junge Kreolin ganz und gar nicht auf die rosenfarbigen Beschreibungen und Ergießungen Smythjes, die seiner Meinung nach einen tiefen Eindruck auf sie hervorbringen mußten. Wenn auch bei der Harfe sitzend und mechanisch deren Saiten rührend, waren ihre Gedanken doch ganz anderer Art, denn die wurden durch eine weitere ihr von Yola mitgetheilte Nachricht beherrscht, welche die eigentliche Quelle ihrer Freude oder vielmehr jenes flüchtigen Freudenglanzes war, der für eine kurze Zeit ihr Angesicht mit unvergleichlicher Anmuth umfloß.

Ach, Käthchen ahnte nicht, daß die Leiche ihres Vaters, kalt und starr auf einer Tragbahre ausgestreckt und von fremden Leuten begleitet, kaum noch eine Meile von ihrem Sitze entfernt, sich langsam dem nun herrenlosen Willkommenberg nähere!

Eben so wenig ahnte sie, daß, während sie Herrn Smythje auf der Harfe vorspielte, sich von einer andern Seite dem friedlichen Wohnhause wilde Ungethüme in menschlicher Gestalt näherten, deren dunkle Schatten sich verstohlen durch das von den Fenstern aus verbreitete Licht schlichen und bereits Anstalt trafen, in das Haus selbst einzudringen, um dort Raub, Gewaltthätigkeit noch

viel schlimmerer Art, ja, wenn es nöthig, selbst Mord zu begehen.

Weder der hoffnungsreiche Smythje, noch seine Verlobte, noch sonst irgend Jemand zu Willkommenberg, sah oder muthmaßte diese unter dem Schleier einer dunklen Nacht geheim und unbemerkt vollzogene Umstellung, als bis sie vollkommen ausgeführt war. Auch nicht ein Warnungsruf, nicht ein Zeichen oder ein Wink ward den in der hell beleuchteten Halle Sitzenden zu Theil, als ein halbes Dutzend wilder Schreckgestalten von scheußlichem Aussehen, einige mit schwarzen häßlichen Masken, andere mit noch häßlicheren und Furcht erregenden bloßen Gesichtern, plötzlich in die große Halle stürzten und dort sofort ihr Plünderungsgeschäft und Zerstörungswerk begannen.

Einer dieser Männer von hervorragend riesiger Gestalt mit einer gräßlichen Maske vor dem ganzen Gesichte in einem weiten Pelzmantel, der indeß nicht hinreichte, um einen nicht unbedeutenden Buckel zu verbergen, eilte im wilden Grimme allen Andern voran gerade auf das holde, ohne alles Arg noch im Musiciren begriffene Käthchen, stieß die Harfe zur Seite und packte das arme Geschöpf mit seinen mächtigen Händen, bevor sie noch aus dem Stuhle sich zu erheben vermochte.

„Humm!“ stieß er fast brüllend in wilder Freude hinter der Maske hervor; „endlich habe ich Dich gefaßt, meine kleine Quasheba! nach langen Jahren Wartens habe ich Dich endlich! Deine Mutter, die Quadrone, ist mir entschlüpft und hat mich verhöhnt, aber ich will schon Acht geben, daß es mit der Tochter nicht eben so geht. Du kommst nun gleich mit mir!“

Während der Räuber diese Worte schnaubte, schleifte er sein schreiendes Opfer durch den Saal nach der großen Treppe.

Smythjes nur unentschlossene Dazwischenkunft war von keinem Nutzen. Mit einem einzigen Hieb seiner mächtigen geballten Faust warf der Riese in dem Thierfelle den ohnmächtigen Stutzer zu Boden, so plötzlich und gewaltsam, daß der erschreckte Cockney nicht mehr an Widerstand dachte, sondern sich heulend auf dem glatten Boden wälzte, bis es ihm zuletzt gelang, wieder auf die Füße zu kommen. Dann aber, ohne einen zweiten Hieb zu erwarten, der ihn abermals zu Boden schleudern könnte, lief der geängstete Hasenfuß schleunigst zur offnen Thür hinaus, flüchtete die steinerne Treppe hinab und verschwand nach wenigen Sprüngen in der Finsterniß.

Unterdessen war der Lärm und das Geschrei der Räuber in die Küche wie in die übrigen Theile des Hauses gedrungen. Auf Ausrufungen der Verwunderung und des Erstaunens folgte verwirrtes Angstgeschrei mit Schreckensrufen. Die Dienerschaft kam von allen Seiten in die große Halle hineingestürzt, allein einige Schüsse aus den Musketen und Pistolen der schwarzen Räuber, lediglich abgefeuert, um die Verwirrung zu vermehren, zerstreute sie bald alle zusammen, Thoms mit inbegriffen, und trieb sie zur Flucht nach den Zuckerwerken und nach dem etwas entfernteren Negerdorfe.

In wenigen Minuten waren Adam und seine Spießgesellen vollkommen Herren des Hauses. Dann wurden die Silberschränke erbrochen, alle Kisten und Koffer geöffnet und ihrer werthvollsten Gegenstände entledigt.

In kaum einer Viertelstunde waren die schwarzen Räuber mit dem Plündern fertig und bereiteten sich vor, wieder fortzugehen.

Während seine Spießgesellen in dieser Weise beschäftigt waren, hatte Chakra sein unglückliches Opfer unten an der großen Treppe in Sicherheit gebracht, wo er ungeduldig die Vollendung des Plünderungsgeschäftes abwartete. Obwohl er entschlossen, seinen Antheil an der Beute vollständig in Anspruch zu nehmen, so war ihm hieran doch viel weniger gelegen, als an der endlichen Befriedigung jenes verruchten Gelüstes, das seine wilde Seele schon seit langer Zeit erfüllte.

Allein ungeachtet der heftigen Leidenschaft seiner teuflischen Begierde besaß Chakra doch hinreichend Klugheit, um sich für den Augenblick mäßigen zu können. Sobald Adam und seine Helfer mit Beute beladen die große Treppe herabkamen, gab er seine Gefangene einem der Räuber zur Bewachung, befahl den Andern, ihm zu folgen, stieg rasch die Treppe hinauf und ging noch einmal in die ihrer Kostbarkeiten beraubte und ausgeplünderte Halle.

In unglaublich kurzer Zeit wurden die Harfe, die Stühle, die Sophas und Ruhebetten und andere leichte Mobilien inmitten im Saale aufgehäuft, die Jalousien wurden ausgehoben und auf den Haufen gelegt und dann dieser angezündet. Das trockene Holz fing Feuer wie Zunder, und in wenigen Augenblicken stand das prächtige Herrenhaus von Willkommenberg vollständig in Flammen!

Kurze Zeit darauf suchten die Räuber bei dem weit umher in den Feldern verbreiteten Scheine der rothen

Flamme sich in den nahen Gebüschen zu verbergen. Sechs von ihnen schleppten schwer an den geraubten Schätzen, während der siebente, der Fürchterlichste von Allen, in seinen Armen einen Schatz ganz anderer Art trug, die liebliche Gestalt eines reizenden Mädchens, die ohnmächtig hingesunkene „Kleine Quasheba!“

Neununddreißigstes Kapitel.

Diebe! Räuber! Mörder!

Langsam mit feierlichem Schweigen bewegte sich der die Leiche des Custos Vaughan begleitende Zug auf der einsamen Landstraße. Bereits war der von den letzten Strahlen der sinkenden Sonne röthlich umflossenen Jumbéfelsen in Sicht und an der andern Seite desselben lag Willkommenberg, wohin dieser Trauerzug unvermuthet Betrübniß und Wehklagen bringen sollte, denn die Theilnehmer konnten nicht vermuthen, daß dort bereits durch ein anderes Ereigniß vorher Schrecken und Entsetzen verbreitet würden.

O, hätte Herbert nur irgend eine Ahnung davon gehabt, daß in jenem Augenblicke das jetzt von ihm mit der ganzen Kraft seines Herzens geliebte Wesen, daß sie, die ihn, wie er nun erfahren, so glühend wieder liebte, ohnmächtig in den Armen —

Aber nein! Die schreckliche Wahrheit wird ihn nur zu früh erreichen! Eine kleine Stunde noch, und die süßen Träume, in denen er sich den ganzen Tag wäh-

rend der langen Reise gewiegt hatte, werden urplötzlich zerstieben!

Bei einer Wendung des Weges standen verschiedene, ein dichtes Laubdach darbietende große Bäume. Unter diesen hielt der Zug auf Herberts und Cubinas Befehl an, während sie von den Pferden stiegen. Der Schatten des Baumdaches veranlaßte sie nicht hierzu, denn die Sonne war bereits untergegangen, und eben so wenig die Erwägung, daß die Träger vielleicht ausruhen müßten, denn diese waren kräftig und die Leiche war keineswegs eine sehr schwere Bürde. Deshalb wurde nicht angehalten, sondern weil Herbert so wohl wie Cubina den schrecklichen Eindruck fürchteten, den die plötzlich und gänzlich unvermuthete Ankunft der Leiche des Custos dort hervorbringen würde, vorzüglich bei der gewiß in keiner Weise den gewaltsamen Tod ihres geliebten Vaters erwartenden Tochter.

Deshalb wollten sie einen Augenblick ruhig überlegen, wie es am besten anzufangen sei, die Tochter auf das schreckliche Geschick des Vaters vorzubereiten. Bald war auch ein Plan entworfen. Ein Bote sollte auf einem der Pferde vorausgesandt werden, um die verhängnißvolle Nachricht an Trusty, den Oberaufseher, zu überbringen und dieser sollte alsdann der Tochter die traurige Neuigkeit nach und nach, wie er es für's Beste hielt, mittheilen.

Herbert wäre wohl selbst sofort nach Willkommenberg geeilt, allein er ward durch zarte Rücksichten auf den augenblicklichen Widerstreit der sein eigenes Innerstes erfüllenden Gefühle hiervon abhalten. Außerdem schien es auch ziemlich gleichgültig zu sein, wer die Trauer=

botschaft an Trusty überbringe, und so wurde der Neger=reitknecht des Custos dazu bestimmt, der sofort seine Verhaltungsbefehle empfing, sein eigenes Pferd bestieg und alsdann so schnell davon ritt, als es die jetzt eingetretene Dunkelheit gestattete.

Fast eine Stunde verblieb der Zug auf dem Platze, wo er Halt gemacht hatte, um dem Boten die nöthige Zeit zur Ausführung seines Auftrages zu gewähren. Doch dann zogen sie sämmtlich langsam auf dem Wege nach Willkommenberg weiter, Herbert und Cubina zu Fuße voran, während sie das ledige Pferd führten. Quaco bewachte jetzt die Gefangenen allein, was er um so leichter vermochte, da er dem nächsten derselben einen Strick um den Hals gelegt hatte, den er nun wie eine Halfter in der Hand hielt und durch den er die Beiden verhindern konnte, in der Finsterniß davon zu laufen. Hierzu machte aber Keiner nur den geringsten Versuch, denn Beide wußten sehr wohl, daß jede kleine hierauf abzweckende Bewegung ihnen sofort einen anständigen Hieb mit einem tüchtigen Prügel von der kräftigen Hand Quacos einbringen würde.

In dieser Weise mochte der Zug sich wohl eine kleine Viertelstunde vorwärts bewegt haben, als er abermals auf Befehl der ihn Führenden Halt machen mußte. Diesmal jedoch ward der Grund der Unterbrechung Allen sogleich klar, denn Alle hörten die Hufschläge eines eilig auf derselben Straße von Willkommenberg im vollen Galoppe herkommenden Pferdes und der Reiter mußte gleich bei ihnen sein.

War es ein Fremder oder war es ein eigener jetzt zurückkehrender Bote? Er war nicht angewiesen worden,

zurückzukehren, denn es war für genügend gehalten, wenn er Herrn Trusty die ihm aufgetragene Botschaft ausrichtete. Deshalb waren sie Alle etwas verwundert, als der Reiter dicht an den Zug hinsprengte und Herbert wie Cubina den fortgesandten Reitknecht erkannten.

Dieser ließ ihnen aber keine Zeit, Vermuthungen über seine Rückkehr anzustellen. Willkommenberg, berichtete er, wäre so eben von einer Bande Dieben, Räubern und Mördern angegriffen! Da wären Männer in Masken und Männer ohne dieselben, die alle schrecklich anzusehen wären. Sie plünderten die große Halle, hätten Herrn Smythje ermordet, mißhandelten die junge Herrin und feuerten mit Flinten und Pistolen auf Jeden, der ihnen in den Weg träte!

Der Bote hätte sich nicht aufgehalten, um Herrn Trusty zu sprechen. Er habe alles dies von den in größter Angst aus dem Hause fliehenden Dienern erfahren. Verwirrt und erschrocken durch das Geschrei und das Schießen, das er selbst gehört habe und mit dem Gedanken, daß die schnellste und wirksamste Hülfe von den Theilnehmern des Leichenzuges kommen möge, sei er sofort auf demselben Wege zurückgalopirt.

Das waren die hauptsächlichsten Thatsachen der von dem Reitknecht in der unzusammenhängensten und verwirrtesten Weise zugleich mit den mannigfachsten Ausrufungen des Schreckens und der Angst untermischten Erzählung.

Es war eine schauderhafte Geschichte, die einen entsetzlichen Eindruck, vorzüglich bei Herbert und Cubina, hervorbrachte.

Diebe! Räuber! Mörder! Herr Smithje ermordet! Die junge Herrin von Willkommenberg auf's Schändlichste mißhandelt! Und Yola? O, sie auch —

„Quaco!" rief der Maronenhauptmann in der größten Aufregung seinem Lieutenant zu. „Quaco, glaubst Du, daß unsere Leute von hier aus hören können? Blase sogleich Dein Horn; Dein Ruf ist stärker, als der meinige. Zu Willkommenberg ist Gefahr und vielleicht haben wir alle Mann nöthig. Schnell! Schnell!"

„Donnerwetter!" rief Quaco, ließ die Halfter fahren und setze sein Horn an den Mund; „ich will sie hören machen, wenn sie nur auf Jamaica sind. Ihr bleibt da stehen, Ihr beiden Hallunken!" fügte er hinzu und setzte das Horn für einige Augenblicke ab. „Wenn einer von Euch nur einen Fuß vom Platze weicht, so schieße ich Euch ein paar Kugel durch Euer stinkiges Gehirn, so gewiß wie ich hier stehe!"

Mit dieser freundlichen Ermahnung blies der riesige Quaco einen langen Ton, der weit weg gehört werden mußte. Sein Echo tönte von den Wänden des Jumbéfelsens, wie von manchen andern Bergen zurück und kaum hatte es aufgehört, so erschallten ringsherum aus den verschiedensten Gegenden ein halbes Dutzend ähnlicher Töne als Antwort.

„Genug jetzt!" rief Cubina, es werden hinreichend Leute kommen. Du, Quaco, bleibst hier, bis sie angelangt sind und folgst mir dann nach Willkommenberg, aber gieb Acht, daß diese beiden Mörder hier nicht entwischen!"

„Wäre es nicht das Beste, ich jagte Beiden ein Paar Kugeln durch den Kopf?" fragte der Maronen-

lieutenant unbefangen. „Das spart uns die Mühe, die Schufte zu bewachen. Was meint Ihr dazu, Capitain Cubina?"

„Nein, nein, Quaco! Die Gerechtigkeit muß ihren Lauf nehmen. Führe sie mit Dir und folge sogleich, wenn unsere Leute hier sind."

Bevor Quaco noch weitere Fragen zu stellen vermochte, hatte der Maronenhauptmann schon das Pferd des Boten bestiegen, während Herbert sich bereits in den Sattel des anderen Pferdes geschwungen hatte, und ohne irgend ein Wort zu verlieren, sprengten Beide davon, so schnell als die Pferde zu laufen vermochten.

Vierzigstes Kapitel.

Schlimme Vermuthungen.

Schweigend ritten die beiden jungen Männer neben einander, ohne irgend eine Frage zu thun, denn Jeder fürchtete die Antwort des Andern und dachte lediglich an die seiner eigenen Geliebten drohenden Gefahr. Möchten sie nicht zu spät zur Rettung kommen? Das war der einzige Gedanke, der sie beseelte und der sie trieb, ihre Pferde zur größten Eile anzuspornen.

Jetzt waren sie dem Jumbéfelsen ziemlich nahe gekommen und hatten den Bergrücken erreicht, der die Güter Willkommenberg und Schloß Montagu von einander trennte. Hier verließ auch der Weg den dichten Wald und man hatte einen offenen Blick in's Thal von

Willkommenberg. Da entfuhr Cubina plötzlich ein lauter Schrei und mit einem Ruck hielt er sein Pferd an.

Herbert schrie auch laut auf und hielt ebenfalls still.

Deutlich sahen sie ein großes Feuer mit heftigen Flammen auflodern.

„Feuer!“ rief Cubina. „Zu Willkommenberg! Sancta madre! Das große Haus steht ganz in Flammen!“

„O Himmel!“ schrie Herbert. „Wir kommen zu spät!“

Weiter wurde kein Wort zwischen den Beiden gewechselt. Instinktmäßig ritten sie schweigend in raschem Galopp den Hügel vollständig hinauf, von wo sie das Thal wie Willkommenberg selbst noch deutlicher sehen konnten.

Richtig, es war kein Zweifel mehr, das große Haus von Willkommenberg stand wirklich in lichten Flammen. Eigentlich gab es gar kein großes Haus mehr zu Willkommenberg, sondern nur noch einen Feuerhaufen, der in mächtigen aus Rauch und Funken gebildeten Säulen prasselnd zum Himmel emporstieg, während die Balken unaufhörlich knisterten und krachten, gleich als ob Unholde hier zur Feier eines schrecklichen Verbrechens ein lustiges Freudenfeuer angezündet hätten.

„Zu spät! — zu spät!“ riefen beide Reiter zu gleicher Zeit, spornten mit Verzweiflung im Gesicht und grimmer Furcht im Herzen ihre Pferde zur äußersten Anstrengung und eilten auf dem kürzesten Wege nach der Feuersbrunst hin, so daß die erschrockenen Pferde sich bald dicht vor dem brennenden Gebäude befanden.

Beide sprangen vom Pferde und setzten vorsichtig ihre Gewehre in Ordnung, um sich gegen jeden Feind vertheidigen zu können. Vor dem brennenden Hause war Niemand zu sehen. Sie liefen um dasselbe herum, fanden aber Niemand. Die nächste Umgebung wie der Garten schien vollständig verlassen zu sein. Nach mannigfachen vergeblichen Versuchen, irgend einen Menschen aufzufinden, nach manchem unnützen Rufen und Schreien begannen sie, die ganze schreckliche Verwüstungsscene etwas genauer zu betrachten.

Offenbar hatte der Brand schon einige Zeit gedauert. Das obere Stockwerk, das gänzlich aus Holz bestand, war jetzt bereits ganz von den Flammen verzehrt und nur das untere Mauerwerk war stehen geblieben. Ueber dieses waren die stärkeren Balken hingefallen und lagen nun glühend, verkohlt und rauchend durch einander.

Als Herbert und Cubina Niemand bei dem brennenden Hause fanden, gingen sie nach den Wirthschaftsgebäuden, die alle unversehrt standen und die niederzubrennen durchaus kein Versuch gemacht worden zu sein schien. Hier fingen die Beiden wieder an zu schreien, allein ohne wieder eine Antwort zu erhalten. Nirgends war Jemand aufzufinden, weder in der Mühle, noch im Maisch- oder Trockenhause, noch in den sämmtlichen Ställen.

Jetzt eilten sie zu den Negerhütten. Da mußte doch Jemand zu finden sein? Alle konnten doch aus Furcht vor der Räuberbande nicht Reißaus genommen haben?

Während sie auf dem Wege dahin waren, trat eine gerade aus dem Gebüsche vorsichtig herauskriechende schwarze Gestalt in den Weg. Herbert erkannte bei dem Schein des jetzt hell brennenden Feuers in ihr sofort den echten Sprößling der Finsterniß, seinen alten Bekannten Quashie.

Auch Quashie hatte den jungen Engländer sofort erkannt.

„O, jonger Harr!" schrie der schwarze Bube Herbert entgegen; „den graußen Buff in Feuer!"

„Carambo! Erzähl' uns, was wir nicht wissen!" forderte Cubina ungestüm. „Wer hat das Feuer angelegt? Weißt Du das?"

„Sahst Du die Brandstifter?" fügte Herbert heftig hinzu.

„Gesehen? Wen, Massa?"

„Nun, die, welche das Haus angezündet haben," setzte Herbert mit der größten Ungeduld hinzu.

„Ja, Massa, ich sie gesehen, als sie zuerst die große Treppe hinaufgesprungen."

„Dann sag' geschwind, wer und was sie waren, wem sie ähnlich sahen."

„O, Massa, die ähnlich sahen so vielen Teufeln. Die alle Neger waren, einige mit Masken vor dem Gesichte. Alle sagten, es die Maronen seien von den Bergen. Die schwarze Beß sagte nein; sie sagt, daß es seien Räuber von den Bergen und sie kommen, um wegzuführen. —"

„Deine junge Herrin? Fräulein Vaughan? Wohin? — wohin?" unterbrach Herbert ihn ungeduldig mit größter Heftigkeit.

„Und Yola? Hast Du sie gesehen, Bursche?" fügte Cubina mit gleicher Leidenschaftlichkeit hinzu.

„Noin, Harren," erwiderte Quashie, „ich gesehen weder jonges Frölen, noch braunes Mädchen Yolaw. Die waren zusammen in der großen Halle. Da ging ich nicht hinauf, denn die Reiber konnten jongen Vorschen tödten wie mir. Ich unten stehen geblieben, bis Harr 'Mythje die Treppe heruntergesprungen. Ha, wie er da gelaufen und gerannt, bis er unter dem Schwibbogen. Da hat er sich versteckt, vermuth' ich. Nun ich auch Flucht ergriffen, und wir Alle zusammen, in die Büsche. Massa Thom auch und all das Hausvolk weggelaufen, in die Büsche, und noch nicht wieder zurückgekommen."

„O Himmel!" rief Herbert in der höchsten Angst aus. „Ist es nur möglich? Bist Du auch ganz gewiß, daß Du nichts von der jungen Herrin gesehen hast?"

„Oder von Yola?" fragte der Marone mit gleicher Verzweiflung.

„Noin, ganz gewiß nicht! Ich habe keine von Beiden gesehen!" erklärte Quashie mit einer gewissen Feierlichkeit. „Aber sieh' da, sieh' da!" fügte er in sichtlicher Angst hinzu. „Wahrhaftig, da ziehen sie jetzt ab, die Reiber!"

Herbert und Cubina, die während der Unterredung mit Quashie dem Feuer den Rücken zugekehrt hatten, sahen sich sofort um und gewahrten verschiedene dunkle Gestalten, die sich zwischen ihnen selbst und dem hellen Hintergrunde der Flammen bewegten, während ihre Schatten sich in riesiger Größe fast bis zu dem Platze erstreckten, wo sie standen. Im Ganzen schienen es ein

halbes Dutzend Männer zu sein, die von dem Mordbrande hinwegzogen.

Beide, Herbert wie Cubina, sprangen, unbekümmert um die Folgen, im wildesten Muthe auf die Leute, die den Schatten warfen, zu, um entweder sich zu rächen oder kämpfend zu fallen.

Einundvierzigstes Kapitel.

Smythje noch am Leben.

Den Hahn ihrer Flinten gezogen und bereit zum sofortigen Kampfe, liefen Herbert und Cubina, um die Räuber in Schußweite zu bekommen, als sie plötzlich die Töne eines von einem der am Fenster stehenden Männer geblasenen Hornes hörten.

Die Töne wirkten beruhigend, denn Cubina erkannte sogleich das Signal seines Lieutenants, und bald waren sie auch Beide nahe genug, um den riesigen Quaco mit seinen Genossen vollkommen erkennen zu können.

Quaco hatte die Leiche, so wie die beiden Gefanfangenen unter der sicheren Obhut einiger anderen Maronen zurückgelassen, da er geglaubt, man möchte seiner zu Willkommenberg bedürfen, und war den Reitern ziemlich dicht nachgefolgt.

Diese Kraftvermehrung möchte allerdings sehr zur rechten Zeit gekommen sein, wäre nur irgendwo ein Feind aufzufinden gewesen. Allein wo befanden sich Räuber, die Brandstifter, ja vielleicht die Mörder? Wo

war Fräulein Vaughan? wo war ihr Mädchen Yola? Waren sie mit dem übrigen Dienstpersonale geflüchtet? oder —

Nein, der Gedanke war zu schrecklich, um wirklich ausgesprochen zu werden. Weder Herbert noch Cubina vermochte dies, sondern dachten nur für sich selbst: wäre es möglich, daß sie in den Flammen umgekommen?

So fürchterlich dieser Gedanke auch war, so mußte er doch nothwendig bei ihnen Platz nehmen, und in der durch ihn verursachten feierlichen Stille blickten die jungen Männer hoffnunglos und verzweiflungsvoll auf das unerbittliche, erbarmungslose Feuer, das nun das prächtige Gebäude in kurzer Zeit in einen mißgestalteten, rauchenden Schutthaufen umwandelte.

Gerade in diesem Augenblicke ward die eingetretene Stille durch eine aus einer ganz unerwarteten Gegend hertönende Stimme unterbrochen. Sie schien aus dem großen gewölbten Schwibbogen unter der steinernen Treppe von einem verhältnißmäßig dunklen und versteckten Platze zu kommen und theilweise ein Rufen, theilweise ein Aechzen und Stöhnen zu sein.

Quaco zuerst begann eine Nachforschung, ergriff einen Brenner und kroch trotz der bedeutenden Hitze unter den Schwibbogen. Herbert und Cubina folgten ihm rasch und alle Drei standen nun unter dem Gewölbe. Quaco schwenkte die Fackel vor sich, um den Ort besser zu beleuchten, und sofort erblickten alle Drei einen Gegenstand, der zu jeder andern Zeit bei ihnen ein schallendes Gelächter geweckt haben würde.

In der einen Ecke des gewölbten Raumes stand eine große Syrupstonne, die zuweilen zur Zuckerbereitung benutzt worden war. Sie war mit einem schweren Deckel zugedeckt und nahe daran war ein großes viereckiges Loch ausgesägt, durch das ein Kopf ganz gut durchgesteckt werden konnte, ohne den Deckel zu lüften. In dieser Tonne und gerade vor der Oeffnung war ein Männergesicht mit Backen- und Schnurrbart zu sehen, welches — ungeachtet es mit etwas beschmiert war, das Syrup oder Theer zu sein schien, dennoch sofort als das holde Antlitz des aristokratischen Smythje zu erkennen war.

„Herr 'Mythje!" rief Quashie, der den Andern in den gewölbten Raum nachgefolgt war.

„Ja, ja, moine Froinde, es ist, beim Jupiter, Niemand anders als ich selbst!" sagte der possirliche, aus dem Loche in der Tonne heraussehende Mann, sobald er seinen alten Befreier Quaco wiedererkannt hatte. „Ich suchte hier Zuflucht vor diesen schoißlichen Reibern. Seid so gut und hebt den Deckel auf und helft mir aus dieser verdammten Klemme heraus. Ich habe schon Angst gehabt, hier zu ertränken. Boim Jupiter! ich glaube wirklich, es ist Syrup!"

Quaco, der nur mit Mühe das Lachen zu unterdrücken vermochte, verlor keine Zeit, den Deckel aufzuheben und den heldenmüthigen Dulder aus seiner süßen und dennoch nicht minder unangenehmen Lage zu befreien, denn es war in der That ein mit Zuckersyrup angefülltes Faß, in das sich der über alle Maßen erschrockene Smythje in der fürchterlichsten Angst hineingestürzt hatte und worin er während der ganzen

Schreckensscene über ihm bis an den Hals im Syrup hatte ruhig ausharren müssen.

Wie er nun herausgezogen und vom Halse bis zu den Füßen mit einer glänzenden Kruste von schleimigem und herabtropfendem Syrup bedeckt war, gewährte der stolze Eigenthümer von Schloß Montagu wohl einen noch spaßhafteren Anblick, als wie damals, wo Quaco ihn aus dem hohlen Baumstamm zog.

Quaco, der sich an diesen lustigen Auftritt erinnerte und keineswegs durch andere Gefühle zurückgehalten wurde, vermochte jetzt nicht ein lautes Lachen zurückzuhalten, in das Quashie, den ebenfalls kein Kummer drückte, sofort einstimmte. Herbert und Cubina dagegen waren durchaus nicht im Geringsten zum Scherz aufgelegt, und sobald Smythje richtig auf seinen Beinen stand, fragten ihn Beide begierig nach allem vorher Vorgefallenen.

Smythje gestand seine Flucht ein, indem er zugleich einen ungeschickten Versuch machte, sich zu rechtfertigen. Nach seiner eigenen Aussage — und diese Angabe war in der That richtig — hatte er die Flucht erst ergriffen, nachdem er übermannt und zu Boden geworfen war. Und was hätte er auch anders thun sollen? Sein Gegner war ein entschiedener Riese, ein Mann von ungeheurer Größe und Kraft.

„Oin schröcklicher Kerl," fuhr Smythje fort, „oin Kerl mit langen Armen und einer Mißbildung, einem Buckel auf dem Rücken, wie der Höcker eines Dromedars."

„Und was ist aus Käthchen, meiner Cousine, geworden?" unterbrach Herbert mit auf's Höchste gestie-

gener Ungeduld das ihm unausstehliche Geschwätz des Stutzers.

„Ah, ah, ja! Ihre Cousine! — das arme Käthchen! Nun, ich fürchte wirklich, die Reiber haben sie entführt. Ich woiß, sie ward aus dem Hause hinaus getragen. Ich hörte sie ängstlich schreien, als die Reiber sie die Treppe hinunter schleppten. Ich — ich —"

„Dem Himmel sei Dank!" rief Herbert aus. „Dem Himmel sei Dank, sie lebt noch!"

Cubina hatte die Erzählung Smythjes gar nicht bis zu Ende abgewartet. Die Beschreibung des Räubers hatte ihm sofort Alles klar gemacht und unverweilt blies er einen einzigen Ton auf seinem Horn, um seine Bande zusammen zu rufen.

Die um die brennenden Trümmer des großen Hauses zerstreut umher stehenden Maronen folgten diesem Signale sogleich und ordneten sich alsbald in Reih und Glied.

„Auf die Fährte jetzt, Kameraden!" rief Cubina. Ich kenne den wilden Eber, der all diese Verwüstungen angerichtet, ich weiß auch, wo das Unthier seine Höhle hat. Ehe eine Stunde vorüber ist, soll er mit seinem verruchten Leben für diese Schandthat büßen! Folgt mir!"

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Dem Verwüster auf der Spur.

Als Cubina diesen Befehl gegeben hatte, wandte er sich dem Gebirge zu und eilte nach dem Pförtchen in der Gartenmauer. Da erblickte er etwas, was ihm in seiner tiefen Niedergeschlagenheit die größte Freude gewährte.

Unter den mit Quaco gekommenen Maronen befand sich auch ein junger Mann, der gleiche Angst nnd Bekümmerniß mit Herbert und Cubina empfand, wenn auch nicht über den Verlust einer Geliebten oder einer Cousine, so doch über den eines eben so theuren Wesens, einer Schwester. Einer Schwester, derentwegen er über das Weltmeer gefahren, als Sclave verkauft, wie ein Verbrecher gebrandmarkt, mit Geißeln auf's Grausamste gepeischt war und jede Unbill, die ein Mensch einem andern Menschen anthun kann, erduldet hatte. Denn dies war Alles der Fall bei dem jungen Fellahfürsten, dem unglücklichen Cingües.

Was vermochte aber nun Cubina wie Cingües so hohe Freude zu gewähren? Was konnte es wohl Anderes sein, als die unverhoffte Auffindung der Braut des Einen und der Schwester des Andern: Yola!

Das Mädchen kam ihnen durch das Gartenpförtchen entgegen, eilte mit der größten Hast auf die von ihr erblickten Männer zu und stand im nächsten Augenblicke zwischen ihrem Bruder und ihrem Geliebten, von beiden auf's Zärtlichste umarmt und geherzt.

Was sie zu erzählen hatte, dazu bedurfte es nur kurzer Zeit. Sie war in einer der Kammern gewesen,

als die Räuber in die große Halle eindrangen. Unbekümmert war sie mitten unter die Räuber in der großen Halle gelaufen. Hier ward sie wie Smythje zu Boden geschlagen und lag einige Zeit bewußtlos in Ohnmacht da, ohne zu wissen, was neben ihr vorging. Als ihr Bewußtsein zurückkehrte und sie um sich zu sehen vermochte, bemerkte sie sogleich, daß ihre junge Herrin nicht mehr in der großen Halle war. In jenem Augenblicke waren die Ungethüme bereits beschäftigt, das Haus anzuzünden. Ein Schrei außerhalb des Hauses machte sie aufmerksam und sie erkannte die Stimme ihrer Herrin. Jetzt gelang es ihr, sich durch die offene Thür hinauszuschleichen und die große Treppe hinunterzukommen, da die Räuber sowohl mit der Beute als mit dem Brandstiften zu sehr beschäftigt waren, um sie zu bemerken oder es auch vielleicht nicht für der Mühe werth hielten, sie noch weiter zu verfolgen.

Als sie draußen war, hatte sie ihre junge Herrin in den Armen eines riesigen mißgestalteten Mannes forttragen sehen. Ueber's Gesicht trug er eine Maske, aber dennoch wollte sie auf's Bestimmteste behaupten, daß es ganz derselbe Mann war, den sie in der Nacht vorher mit dem Juden zusammen gesehen hatte. Der Maskirte, dessen Aufmerksamkeit gänzlich von seiner kostbaren Beute in Anspruch genommen zu sein schien, ging allein davon und überließ es den Uebrigen, das Werk der Plünderung und Zerstörung zu vollenden.

Das afrikanische Mädchen, das in ihrer Heimath wohl schon ähnlichen Auftritten beigewohnt hatte, begriff sofort die vollkommene Unmöglichkeit, ihrer Herrin in

diesem Augenblicke zu Hülfe zu kommen; deshalb gab sie es auf, irgend einen nutzlosen Versuch zu machen, sondern entschloß sich ebenfalls, dem Räuber zu folgen und sich zu vergewissern, nach welchem Orte er sie wohl hinschaffen würde. Dann konnte sie leicht nach Willkommenberg zurückkehren und diejenigen führen, die etwa zur Verfolgung ausgesandt würden.

Mit dieser Absicht schlich sie still hinter dem Räuber her, trug Sorge, sich nicht von ihm sehen zu lassen und verlor ihn nicht aus den Augen. Die Dunkelheit begünstigte sie hierbei sehr, so wie auch der abschüssige steile Weg, der sie befähigte, von unten zu sehen, ohne selbst gesehen zu werden.

So folgte sie dem Räuber den Abhang des Berges hinauf und auch noch auf die Berglehne selbst, immer dicht hinter ihm her, bis sie ihn zu ihrem größten Erstaunen mit ihrer jungen Herrin auf dem Arme plötzlich in die Erde verschwinden sah, ganz wie ein in der Hölle Entwichener, der ein holdes Wesen der Welt geraubt und es nun in seine finstere unterirdische Wohnung entführt.

Ungeachtet der übernatürlichen Furcht, die ihr das plötzliche Verschwinden einflößte, war das muthige Mädchen doch nicht zurückgeschreckt, nach der Stelle, wo das Verschwinden stattfand, hinzugehen. Hier freilich verringerten sich ihr Schrecken und ihr Erstaunen bald, als sie, über den Felsenrand blickend, den Schein von Wasser auf dem Grunde eines düstern, zu ihren Füßen gähnenden Abgrundes gewahrte. Im Zwielichte konnte sie auch ganz wohl eine Art Treppe den Felsenhang hin-

unter bemerken und dies zerstörte auf einmal jeden Gedanken an etwas Uebernatürliches.

Weiter nachzufolgen versuchte sie nicht. Hatte sie doch vollkommen genug gesehen, um später eine Verfolgung führen zu können. Deshalb kehrte sie sofort um und eilte denselben Weg den Bergabhang hinunter. Hierbei mußte sie an Cubina und die Maronen denken, wie bald ihr muthiger Geliebter mit seiner tapferen Schaar ihre unglückliche Herrin befreit haben würde, und gerade jetzt erkannte sie den Herzgeliebten selbst, der alle ihre Gedanken erfüllte, beim Lichte des flackernden Feuers.

Diese ihre Geschichte ward Cubina und seinen Genossen in raschen abgebrochenen Sätzen mitgetheilt. Ohne die geringste Zeit zu verlieren, gingen sie Alle durch das Gartenpförtchen und stiegen den Berg hinan. Yola blieb mit Quashie und den andern Hausbedienten bei dem Feuer zurück.

Cubina bedurfte keinen Führer, um ihn nach dem Teufelsloche zu bringen. Durch die von ihm belauschte geheime Unterredung vorher gewarnt wie durch die Ereignisse des vorhergehenden Tages, hatte er längst den eigentlichen Urheber jener höllischen That geahnt, ja er war davon überzeugt, daß, wer auch den Plan zuerst ersonnen, die Hand, die ihn ausgeführt, doch jedenfalls die Chakras, des Myalmannes, gewesen war.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Zu spät!

Mit aller Kraft der jungen Glieder stiegen die Verfolger den steilen Pfad nach dem Teufelsloche hinauf. Die hierbei in Herbert Vaughans Herzen tobenden schmerzlichen Gefühle sind gänzlich unbeschreibbar. Er kannte Chakra nicht, hatte ihn niemals gesehen, allein er war ihm am Tage vorher von Cubina moralisch wie physisch in solcher Weise beschrieben worden, daß er jetzt für das Schicksal der armen Unglücklichen, doch ihm so Theueren, die in die Gewalt eines solchen unmenschlichen, grimmigen Ungeheuers gefallen war, vor Furcht und Angst zittern mußte.

Jenes ahnungsvolle Wort Herberts: „wir kommen zu spät!" das er früher schon mehrere Male in der fürchterlichsten Angst der Verzweiflung gebraucht hatte, entrang sich abermals seinem gequälten Herzen, aber diesmal mit einer viel größeren Kraft und mit einer noch viel schlimmeren Gefahr drohenderen Vorbedeutung. Sein Innerstes war dabei bis in seine tiefsten Tiefen aufgeregt. Wäre das bedauernswerthe Opfer der schauderhaftesten Hinterlist ihm nichts Weiteres gewesen, als blos eine nahe Verwandte, so würde ihn schon die sie bedrohende Gefahr auf's Höchste geängstet haben, allein jetzt, wo er Käthchen Vaughan in einem ganz anderen Licht betrachtete, wo er nach Cubinas Aussagen nicht daran zweifeln durfte, daß sie seine Liebe erwidere und zwar mit der lebendigsten Gluth ihrer Seele, jetzt stieg seine Angst noch zehnmal höher, und immer drängte

sich ihm mit der allerschrecklichsten Vorbedeutung das verhängnißvolle Wort auf: „wir kommen zu spät!“

Cubina, obgleich jetzt, nachdem er die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß Yola vollkommen unversehrt war, vielleicht nicht mehr so ganz besorgt wie zuvor, war dennoch bei der Verfolgung vom größten Eifer beseelt und eben so die sämmtlichen Maronen, welche die junge Dame fast alle kannten und hochschätzten. Deshalb stiegen sie trotz der Dunkelheit mit größter Eilfertigkeit den Berg hinauf, wurden aber auf ihrem Marsche noch dadurch begünstigt, daß der Mond aufging und ihren Pfad hell beleuchtete. Bald auch standen sie am Rande des Teufelsloches und sahen in den dunklen Abgrund hinab, wo sie den Entführer wie sein Opfer zu finden hofften.

Schon im nächsten Augenblicke stiegen die Maronen einer nach dem andern, die Baumtreppe hinab. Cubina ging voran, dann folgte Herbert und ihm nach alle Uebrigen mit gleicher Hast, aber dabei so lautlos und still wie nur irgend möglich. Als sie am Fuße der Felsenwand angekommen waren, entfuhr ihrem Führer ein lebhafter Ausruf der Verwunderung. Er hatte unter den Bäumen, halb im Gebüsche versteckt, einen Nachen entdeckt und fürchtete jetzt das gänzliche Mißlingen seiner Absichten. Auch Herbert hatte zur selben Zeit den Nachen bemerkt, vermochte aber nicht die Ursache zu begreifen, weshalb Cubina den Ausruf gethan hatte und wandte sich um eine Erklärung an ihn.

„Der Nachen!“ flüsterte Cubina und zeigte auf den unter Baumzweigen und Büschen verborgenen Kahn.

„Ich sehe ihn wohl„ erwiderte Herbert ganz leise. „Was hat das zu bedeuten?“

„Sie sind schon wieder fort von hier.“

„O Himmel!“ rief Herbert mit dumpfer Stimme in der höchsten Angst. „Wenn dem so ist, dann kommen wir zu spät! Sie ist verloren! für immer verloren!“

„Geduld, Kamerad, Geduld!“ vielleicht ist nur Chakra allein fortgegangen, oder vielleicht auch nur einer von den Räubern, der ihm geholfen und dessen Rückkehr erwartet wird. Auf alle Fälle müssen wir das Thal durchsuchen und uns von allen Umständen genau überzeugen. Steigen Sie in den Nachen! Sie können mit den Kleidern nicht schwimmen, doch meine Leute sind durch so etwas nicht gehindert. Hier, Quaco, laß die Flinten alle in die Nußschale hineinlegen und dann sollen alle durch's Wasser schwimmen. Aber schwimmt leise. Kein lautes Plätschern, hört Ihr? Haltet Euch dicht an dem Felsen. Schwimmt im Schatten geradeswegs nach der andern Seite.“

Ohne Verzug wurden die Flinten von Hand zu Hand gereicht, bis sie alle im Nachen hingelegt waren. Cubina und Herbert hatten sich bereits hineingesetzt und der erstere das Ruder ergriffen. Im nächsten Augenblick schoß das kleine Fahrzeug zwischen den Gebüschen heraus und glitt unter dem Schatten der Felsenwand lautlos über den See. Ein halbes Dutzend menschlicher Gestalten, von denen lediglich die Köpfe oberhalb des Wassers zu sehen waren, folgten dem Nachen und schwammen mit so geringem Geräusch, als wären sie echte Nachkommen von Bibern.

Es schien nicht nothwendig zu sein, den Nachen nach dem alten Landungsplatze unter dem Baume zu bringen. Dies war, wie Cubina wußte, lediglich geschehen, um ihn zu verbergen. Statt dessen wählte der Maronenhauptmann den nächsten Punkt an der gegenüber liegenden Seite für die Landung. Als er das Land erreicht hatte, stieg er leise aus dem Nachen und machte dem englischen Gefährten ein Zeichen, seinem Beispiele sofort zu folgen. Einen Augenblick nachher wateten auch die Maronen aus dem See, ergriffen ihre Waffen wieder und folgten ihrem Hauptmanne wie seinem Begleiter, die schon auf dem Wege nach dem oberen Wasserfalle waren.

Von dem Platze, wo sie landeten, führte kein Weg, und so mußten sie sich Alle durch das fast undurchdringliche Dickicht hindurcharbeiten. Dabei etwa die Richtung zu verlieren, war durchaus keine Gefahr vorhanden, denn der Schall des Wasserfalles war ein ganz untrüglicher Führer und außerdem erinnerte sich Cubina ganz genau, daß die Hütte des Myalmannes, nach der er hin wollte, ganz in der Nähe des oberen Wasserfalles lag. Wie sie weiter vorwärts kamen, wurde das Unterholz leichter zu durchbrechen und die Maronen vermochten rascher zu gehen.

In dem herübertönenden einförmigen Schalle des Wasserfalles lag etwas äußerst Trauriges und Klagendes. Cubina wie sein Genosse wurden schmerzlich davon berührt; für sie hatten diese Töne etwas Ahnungsvolles, ein fürchterliches Verhängniß Weissagendes, da man sie leicht für die Angstseufzer und Klagetöne einer weib-

lichen Stimme, vereint mit dem Gebrause des Gießbaches, halten konnte.

Jetzt erreichten sie die Lichtung, die sich unter den riesigen Zweigen des Baumwollenbaumes ausdehnte, und die Hütte lag vor ihnen. Durch die offene Thür derselben schien ein Licht, das den von dem großen Baume beschatteten Platz ziemlich erhellte. Den Nahenden lag in diesem Lichte die freudige Gewißheit, daß die von ihnen Gesuchten sich in der Hütte befänden, denn wer anders konnte darin sein als Chakra und mit ihm sein unschuldiges Opfer?

O, war sie wirklich schon sein Opfer? kam die Hülfe bereits zu spät?

Cubinas Gemüth war von den schlimmsten Ahnungen erfüllt und Herberts Seele in der schrecklichsten Spannung. Beide waren in solcher Aufregung, daß es ihnen äußerst schwer fiel, bei der Annäherung die von der Klugheit gebotene Vorsicht genügend zu bewahren.

Der Maronenhauptmann machte seinen Leuten jetzt ein Zeichen, zwischen den Bäumen stehen zu bleiben und kroch mit Herbert durch die Lichtung nach dem Baumwollenbaum. Als sie dessen dichten Schatten erreicht hatten, richteten sie sich wieder auf und schlichen sich leise nach dem Eingange der Hütte.

So wie sie vor der offenen Thür der Hütte angelangt waren und in dieselbe hineinsahen, entschlüpfte Beiden gleichzeitig ein lauter Schrei der Verwunderung und der scheclichsten Täuschung. Die Hütte war leer!

Vierundvierzigstes Kapitel.

Die Leiche der Cousine.

Ja, in dem Tempel des Obi war wirklich Niemand außer den sonderbaren Gottheiten, die wunderlich an diesen Wänden grinsten. Um sich hiervon zu überzeugen, war es auch eigentlich keineswegs nöthig, in das Heiligthum des Koromantis=Pantheons selbst einzudringen, obwohl Cubina und Herbert durch die offene Thür unverzüglich hineinstürzten.

Mit forschenden Blicken sahen sie sich in dem sonderbaren Gemache um. Zeichen von erst kürzlich vorgenommenen Beschäftigungen wurden darin vorgefunden, die brennende Lampe allein war hierfür hinlänglicher Beweis, denn wer anders als Chakra konnte sie angezündet haben? Es war eine Talglampe, die noch gar nicht lange gebrannt haben konnte, da erst wenig von dem Talg verzehrt war.

Unbezweifelt war Chakra mit seiner Gefangenen in der Hütte gewesen, allein eigentlich nützte ihnen dies wenig, da Yola sein Hinabsteigen in das Teufelsloch deutlich gesehen.

Warum hatte dann der Räuber seinen ganz sicheren Schlupfwinkel verlassen, und zwar so schnell, daß die Lampe brennend zurückgeblieben war? Und wo konnte er jetzt nur hingegangen sein?

Cubina wußte diese Fragen in keiner Weise genügend zu beantworten und war wie Herbert außerordentlich erstaunt über das räthselhafte Verschwinden des Koromantis aus der Hütte.

War er vielleicht nur noch einmal aus dem Teufelsloch hinausgegangen? Diese Annahme wurde dadurch sehr unterstützt, daß der Nachen vorn am See angetroffen worden. Aber weshalb sollte er wieder fortgegangen sein? Hatte er etwa doch das gewandte hinter ihm her schleichende Mädchen gesehen? und hatte er alsdann Verdacht geschöpft, daß sein Aufenthalt verrathen sei, und ihn deshalb sofort verlassen, um ihn mit einem von dem Schauplatze seines Verbrechens entfernter liegenden Orte zu vertauschen? Jedenfalls, warum sollte er in solcher Eile fortgegangen sein, daß er nicht einmal die Lampe ausgelöscht?

„Trotz alledem," dachte Cubina, „kann er immer noch im Teufelsloche sein, der Nachen ist vielleicht von einem Andern benutzt worden, von einem Verbündeten etwa. Chakra kann immerhin seine Verfolger über den See kommend gesehen oder das Dickicht durchbrechend gehört haben, hat dann seine Gefangene mitgenommen und sich hastig in irgend einen dunklen Winkel unter den urweltlichen Bäumen verborgen."

Diese Vermuthung Cubinas wurde freilich durch das plötzliche Verlassen der Hütte höchst wahrscheinlich.

Schnell wie dieser Gedanke trat Cubina aus der Hütte heraus, berief sofort seine Leute zu sich und beauftragte sie, sich Fackeln zu verschaffen und jeden Winkel im Walde zu durchsuchen. Quaco wurde nach dem Nachen zurückgesandt, um diesen zu bewachen und jede Entweichung mit ihm zu verhüten.

Während die Maronen sich jetzt das Holz zu den Fackeln zu verschaffen bemühten, begann ihr Hauptmann in Gemeinschaft mit Herbert vorläufig die Lichtung

genau zu untersuchen, ob Chakra nicht irgend eine bestimmte Spur hinterlassen habe. Am Rande des Wassers, wo die Bäume nur dünn standen, gewährte der Mond hinreichend Licht, um Alles deutlich erkennen zu lassen.

Wie sie sich dem oberen Wasserfalle näherten, fiel Cubina ein Gegenstand in die Augen, der ihn zu einem plötzlichen Ausrufe trieb. Dieser war etwas Weißes, das hart an der Seite des Beckens lag, in den der Wasserfall sich tosend stürzte, und das auf dem schwarzen Felsen um so sichtbarer wurde. Auch Herbert hatte den weißen Gegenstand sofort erblickt und Beide stürzten unverzüglich auf ihn, um ihn zu untersuchen!

Es war ein Frauentuch!

Offenbar war es zerknittert und zerrissen, als stammte es von Jemand her, der sich gesträubt und gekämpft habe und dem es hierbei in der Verwirrung entfallen war.

Keiner wußte, aber Keiner war einen Augenblick darüber zweifelhaft, wem das weiße Frauentuch zugehört haben mußte. Schon dessen Feinheit bezeugte, daß es das Eigenthum einer vornehmen Dame gewesen, und wem anders konnte es zugehört haben, als derjenigen, nach der sie suchten?

Cubina schenkte dem Frauentuche selbst nicht so viel Aufmerksamkeit als hauptsächlich dem Orte, wo es gefunden wurde. Es hatte dicht an der Felsenwand gelegen, am Rande des Beckens, in den sich der Wasserfall stürzte. Hinter diesem Becken ging unter dem Felsenbogen, über den der Wasserfall stürzte, ein Felsenrand, auf dem man unter dem Wasserfalle durchgehen

konnte. Cubina wußte dies, denn auf seinen Jagdzügen war er schon selbst hier durchgegangen. Er wußte auch, daß auf dem halben Wege dieses Durchganges sich eine nicht unbeträchtliche Höhle oder Grotte im Felsen einige Fuß oberhalb des Wassers im Becken befände.

Als das Frauentuch dicht neben dem zu dieser Grotte führenden Felsenrande gefunden wurde, erinnerte der Marone sich sofort der Höhle und mußte auch sogleich vermuthen, daß Chakra endlich dort anzutreffen sei. Durch ihre Annäherung aufgeschreckt, konnte der Koromantis sehr leicht diese Höhle als Zufluchtsort aufgesucht haben, jedenfalls der letzte Platz, wo irgend Jemand, der sie nicht zuvor gekannt, ihn suchen konnte.

Dies war Cubina sofort eingefallen, und schnell wie dieser Gedanke eilte er nach der Hütte, ergriff eine bereits angefertigte Fackel und kehrte mit ihr eben so rasch nach dem Wasserfalle zurück. Dann winkte er Herbert und zwei von seinen Leuten zu, ihm zu folgen und trat unter das Felsengewölbe hinter dem Wasserfalle. Hier drang er nicht rasch, sondern mit großer Vorsicht vorwärts. Denn, konnten in der Höhle nicht noch mehr Leute sein, außer Chakra? Leicht mochten sich alle die mit ihm verbündeten Räuber und Brandstifter dort befinden, von denen der Marone wohl wußte, daß sie Männer von ganz verzweifeltem Muthe waren, Männer, deren Leben längst verwirkt und die eher sterben, als sich gefangen geben würden.

Die gezogene Machete in der einen und die Fackel in der andern Hand, schritt Cubina leise dem Eingange der Höhle zu. Herbert ging mit seinem doppelläufigen

und zum Abschießen bereiten Gewehre dicht hinter ihm her, denn Beide waren auf einen ernsten Widerstand gefaßt.

Cubina trat mit seiner Fackel zuerst in die Höhle ein. Die Fackel strahlte von tausend glänzenden und funkelnden Tropfsteinen so mächtig zurück, daß die beiden Eintretenden wie ihre Nachfolger im ersten Augenblicke vollkommen geblendet waren.

Doch bald gewöhnten sich ihre Augen an das glitzernde Funkeln, und sie erkannten zu gleicher Zeit im Hintergrunde der Höhle, auf dem Boden liegend, einen weißen Gegenstand, der sie zu einem gemeinsamen Schmerzensschrei trieb, bei dem sie sich auf's Aeußerste erschrocken gegenseitig mit der größten Verzweiflung ansahen. Zwischen zwei großen Tropfsteinmassen lag der Körper eines weißgekleideten Mädchens auf dem Rücken der Länge nach ausgestreckt, vollkommen regungslos und augenscheinlich todt!

Es war nicht nöthig, die Fackel näher an das bleiche starre Gesicht zu halten, um hiervon überzeugt zu werden; es war nicht erst nöthig, die lieblichen stillen Züge genau zu prüfen; gleich beim ersten Blicke auf die Hingestreckte hatte Herbert die traurige Wahrheit eingeleuchtet, daß es die Leiche seiner angebeteten Cousine sei.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Der Schlafzauber.

Wo war nur Chakra während der ganzen Zeit?

Sobald er das Herrenhaus zu Willkommenberg vollständig in Flammen gesehen, eilte der Koromantis, mit der jungen Herrin in seinen Armen, schleunigst hinweg. Außerhalb des Gartenpförtchen stand er still, aber nur wenige Augenblicke, lediglich um sich hastig mit dem Führer der schwarzen Räuber zu berathen.

In dem kurzen hier stattgefundenen Gespräche ward Adam angewiesen, die ganze Beute nach seiner Gebirgswohnung zu bringen, wo Chakra ihn zu rechter Zeit zu treffen versprach. Der Koromantis dachte nicht daran, seinem Antheile an der Beute in irgend einer Weise zu entsagen, allein gerade jetzt hatte er gar keine Lust, die Theilung vorzunehmen, denn jetzt stand er vollständig unter dem Einflusse einer Leidenschaft, die viel stärker war, als die Lust zum Rauben und Plündern.

Adam ging willfährig auf Chakras Vorschlag ein und die beiden Verbündeten schieden im besten Einverständnisse von einander. Der Räuber und seine Spießgesellen beluden sich sofort mit ihrer Beute und eilten nach ihrer Waldwohnung in den Trelawney-Bergen.

Gleich dem Tiger, der seine Beute gepackt, es aber nicht wagt, dieselbe auf der Stelle zu verzehren, sondern sie in's Walddickicht schleppt, so stürmte auch Chakra mit Käthchen Vaughan den Bergpfad hinauf nach dem Teufelsloche, indem er die Unglückliche halb schleifte und zog, halb trug. Leblos, wie das Schlachtopfer eines

wilden Thieres, schien auch die Gestalt der „Kleinen Quasheba" zu sein, denn sie hing willen- und bewußtlos in den gewaltigen Armen des mit menschenähnlichem Aussehen ganz wie der Tiger wilden und grausamen Ungeheuers.

Ihr Schreien hatte längst aufgehört, der Schrecken hatte ihr alle Kraft dazu genommen, und eine todtengleiche Ohnmacht war eingetreten. Diese hielt auch glücklicher Weise für sie während des ganzen Bergsteigens an. Der wilde Waldpfad konnte sie daher eben so wenig erschrecken als das Hinabsteigen in das dumpfe und abgelegene Thal des Teufelsloches. Beim Ueberfahren über den düstern See wurde sie ebenfalls nicht durch das Geschrei der auffahrenden Nachtvögel, noch durch das bedrohliche Brüllen des nahen Wasserfalles geängstet. Gleich von dem Augenblicke an, wo sie in den Armen des gräßlichen Unmenschen bei dem Brande des Hauses, wo sie geboren und erzogen, weggeschleppt worden, fühlte sie nichts mehr, als bis sie wieder zum Bewußtsein in einer rohen niedrigen Hütte erwachte, die von einer schwachen Lampe erhellt ward, deren Dämmerschein auf ein ihr früher nicht unbekanntes Gesicht fiel, das Schreckensgesicht Chakras, des Myalmannes.

Die Maske war jetzt abgelegt und der Koromantis stand vor ihr in der ganzen widerlichen Abscheulichkeit seiner Seele wie seines Körpers.

Weiter konnte der Schrecken bei Käthchen schwerlich gehen, denn jetzt hatte er seinen höchsten Punkt erreicht. Obwohl Käthchens Bewußtsein noch keineswegs vollkommen klar war, so begriff sie doch so viel, daß kein Traum sie in diesem Augenblicke umnebeln könne. Und

dennoch schien es auch fast unglaublich, daß eine solche Schreckensscene in Wirklichkeit vorhanden sein sollte.

Allein sie war wirklich vorhanden. Chakra stand in seiner ganzen Scheußlichkeit unbezweifelt vor ihr, und sie hörte deutlich seine barsche Stimme, deren Ton jetzt höhnend und frohlockend war.

Käthchen lag auf dem Bambusruhebett, wo der Myalmann sie hingelegt hatte, ganz ruhig, bis ihr Bewußtsein zurückkehrte und sie entdeckte, wer sich bei ihr befand. Dann wollte sie aufspringen, allein der Koromantis hinderte sie, eine aufrechte Stellung anzunehmen und hielt sie in einer etwas zurückgebogenen Lage fest, in der sie theils aus Furcht, theils aus Verzweiflung an der Möglichkeit irgend eines Entkommens ohne alle Gegenwehr verblieb.

Der Koromantis stand aufrecht vor ihr. Auf seinem fürchterlichen Gesichte war nichts von Drohung zu gewahren und auch in seinen Reden lag nichts Drohendes. Nein, im Gegentheil, er war ganz Milde, ganz Sanftmuth und Unterwürfigkeit, denn er war, das Schrecklichste von Allem, jetzt ein zärtlich um Liebe Werbender.

So kniete er vor ihr und gelobte ihr wiederholt Liebe, glühende Liebe! Ein für Käthchen noch viel fürchterlicheres Gelübde, als es alle Drohungen der Rache und Wuth hätten sein können!

O, es war ein entsetzliches, haarsträubendes Bild, diese knieende Liebeswerbung einer vom Blute der von ihm Ermordeten triefenden Bestie um das schönste und unschuldigste weibliche Geschöpf!

Das junge Mädchen war viel zu sehr erschrocken, um antworten zu können, sie vermochte nicht einmal

vollkommen die ekelhaften Reden Chakras zu hören und zu verstehen, denn eigentlich besaß sie kaum mehr Bewußtsein und Nachdenken, wie sie wirklich in Ohnmacht gelegen.

Nach einiger Zeit schien der Koromantis die Geduld verloren zu haben, seine unnatürliche Leidenschaft reizte ihn zur Wuth über den unerwarteten Widerstand, denn er begann die Hoffnungslosigkeit seiner zärtlichen Werbung einzusehen. Es ward ihm klar, daß es vergeblich sei, dem lange von ihm gehegten fieberischen Liebestraum nachzuhängen, der ihn hoffen ließ, daß seine Liebe erwidert würde, eine Hoffnung, die selbst der abschreckendste Satyr im Stillen hegen soll. Die zurückstoßende abwehrende Haltung des Gegenstandes seiner dämonischen Neigung, der offenbare, vollkommen in dem ängstlichen Ausdrucke ihres bleichen Gesichtes sich abspiegelnde Ekel bewiesen Chakra hinlänglich die gänzliche Nutzlosigkeit seiner Liebeswerbung.

Plötzlich, wie von einem mächtigen Entschlusse getrieben, erhob er sich und nahm eine entschieden drohende Haltung an, die deutlich eine fürchterliche Absicht verkündete. Allein ein schrilles von außen herkommendes Pfeifen verhütete die Ausführung, hielt ihn wenigstens für den Augenblick davon ab.

„Das verdammte Zeichen des alten Juden!" brummte Chakra, offenbar zornig über die Unterbrechung. „Was will er nur jetzt, während der Nacht? Gewiß hat er etwas über seinen verlorenen Buchhalter erfahren! Aber ich weiß nichts von ihm! Da ist das Pfeifen noch einmal und zwar schon zum dritten Mal! Das bedeutet, daß er Eile hat! Was ist das? Zum vierten Mal! Dann

muß Gefahr sein, dringende Gefahr! Muß zu ihm hingehen, muß sogleich gehen! Er giebt nicht viermal das Zeichen, wenn nicht große Gefahr vorhanden ist. Aber neugierig bin ich doch, zu erfahren, was er will!"

„Nun, meine kleine Quasheba, das macht nichts aus!" fügte er hinzu, indem er lauter zu der gänzlich Verstummten sprach. „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben! Die Angelegenheit zwischen mir und Dir muß warten, bis ich zurückkehre, und dann finde ich Dich vielleicht nicht mehr so halsstarrig. Aber nun komm, hier mußt Du fort, hier darfst Du nicht gesehen werden, von keinem Menschen auf der Welt." Mit diesen Worten faßte er das zu allem Widerstreben unfähige Mädchen bei der Hand und wollte sie aus der Hütte führen.

„Ha!" rief er plötzlich und stand still, um nachzusinnen; „das geht nicht an, nein! Der alte Jude braucht gar nicht zu wissen, daß sie hier ist, um keinen Preis! Sie wird fortrennen wollen, deshalb muß sie gebunden werden, und schreien wird sie auch, so daß er es hört, und deshalb muß ihr der Mund geknebelt werden."

Jetzt sah der schreckliche Mensch, während er die Hand der Bedauernswürdigen festhielt, sich rings in der Hütte um, als suche er nach den Werkzeugen, seine gräßlichen Absichten auszuführen.

„Ha!" rief er alsdann, als sei ihm plötzlich etwas Anderes eingefallen. „Was zerbreche ich mir den Kopf? Das ist viel besser als alles Binden und Knebeln. Der Schlaftrunk! Das ist jedenfalls das Beste, um sie ruhig zu machen. Wo ist die Flasche? Den Schlaftrunk will ich ihr geben!"

So für sich redend, streckte er die unbeschäftigte Hand aus und zog etwas aus einer Art von Tasche, die sich in dem Palmblattdache befand. Es war dies ein langes enges, fest gekorktes und mit einer dunklen Flüssigkeit angefülltes Fläschchen.

„Nun, Fräulein!“ sagte er höhnisch, zog den Pfropfen mit den Zähnen aus und machte Anstalten, der auf's Neue Geängsteten den Trank aus der Flasche einzugeben. „Nimm einen kleinen Trunk hier aus dem Fläschchen. Hab' nur keine Angst. Es thut Dir keinen Schaden, bekommt Dir gewiß gut und wird Dich in eine ruhige Stimmung bringen. Trinke nur!“

Das arme Mädchen fuhr unwillkürlich zurück, allein das Ungeheuer, das kein Erbarmen kannte, ließ ihre Hand los, ergriff sie bei den Haaren, wickelte ihre reichen Locken um seine knochigen Finger und hielt ihren Kopf so fest wie in einem Schraubstocke. Dann drängte er mit der andern Hand den Hals des Fläschchens zwischen ihre Lippen, klemmte ihr ihn zwischen die Zähne und goß ihr einen Theil der Flüssigkeit in den Hals.

Die junge Kreolin machte keinen Versuch, zu schreien, ja, sie leistete eigentlich kaum einigen Widerstand und schluckte reichlich von dem Trank. Ihr Geist war so niedergedrückt und entmuthigt, daß sie sich schwerlich ernstlich widersetzt haben würde, hätte sie selbst gewußt, daß in dem Fläschchen Gift war.

Auch war die Wirkung in der vollkommenen Lähmung der Sinne dem Gifte wirklich gleich, denn was Chakra ihr eingegeben, war der Saft des Calalue, eines der stärksten und betäubendsten Einschläferungsmittel.

In wenigen Secunden, nachdem die Flüssigkeit ihre Lippen berührt hatte, überzog Todtenblässe das Gesicht des schönen Mädchens und durch ihren ganzen Körper verbreitete sich ein sanftes Schaudern, das von einem sofortigen Abspannen und Erschlaffen aller Muskeln begleitet wurde. Ihre Glieder und Muskeln gaben nach, und sie würde zusammengeknickt und auf den Boden gefallen sein, hätte sie nicht der Arm desselben erfahrenen Zauberers gehalten, der diesen eigenthümlichen Scheintod hervorgebracht.

Sie sank bewußt- und regungslos in seine Arme, während sie mehr einer Todten als einer Schlafenden ähnlich sah.

„Nun denn!“ murmelte der Myalmann und zeigte durchaus keine Verwunderung über die Wirkung seines Trankes, da dies derselbe Schlafzauber war, dem er hauptsächlich seinen Ruf verdankte; „nun denn, meine liebe Kleine, magst Du ruhig schlafen, bis ich Dich wieder aufwecke. Aber hier kannst Du nicht bleiben, Du mußt Dich schon bequemen, in frischer Luft zu schlafen. Ich muß Dich irgendwo hinbringen, wo der alte Jude Dich nicht sehen kann, denn am Ende würde er selbst Dich gar noch haben wollen. Komm nur mit mir!“

So sein bewußtloses Opfer anredend, hob er sie mit beiden Armen auf und trug sie aus der Hütte fort. Draußen stand er eine Weile still und sah sich um, als suche er nach einem Platze, wo er seine Bürde hinlegen könne.

Der Mond stand nun am Himmel und seine Strahlen begannen selbst das einsame Dunkel des Teufelsloches zu erhellen. Einige außerhalb des Schattens des Baum-

wollenbaumes gelegene Büsche schienen ein passendes Versteck darzubieten, und Chakra schritt schon auf sie zu, als er den Wasserfall sah. Da änderte er seinen Entschluß, drehte sich und ging nach dem Wasserfall.

Als er den Felsenrand erreicht hatte, über den der Wasserstrom stürzt, blieb er einen Augenblick am Rande des tosenden Wasserbeckens stehen. Hier faßte er die bleiche, hülflos in seinen Armen liegende Gestalt auf's Neue, trat dann hinter die vom schäumenden Wasser gebildete Wand und entschwand dem Blicke, einem Flußgeiste alter Zeit nicht unähnlich, dem es gelungen, ein schönes Menschenbild zu verlocken, das er in seine feuchte Höhle hinabzieht.

Nach einer kleinen Weile kehrte der häßliche Bucklige aus seinem geheimen Schlupfwinkel zurück, wo er sich seiner Bürde entledigt hatte. Jetzt hörte er noch einmal das Gekreisch der Pfeife auf den oberen Felsen und eilte deshalb so rasch als möglich ohne weiteren Aufenthalt nach seinem Rachen.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Ein neues Stück Arbeit für Chakra.

Als Chakra die Felsenwand erreicht hatte, fand er Jakob Jessuron in größter Aufregung ungeduldig warten. Der Jude schritt unter den Bäumen auf und nieder, schlug zuweilen mit dem unzertrennlichen Regenschirm auf den Boden und stieß seinen Lieblingsruf: „Boi

moiner Söle!" verschiedene Male hinter einander mit ganz ungewöhnlicher Heftigkeit aus.

„Was fehlt Ihnen, Herr Jakob?" fragte der Myalmann besorgt, als er über den Felsenrand kletterte. „Es ist wohl irgend etwas nicht richtig? So denk' ich mir nach der Weise, wie Sie das Signal gegeben haben. Ich hörte viermal pfeifen."

„Des üscht ötwas nücht ganz rüchtig, oin graußes Theil üscht nücht rüchtig, wohrhaftig, üch soge Euch. Aberscht, was hat Euch abgehalten, Chakra, ßu kommen?" sagte der Jude verdrießlich.

„Nun, Herr Jakob, ich schlief, das hielt mich ab, zu kommen."

„Wü hobt Uehr hören können dann vürmol den Sügnal?"

Diese Frage schien Chakra in Verlegenheit zu setzen.

„Viermal das Signal?" stotterte er und fügte nach einem kurzen Innehalten hinzu: „Ja, sehen Sie, das erste Mal hörte ich es im Schlafe, dann beim zweiten Mal wachte ich auf, beim dritten erhob ich mich und beim vierten —"

Hier unterbrach ihn der Jude rasch, entweder durch seine Erklärung bereits zufrieden gestellt oder zu sehr in Eile, um ihn zu Ende zu hören.

„Des üst koine Szoit ßum Schwätzen, wenn Wüllkommenbarg steht ün Flammen. Uehr wüßt das doch, moin' üch?"

Chakra zögerte mit der Antwort, gleich als gehe er mit sich selbst zu Rathe, ob er die Frage bejahen oder verneinen solle.

„Ganz gewüß, Uehr wüßt es. Was brauch' üch noch ßu fragen? Wör hat gethan das? Adam üst gewesen da. Hat ör gethan das?"

„Der alte Adam wird dabei wohl eine Hand im Spiele haben, so glaub' ich."

„O, das wüßt Uehr ganz gut, Schakra, und üch woiß auch noch oinen Andern, dör hat oine Hand daboi üm Spüle. Aberscht, das üst gar nücht das Geschäft, wöshalb üch angekommen hür, das üst schlümmer, vül schlümmer!"

„Was denn, Herr Jakob?" forschte der Myalmann mit erkünstelter Verwunderung. „Was ist es denn? Ist der junge Mann noch immer nicht nach Hause gekommen?"

„Ach, das üst alles nüchts, das üst vül schlümmer; da üst Gefahr — grauße Gefahr!"

„Gefahr! Von wem, Herr Jakob?"

„Zuerst sagt mür, wo üst Adam jötzt? Uech hob nöthig ühn und alle soine Leute."

„Er ist in die Berge zurück gegangen."

„Ach, gegangen ßurück, sagt Uehr? Wü lange üst ör fort? Könnt Uehr einholen ühn, Schakra?"

„Möglich wäre es schon, denn schnell werden sie wohl nicht gehen, dazu haben sie zu viel zu schleppen. Aber wozu haben Sie denn den alten Adam nöthig, Herr Jakob?"

„O, oine Angelegenhoit von größter Wüchtigkoit. Leben und Tod hängen daran. Der blaue Frütz üst gewesen nach Wüllkommenbarg und hat gehört Neuigkoiten, o, schröckliche Neuigkoiten. Oin Bote, der üst gekommen von der Landstraße von Safanna, hat gebracht söhr unangenehme Nachrüchten, unter Anderem auch,

daß moine Spanier sind worden gefangen von Cubüna und döm undankbaren Schölm Vochan, döm üch so lange gegeben zu essen. Moine Spanier sünd angeklagt, ermordet zu haben dön Kuschtos! Boi moiner Söle!“

„Was kümmert das Euch, Herr Jakob? Wo liegt da Gefahr?“

„Gefahr! Begroift Uehr das nücht, Schakra? Wönn düse Jäger sünd gebracht zur Untersuchung, glaubt Uehr, sü werden schwoigen? — wohrhaftig, noin! Dü werden sogen Alles, was sü wüssen, und dann bün angeklagt auch üch, werde gefangen genommen und bin ruinirt! O, warum hob' üch anvertraut sö ungeschückten Bengeln oin so wüchtiges Geschäft?“

„Ja, dumme Bengels sind sie, Herr Jakob, da haben Sie ganz recht.“

„Ach, es üst zu spät jötzt, zu schümpfen auf ühnen. Es üst nöthig, zu ergroifen Maßregeln, um zu verhüten solch ein schröckliches Unglück! Uehr müßt gehen Adam nach und suchen auf ihn sogloich, sogloich jetzt, Schakra!“

„Mir schon recht, Herr Jakob. Ich thue Alles, was Sie wollen, haben Sie keine Angst. Ich will Adam auch sogleich nachgehen; aber was soll ich dem alten Neger sagen, wenn ich ihn gefunden habe?“

„Uehr braucht zu sogen nüchts zu ühm. Brüngt ühn her müt Euch nach dem Schumbéfelsen. Uech wüll warten da, büs Uehr kommt. Aber laßt warten müch nücht so lange, guter Schakra; oilt so vül Uehr könnt. Wenn Uehr zurückkommt nücht vor Sonnenaufgang, so üst verloren Alles, dann bün üch oin ruinirter Mann, wohrhaftig!“

„Nur keine Angst, Herr Jakob. Ich will keine Zeit verlieren. Ich glaube gar nicht, daß die Neger jetzt sehr weit gegangen sind und will sie schon einholen. Ich gehe jetzt auf der Stelle. Humm!“

Mit diesem Ausrufe drehte Chakra sich um und wollte in der Richtung nach dem Jumbéfelsen fortgehen, an dem er vorbei mußte, um nach dem Schlupfwinkel der schwarzen Räuber zu gelangen.

„Halt!“ schrie der Jude, „üch gehe müt Euch büs ßum Schumbéfelsen. Uech kann warten da eben so gut als ürgendwo anders. Es nützt jetzt nüchts, ßu gehen nach Hause. Wohrhaftig, üch kann nücht schlofen, büs düse Sache üst in Ordnung. Uud nun, da üch recht daran denke, so laßt wüssen Adam, woßu üch hobe nöthig ühn, damit er kommt vorberoitet und gerüstet. Sogt ühm nur, daß er kommt geraden Wegs nach Wüllkommenbarg. Da üst's, wo üch hobe nöthig ühn. Soll versuchen, aufßufünden dü Loiche von döm Kuschtos. Da würd fünden er dü boiden Spanier. Dü soll er suchen ßu befroien und brüngen ßu mür. Uehr, Schakra, müßt gehen müt Adam und soinen Männern, sonst verderben sü Alles. Soine Männer müssen soin bewaffnet sehr gut, denn vülloicht werden sü hoben das nöthig. Der Bote sagte, da wären auch oinige Nöger daboi von dem Gute Content. Aberscht das macht nüchts, dü werden rennen, sobald sü sehen, daß Uehr soid da. Allein da können soin noch Andere, dü schlagen süch tüchtig. Da üst Cubüna und der jonge englische Lump und dann vülloicht noch Quaco oder sonst oiner von den Maronen. Glaubt Uehr wohl, fertig ßu werden mit ühnen, guter Schakra?“

„O, ganz gewiß!"

„Uehr müßt überfallen sü plötzlich."

„Vielleicht können wir auch einige tödten."

„So vül wü Uehr wollt. Nur befroit dü boiden Spanier."

„Viel würde es auch nicht schaden, wenn wir sie tödten könnten, da sie solche Schafsköpfe gewesen sind, sich gefangen nehmen zu lassen."

„Noin, noin, guter Schakra! Wür dürfen nücht tödten unsere Freunde. Vielleicht hoben wör nöthig sü wüder. Uehr könnt versprechen gute Bezahlung an Adam für dü Arboit, und um dü Kosten wüll üch quälen müch ganz und gar nücht, wenn Alles wird ausgeführt gut."

„Das, Herr Jakob, überlaßt mir und Adam. Wir wollen Alles auf's Beste besorgen."

Mit dieser Versicherung stieg Chakra den Berg hinan, nachdem der Jude ihm schon vorauf gegangen war.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Todt oder schlafend?

Als Herbert Vaughan den todten Körper seiner Cousine zuerst erblickte, machte sich sein ungeheurer Schmerz in einem wilden Schrei Luft, dem die peinvollsten Töne der Seelenangst folgten. Er schleuderte seine Flinte auf den Felsen, kniete neben dem Körper der heißgeliebten Verblichenen nieder, erhob ihr lockiges Haupt etwas vom Felsen, blickte im Uebermaße seines

Grames mit starren Augen auf das holde, im Tode ganz wie im Leben schöne und sanfte Antlitz und küßte dann die kalten regungslosen Lippen, küßte sie wiederholt und immer wieder von Neuem mit der ganzen Inbrunst einer leidenschaftlichen jugendlichen Liebe, gleich als hoffe er durch seine Liebesgluth die Huldgestalt der Verklärten wieder dem Leben zuzuführen. Einige Zeit dauerten solche sich manchmal fast zum Wahnsinn steigernden Ergüsse der leidenschaftlichen Liebe wie des schmerzlichsten, sein ganzes Lebensglück vernichtenden Grames. Jeder der Umstehenden ehrte die Heiligkeit seines Schmerzes durch das tiefste Stillschweigen, kein Wort, kein Laut störte die allgemein empfundene tiefe Trauer. Cubina schluchzte und stöhnte freilich laut, denn er hatte Grund genug, auf's Tiefste von dem Hinscheiden der noch nicht einmal wirklich gewonnenen Schwester ergriffen zu sein, allein seine Seufzer wurden nicht gehört, sie wurden von einer stärkeren, gewaltigeren Stimme übertönt, dem melancholischen und eintönigen Rauschen des schon seit Erschaffung der Welt ununterbrochen klagenden Wasserfalles.

Jetzt war die von Cubina gehaltene Fackel fast niedergebrannt, während Herbert noch immer seine leidenschaftlichen, von den bleichen Lippen unerwiderten Küsse fortsetzte, allein da er das flackernde verglimmende Licht bemerkte, erhob er sich, machte den Umstehenden ein stummes Zeichen und deutete feierlich auf den Ausgang der Höhle. Er wurde auch verstanden und seinem Winke sofort Folge geleistet, denn seinem außerordentlichen Schmerze gemäß ward er von Allen als Hauptleidtragender zu solchen Anordnungen vollkommen berechtigt anerkannt.

Die Maronen kreuzten deshalb ihre Arme unter der leblosen Gestalt, hoben sie vom Felsen auf und trugen sie mit ernstem feierlichen Schweigen, indem sie dem vorausgehenden Herbert nachfolgten, in die Hütte, wo sie die holde Leiche sanft auf die Rohrbettstelle hinlegten. Nachdem sie dies gethan, zogen sich Alle aus ursprünglichem Zartgefühle sofort zurück und ließen Cubina und Herbert mit der Entseelten allein.

Abermals verging einige Zeit, bevor einer von ihnen zu reden vermochte, denn Beide waren durch den tiefen plötzlichen Schmerz der Sprache wie des sicheren Nachdenkens beraubt. Cubina brach jedoch zuerst das düstere Schweigen.

„Bei Gott!“ sagte er leise mit vom Schmerz erstickter Stimme, „ich kann eigentlich gar nicht begreifen, woran sie gestorben, wenn sie nicht Chakras Anblick getödtet hat, der freilich dazu wohl genügend ist.“

Auf diese zu einem Gespräche und einer weiteren Nachforschung auffordernden Worte erfolgte keine andere Antwort, als ein vom tiefsten Kummer zeugendes Aechzen.

„Wenn das Ungeheuer,“ fuhr der Marone fort, „wirklich Gewalt gebraucht hat, so kann ich doch keine Spur davon finden. Es ist keine Wunde da, noch sonst irgend etwas zu sehen, was den Tod herbeigeführt haben könnte. Das arme Geschöpf! in ihrem Munde ist etwas Dunkles, aber Blut ist es nicht.“

„O Gott!“ rief Herbert, den Maronen durch einen neuen Ausbruch seines leidenschaftlichen Schmerzes unterbrechend. „Zwei Leichen nun aus demselben Hause, Vater und Tochter, fast am selben Tage gestorben und beide die Opfer der schändlichsten Niederträchtigkeit. O Gott!“

„Beide die Opfer des nämlichen Schurken, wie ich sicher glaube," erwiderte Cubina. „Dieselbe Hand die den Custos hingestreckt, hat auch, wenn ich mich nicht gänzlich täusche, bei diesem schrecklichen Verbrechen mitgewirkt. Chakra ist nur das Werkzeug, ein ganz Anderer hat den eigentlichen Streich versetzt. Sie werden wohl wissen, wen ich meine, Herr Vaughan?"

Herbert ward an der Antwort verhindert; eine in der Thür erscheinende dunkle Gestalt zog die Aufmerksamkeit Beider von diesem Gegenstande des Gespräches ab.

Quaco hatte die traurigen Nachrichten erfahren und war nachdem er bei der Bewachung des Nachens abgelöst worden, nach der Hütte geeilt. Er war es, der jetzt in der offenen Thüre stand und sie mit seiner Riesengestalt fast gänzlich ausfüllte. Nach einem kurzen Verweilen trat er in die Hütte selbst und betrachtete das holde starre Antlitz der Entseelten mit Aufmerksamkeit wie mit großer Rührung. Merkwürdiger Weise schien jedoch dies Gefühl der Trauer und der Rührung auf seinem Gesichte einem ganz andern Platz zu machen, denn es nahm nach und nach einen unverkennbar fröhlichen Ausdruck an, und zwar so entschieden, daß dieser, trotz des heftigen sie ganz in Anspruch nehmenden Grames, dennoch die Aufmerksamkeit der beiden Trauernden erregte. Beide bemerkten Quacos frohe Miene zu gleicher Zeit und bei Beiden brachte sie bitteren Unwillen über seinen gänzlichen Mangel an Gefühl wie über seine Rücksichtslosigkeit hervor.

„Quaco!" sagte Cubina mit vorwurfsvollem Tone, „hier ist gewiß nicht die Zeit und der Ort, um munter und froh zu sein. Was in aller Welt mag Dich hier

zum Lächeln reizen, während Andere neben Dir von der tiefsten Trauer überwältigt sind?"

„Wie denn Hauptmann!" erwiderte Quaco, „ich sehe nicht ein, was hier zu trauern ist, denn die Trauer über den Custos ist ja doch wohl schon zu Ende?"

Diese seltsame und dabei in heiterer Weise ertheilte Antwort mußte die Beiden in die größte Verwunderung setzen. War Quaco auf einmal verrückt geworden?

„Hier in der Gegenwart des Todes," sagte der junge Maronenhauptmann und warf einen höchst strengen Blick auf seinen Lieutenant, „wünschte ich doch, Du legtest Deine gewöhnliche lustige und spaßhafte Stimmung zur Seite. Es steht Dir schlecht an —"

„Todt, sagt Ihr Hauptmann! todt?" unterbrach Quaco ihn; „wer ist hier todt?

Auf diese sonderbare Frage erfolgte keine Antwort. Diejenigen, an welche sie gerichtet, waren in der That zu erstaunt und verwundert, um irgend eine Antwort finden zu können.

„Wenn Ihr etwa die junge Herrin da meint, das junge Fräulein Vaughan," fuhr Quaco ruhig fort, „dann seid Ihr von einem großen Irrthume befallen; das Fräulein ist nichts weniger als todt, so wahr ich Quaco heiße! Todt? — wirklich! Unsinn das! Sie schläft nur!"

Herbert und Cubina sprangen von ihren Sitzen auf und Jeder stieß einen lebhaften Schrei der höchsten Verwunderung aus, in dem sich auch offenbar einige Hoffnung kund gab.

„Wer hat ein Stückchen Spiegelglas?" fuhr Quaco fort und warf einen forschenden Blick in der Hütte

umher. „Ganz gut!" rief er dann mit Zufriedenheit aus, als er ein Stückchen eines zerbrochenen Spiegels antraf. „Hier ist schon so etwas."

„Nun seht mal zu," sagte er, während er ein Stückchen Spielgeglas nahm und es mit einem baumwollenen Läppchen klar rieb; „Ihr seht, es ist jetzt kein Fleckchen darauf."

Die Andern, noch immer in größter Verwunderung, bejahten dies durch ein Kopfnicken.

„Nun wohl," fuhr Quaco fort, „wartet nur einen Augenblick!"

Dann hielt er die glatte Seite des Spiegelglases der vermeintlich Todten einige Minuten lang dicht vor die Lippen, drehte das Spiegelglas um und brachte es dicht an das Licht der Lampe.

„Seht Ihr!" rief er triumphirend und deutete auf einen leichten weißen Hauch, der den Glanz des Spiegels verdunkelte. „Das ist ihr Athem! Sie ist nicht todt, wie sollte sie sonst Athem holen?"

Zu einer eigentlichen Antwort waren die Beiden dieselbe Beobachtung machenden zu aufgeregt, sie vermochten die Wahrheit von Quacos Beweisen nur durch die verworrensten Ausrufungen zu bestättigen.

„Haha!" rief Quaco aus, ließ das Stückchen Spiegel plötzlich fallen und langte nach einem auf dem Boden liegenden Fläschen, das jetzt erst bemerkt worden war.

„Was ist denn das?" fuhr er fort, zog den Pfropfen mit den Zähnen aus und hielt den Hals des Fläschchens an die Nase. Ein Schlaftrunk! Ich dachte es mir gleich! Das ist also der Zauber, der die junge Dame

da in den Scheintodt gebracht hat. Nun, es giebt etwas Anderes, das wird sie wieder aufwecken, wenn ich es hier blos finden kann. Vorhanden muß es hier sein, das ist gewiß; und wenn ich es nur finden kann, so soll das junge Geschöpf in weniger als zehn Minuten mit Euch reden wie ich jetzt mit Euch rede.“

Dabei begann der riesenhafte Schwarze auf's Aufmerksamste in der Hütte umher zu suchen und sah in alle die zahlreichen Ritzen und Spalten hinein, die sich in den Mauern wie im Dache befanden.

Von der höchsten Verwunderung wie von der hoffnungsreichsten Erwartung ergriffen, wagte weder Herbert noch Cubina die zuversichtlichen Vorbereitungen Quacos zu unterbrechen. Schweigend und staunend saßen Beide da und sahen seinem ihnen noch immer räthselhaften Beginnen zu.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Quaco als Myalmann.

Für Herbert Vaughan waren dies Augenblicke der stürmischsten Aufregungen, mitten im tiefsten Herzeleid war plötzlich die höchste Freude aufgeschossen. An das Athmen seiner Cousine vermochte er nach dem von Quaco geführten Beweisen nicht mehr zu zweifeln, und so stand es fest, daß sie noch lebe, so sehr ihn auch der Schein des Todes bisher getäuscht hatte.

Etwas höchst Geheimnißvolles lag hier freilich zu Grunde, ein Geheimniß des Myalismus. In dieser Kunst besaß der Maronenlieutenant jedoch eine dem Wissen der sich ausschließlich mit ihr beschäftigenden Männer fast gleichkommende Geschicklichkeit. Außerdem, daß er Cubinas Stellvertreter bei allen wichtigeren Angelegenheiten, war er auch der Arzt sämmtlicher Maronen und hatte bei seiner Erfahrung in der Medicin auch eine genügende Kenntniß von den Geheimnissen und Künsten des Obiah erworben, besonders von dem Kunststück, wodurch nach dem Glauben des Unwissenden ein todter Mensch wieder in's Leben gerufen werden konnte, und das in Westindien als Myalismus bekannt und gefürchtet war.

„Nur ein Schlafzauber," sagte Quaco zuversichtlich, während er sein Nachsuchen in der Hütte mit größter Emsigkeit fortsetzte; „nichts weiter als das, ein ihr von dem Myalmanne eingegebener Trank. Ich kenne ihn ganz gut, und ich kenne auch das Gegenmittel, ohne das sie für's erste schwerlich wieder zu sich kommen dürfte. Haha! das ist es! Da ist das Gegenmittel!"

Ein kleines Fläschchen hielt er jetzt in seinen Fingern, das bald entkorkt und an die Nase gebracht war.

„Ja, das ist ganz das Richtige, das den Schlafzauber beseitigt. Nun, in noch nicht zehn Minuten sollt Ihr sie aufwachen sehen, frisch und munter, wie sie es nur je in ihrem Leben gewesen. Jetzt, junger Herr halten Sie den Kopf des Fräuleins ein wenig in die Höhe, damit ich ihr den Trank einflößen kann."

Herbert folgte bereitwillig der Aufforderung Quacos und stützte den schönen Kopf der vermeintlich Todten. Quaco öffnete nun mit aller Zartheit, deren seine dicken

rauhen Finger fähig waren, die bleichen Lippen, brachte den Hals des Fläschchens zwischen dieselben und goß der Schlafenden einen Theil ihres Inhalts in den Mund. Dann hielt er ihr das Fläschchen noch einige Zeit unter die Nase, worauf er ihr die Hände zwischen seinen eigenen breiten und rauhen Händen warm rieb.

Mit hoch klopfendem Herzen und abwechselnd in größter Aufregung auf Quaco wie auf die stille Schläferin hingewandten Augen strengte Herbert sich jetzt in keiner Weise an, seine innere Unruhe und Besorgniß irgend zu verbergen, die freilich noch viel bedeutender gewesen wären, hätte der Neger nicht ein so außerordentlich zuversichtliches Wesen gezeigt und in triumphirendem Tone alle eintretenden Erscheinungen bis zur vollständigen Wiederbelebung vorhergesagt.

Kaum fünf Minuten waren verflossen, seitdem das Gegenmittel eingegeben, als man schon bemerken konnte, daß sich der Busen der schönen Schläferin etwas zu heben begann, während sich zu gleicher Zeit ihren nur ganz wenig geöffneten Lippen ein leiser, kaum hörbarer Seufzer entwand.

Jetzt vermochte Herbert seine auf's Höchste gestiegene Erregung nicht mehr länger zu bewältigen. Mit einem lauten Freudenschrei beugte er in der Ueberwallung des Entzückens sich auf das Antlitz des heißgeliebten, nun wieder zum Leben erwachenden Wesens, drückte die glühendsten Küsse auf ihre noch nicht vollständig erwärmten Lippen und rief von Zeit zu Zeit zärtlich ihren Namen.

„Seid nur ruhig, junger Herr!“ warnte Quaco, „sonst dauert es noch länger, bis sie erwacht und vollständig zum Bewußtsein kommt. Habt nur etwas Geduld,

laßt dem Gegenmittel Zeit, gehörig zu wirken. Sehr lange soll es nicht dauern."

So ermahnt, verhielt Herbert sich schweigend und ruhig und blickte mit gespanntester Aufmerksamkeit auf das holde Antlitz, das jetzt bereits einige Zeichen der Wiederbelebung zu geben begann. Ganz wie Quaco es vorausgesagt, traten nach und nach alle durch das Gegenmittel bewirkten Erscheinungen auf. Der Busen des jungen Mädchens fing an, sich gewissermaßen krampfhaft zu bewegen, deutlich darthuend, daß ein regelmäßiges Athemholen wieder eintreten wolle, während sich von Zeit zu Zeit gebrochene, halb gemurmelte, leise Seufzer hören ließen. Nach und nach wurde das Athemholen dann regelmäßiger und ruhiger und ihre Lippen bewegten sich mit leisem Gemurmel, gleich Jemand, der im Traume spricht.

Mit jedem Augenblicke wurden die von der Wiedererwachenden ausgestoßenen Töne bestimmter und wahrnehmbarer, die Worte konnten zuletzt schon ziemlich deutlich unterschieden werden und unter diesen war eines, das Herberts Herz mit unbeschreiblichem Entzücken erfüllte — sein eigener Name!

Ungeachtet aller weisen Rathschläge konnte er nun unmöglich länger widerstehen; er drückte einen glühenden Kuß auf die Lippen seiner angebeteten Cousine, rief laut ihren Namen und verband hiermit die zärtlichsten Liebesworte wie die ermuthigendsten Ausrufungen. Und gleich als ob seine Stimme den bösen Zauber gebrochen und die Schlafsucht aus ihren Gliedern vertrieben habe, so öffneten sich auf einmal ihre Augen. Die langen Wimpern hoben sich und zeigten die lieblichen Sterne,

die Herberts Herz mit unendlicher Sehnsucht gefangen hielten.

Anfangs freilich war der Ausdruck der dem Lichte entfremdeten Augen noch träumerisch, starr und bewußtlos, als wenn sie leuchteten, ohne eigentlich zu sehen, und sähen, ohne eigentlich etwas zu erkennen. Doch nach und nach änderte sich auch dies. Das Auge wurde immer klarer und lebendiger, bis der vollkommen hergestellte geistige Ausdruck desselben offen bewies, daß es von einem vollständigen, durch nichts mehr gefesselten Bewußtsein beseelt sei.

Dicht bei ihrem Gesichte war das, von dem sie so eben geträumt hatte; in ihre Augen schauten dieselben Augen, die sie schlafend gesehen, und mit demselben süßen Blicke, mit dem sie früher wachend sie angeschaut hatten, jenem bei allen Täuschungen und Leiden tief im Herzen treu bewahrten Blicke!

Nun verweilte dieser bedeutungsvolle Blick wiederum auf ihr, aber diesmal von holden Liebesworten, von den Ausdrücken der innigsten Zärtlichkeit begleitet, die alle aus dem innersten Wesen eines leidenschaftlich liebenden Herzens stammten.

„Herbert! theurer Vetter!“ rief sie aus, als sie die Sprache wiedergewonnen hatte. „Bist Du es wirklich? Wo bin ich nur? Doch das ist gleich, wenn Du nur bei mir bist! Ist es Dein Arm, der mich umschließt?“

„Ja, theuerste Cousine, um Dich nie wieder zu verlassen! O, sprich zu mir, sage mir, daß Du lebst!“

„Lebe! Ach, Du hieltest mich für todt? Ja, ich glaubte es selbst. Das schreckliche Ungeheuer! Ist es

fort? O, ich sehe es hier nicht und bin gerettet! Ich bin gerettet durch Dich, Herbert! Du bist es doch, der mich von noch Schlimmerem befreit hat, als es der Tod sein könnte?"

„Es ist nicht mein Verdienst, Cousine. Dieser brave Mann hier an meiner Seite ist es, dem wir Beide für diese Befreiung verpflichtet sind."

„O Cubina! und Yola? — die arme Yola! wo ist sie? O, es ist fürchterlich! Ich kann gar nicht begreifen —"

„Theuerste Cousine, denke jetzt gar nicht mehr daran. Mit der Zeit wirst Du Alles begreifen. Jetzt sei es Dir genug, daß Du gerettet bist und das alle Gefahr vorüber!"

„Mein armer Vater! Wenn er es wüßte, daß Chakra noch am Leben ist, das schreckliche Ungeheuer!"

Herbert schwieg hierzu und Cubina ebenfalls, der die Hütte verließ, um seinen Leuten einige Befehle zu ertheilen.

„Ach Vetter, was ist das auf Deiner Brust?" fragte das junge Mädchen. „Ist das nicht dasselbe Band, das Du damals von dem Geldbeutel losgerissen? Hast Du es die ganze Zeit getragen?"

„Immer seit jener Zeit! O, Käthchen! länger kann ich es nicht verschweigen! ich liebe Dich! ich liebe Dich! Ich habe davon gehört, daß —! Aber sage es mir jetzt selbst, theuerste Cousine, erkläre mir mit eigenem Munde, ist es wahr, ist es wirklich wahr, daß Du mich wiederliebst?"

„Gewiß, gewiß! ich liebe Dich innigst!"

Abermals küßte Herbert jetzt den holden Mund, der ihm diese süße Gewißheit ertheilt.

Mit diesem Kusse waren zwei liebende Seelen für immer verbunden.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Die Befreiung.

Als der Jude sich vom Teufelsloche entfernte, war es seine Absicht gewesen, am Fuße des Jumbéfelsens auf die Rückkehr Chakras mit den Räubern zu warten; doch noch ehe er an dem Felsen angekommen war, faßte er einen anderen und besseren Entschluß. Es fiel ihm nämlich ein, wie zweckmäßig es wäre, wenn er während der vielleicht ziemlich lange dauernden Abwesenheit Chakras die Zwischenzeit dazu verwände, Willkommenberg und dessen Umgebung auszukundschaften.

Deshalb wurde mit Chakra, bevor dieser sich von ihm trennte, ein anderer Ort zum Zusammentreffen ausgemacht, ein besonderer Platz auf dem Pfade in der Gebirgsschlucht, nicht sehr weit entfernt von dem hinteren Garten von Willkommenberg.

Nachdem dies festgesetzt worden, folgte Chakra eiligst den mit ihrer Beute in ihre Gebirgsheimath zurückkehrenden Räubern, während der Jude gradewegs den Berg hinab in's Thal von Willkommenberg ging. Auf einigen Umwegen, da er eine etwaige Begegnung mit den mög-

licher Weise die Räuber Verfolgenden vermeiden wollte, langte er bald hinten beim Garten an.

Hier verbarg er sich hinter der Mauer, sah vorsichtig über diese und vermochte so den ganzen Platz vollkommen zu übersehen, auf dem sich nun kein großes Haus mehr befand, sondern lediglich ein Haufen rauchenden und glühenden, bereits halb vom Feuer verzehrten Holzes. Dennoch waren zwischen dem Rauche immer noch hinreichend Flammen, um ein fürchterliches Gemälde plötzlicher und gewaltsamer Zerstörung vollständig zu beleuchten.

Beim Lichte dieser Flammen waren auch verschiedene um eine rohe Tragbahre herum Versammelte zu erkennen. Auf der Bahre lag offenbar die Leiche eines weißen Mannes, deren geisterhaftes starres Antlitz von dem aufflackernden Feuer zuweilen in höchst schauerlicher gespenstiger Weise beleuchtet wurde.

Ein weißer neben der Leiche stehender Mann hatte sich über diese hingebeugt und sah gedankenvoll auf das fahle Gesicht. In ihm erkannte Jessuron den Aufseher des Gutes. Die Uebrigen waren alle Schwarze, Männer wie Weiber, die Haus- und Feldsclaven der Pflanzung.

Nicht weit von dieser Gruppe entfernt befand sich noch eine andere kleinere. Zwei Männer lagen im Grase in einer Weise, die deutlich zeigte, daß sie beide fest gebunden seien. Nach der in der Colonie üblichen Sprache waren es Weiße, obwohl ihre dunkelgelbe und braune Haut nur sehr wenig heller als die der sie umringenden Neger war.

Jessuron erkannte in diesen Beiden sofort seine eigenen Abgesandten, die cubanischen Negerjäger. Um sie standen vier Männer, offenbar deren Wächter. Ihre Kleidung, ihre Waffen wie ihre übrige Ausrüstung, mehr aber noch ihre kühne kräftige Haltung zeigten deutlich, daß sie von den die Leiche umringenden Negern sehr verschieden. Es waren die Maronen die Quaco zur Bewachung der Gefangenen zurückgelassen.

Sobald Jessuron dies Alles hinlänglich gesehen und ausgekundschaftet hatte, ging er nach dem verabredeten Platze, wo er nicht lange zu warten hatte, bis Chakra mit den Räubern dort ankam, denn diese hatten um sich ein wenig auszuruhen, nicht weit vom Jumbéfelsen Halt gemacht, waren deshalb von dem Myalmann bald eingeholt und unverzüglich zurückgeleitet worden.

Jessuron theilte Chakra mit, was er gesehen. Alle zusammen, der Jude, Chakra, Adam und seine Bande gingen ohne Aufenthalt nach der Gartenmauer hinab. Die Umstände erforderten rasches Handeln, denn Cubina und eine größere Abtheilung Maronen, von denen man annahm, daß sie fortgezogen waren, um sie selbst zu verfolgen, konnten unvermuthet jeden Augenblick zurückkehren. Die Neger von der Pflanzung kamen bei einem Angriffe gar nicht in Betracht und die wenigen zur Bewachung der Spanier zurückgelassenen Maronen konnten ohne allzu große Schwierigkeit überwältigt werden. Deshalb begannen Chakra und Adam unverweilt ihr Werk. Jessuron ließen sie zurück, um ihre Rückkehr abzuwarten, und krochen dann mit den übrigen Leuten vorsichtig und langsam durch die im Garten befindlichen Gebüsche.

Bald nachher war eine aus einem Hinterhalte abgefeuerte Flintensalve zu hören, die bewirkte, daß die auf Wache gestellten Maronen todt zur Erde sanken und daß der ganze Negerhaufen mit ihrem Aufseher an der Spitze, die Flucht ergriff. Die gefangenen Negerjäger wurden nun von ihren Fesseln befreit und dann kehrten sie sammt und sonders auf den Berg zurück.

In der Nähe des Teufelsloches trennten sie sich wieder. Adam und seine Bande setzten ihren durch die Befreiung der beiden Spanier unterbrochenen Weg nach ihren Heimathsbergen fort, während Chakra, von dem Juden begleitet und von Manuel und Andres gefolgt, nach dem Teufelsloche gingen.

Jessurons Absicht hierbei war, daß Chakra die beiden Cubaner in seinem sicheren Verstecke als Gäste bei sich behalten solle, bis er eine passende Gelegenheit gefunden, mit der sie nach ihrer Heimathinsel zurückschiffen konnten. Noch freilich hatte Chakra seine Einwilligung hierzu nicht ertheilt, und deshalb begleitete der Jude den Koromantis nach dem Teufelsloche.

Fünfzigstes Kapitel.

Den Berg hinunter.

Mitternacht war schon vorüber, als die Liebenden die schauerliche Einsamkeit des Teufelsloches verließen. Aus verschiedenen Gründen war Herbert so lange an dem wilden Orte geblieben. Zuvörderst fürchtete er die

traurige Enthüllung, die nothwendiger Weise stattfinden mußte, wenn Käthchen nach Willkommenberg zurückkehrte. Was für ein entsetzlich niederdonnernder Schlag mußte die gänzlich unerwartete Nachricht von dem Tode des geliebten Vaters für das jetzt im höchsten Entzücken irdischer Glückseligkeit schwelgende Jungfrauenherz sein! Und dennoch konnte ihr die trübe Wahrheit nicht lange vorenthalten werden, obwohl Herbert sehr wünschte, daß sie ihr so lange wie möglich verborgen bliebe, mindestens so lange, bis sich ihr Geist von all der Angst und dem Schrecken der letzten Nacht einigermaßen erholt hätte.

Mit Cubina ging er deshalb zu Rathe, wie dies am besten zu erreichen sei. Nur ein einziger Weg schien offen zu stehen, nämlich die Cousine in das Haus des Aufsehers zu führen. Da konnte sie dann jedenfalls so lange Zeit ruhig verweilen, als man sie glauben machen könnte, daß nothwendig sei, um ihren Vater von dem Brande zu benachrichtigen und um zurückkehren zu können. Hier in dem Hause des Aufsehers konnte sie auch nicht den geringsten Verdacht über das schreckliche mit ihrem Vater Vorgegangene schöpfen.

Weder Herbert noch Cubina wußten, ob die Leiche des Custos bereits den Ort ihrer Bestimmung erreicht hatte. Quaco, als er sie schnell verlassen, hatte darüber weder den Trägern, noch den mit der Bewachung der beiden Gefangenen betrauten Maronen irgend eine Anweisung ertheilt. Deshalb mochte der Leichenzug auch immerhin noch auf der Landstraße halten, wo Herbert und Cubina ihn verlassen hatten. Wenn dies etwa der Fall, dann war es nicht schwierig, an dem niedergebrannten Hause vorüber zu kommen und das Haus des

Aufsehers zu erreichen, ohne ihr irgend etwas von der Ermordung ihres Vaters mittheilen zu müssen. Einmal aber unter dem Dache des Herrn Trusty, ließen sich leicht Maßregeln ergreifen, um Alle, welche mit ihr in Berührung kämen, zum unverbrüchlichen Schweigen über dieses traurige Ereigniß zu bringen.

Das war der hastig zwischen Herbert und Cubina entworfene Plan, den sie nun dadurch zur Ausführung bringen wollten, daß sie die junge Kreolin aus dem Teufelsloche herausführten und mit ihr nach dem Thale von Willkommenberg hinabstiegen.

Nur die Beiden begleiteten sie, die Maronen blieben unter ihrem Lieutenant Quaco mit der wichtigen Absicht im Teufelsloche zurück, den Koromantis zu fangen. Wohl wäre Cubina gern selbst da geblieben, allein er fühlte Sehnsucht nach seiner geliebten Yola, die unter den übrigen Hausdienern des abgebrannten Hauses zurückgeblieben war. Uebrigens setzte er vollkommenes Vertrauen in die Geschicklichkeit seines Lieutenants wie in den Muth seiner Leute. Deshalb, als er von dem Teufelsloche fortging, zweifelte er gar nicht daran, daß Chakra gegen Tagesanbruch oder vielleicht schon vorher von Quaco gefangen genommen sein würde.

Herbert und seine Cousine stiegen den Berg nur langsam hinab, obwohl der jetzt hell ihren Pfad beleuchtende Mond das Niedersteigen begünstigte. Cubina ging voran, um sie vor Ueberraschung und Gefahr zu sichern. Das junge Mädchen schritt an der Seite Herberts und stützte sich auf seinen Arm, denselben kräftigen Arm, der ihr einst von ihm so zuvorkommend und vertrauensvoll zugesagt war. Jetzt war die Zeit gekommen, wo das

damalige Anerbieten angenommen und als eine Gunst des Geschickes begrüßt ward, in der That eine glückliche Zeit für den jungen Engländer, dessen liebestrunkene Seele jetzt bei jeder Berührung ihres runden, sich auf den seinen stützenden Armes vor wonnigem Entzücken schauerte.

Auch die junge Kreolin fühlte sich überselig; den schrecklichen von ihr erduldeten Leiden war ein stilles und tiefes Gefühl des höchsten Glückes gefolgt. So hatte sie bald die vorausgegangenen Schrecken vergessen, denn sie befand sich ja nun in der nächsten Nähe des Geliebten, von dessen Liebe sie jetzt vollkommen überzeugt sein mußte, da er ihr nach seinem ersten Geständniß noch oftmals in der kurzen Zeit die feste Versicherung derselben wiederholt hatte. Als Antwort auf alle Liebesgeständnisse hatte sie ihm einfach ohne alle Hintergedanken, ohne die geringste Coquetterie, ihr reines unentweihtes Herz geschenkt.

Aber ihre Hand? war die noch frei?

Auf diese Frage suchte Herbert, während sie den Berg hinabstiegen, vor Allem eine Antwort zu erhalten, freilich nur auf Umwegen und in so zarter Weise, als es die Verhältnisse ihm geboten.

War es wirklich wahr, was er gehört hatte, daß dem Smythje ein bündiges Versprechen gegeben worden?

Mit niedergeschlagenen Augen blieb das junge Mädchen einige Augenblicke, ohne eine Antwort hervorzubringen, schweigsam; ihr zitternder Arm verrieth dabei den schmerzlichen in ihrem sanften Gemüthe stattfindenden Kampf. Aber bald schien sich der innere Sturm etwas gelegt zu haben, ihre holden Gesichtszüge hatten einen

gewissen Ernst, einen feierlichen Ausdruck der Entsagung angenommen, als hätte sie sich entschlossen, ihrem Geliebten ein offenes, rückhaltloses Geständniß abzulegen, und mit leiser Stimme antwortete sie:

„Ein Versprechen? Ja, Herbert, mir in einer der trübsten Stunden meines Lebens abgepreßt, zu jener Zeit, als ich glaubte, Du kümmertest Dich durchaus nicht um mich, und als ich erfahren, auch Du habest ein gleiches Versprechen gemacht — einer Andern. O Herbert! o Du theuerster Vetter! glaube mir, es war gegen meinen Willen, es war von mir durch Drohungen, durch Anrufungen erzwungen."

„Dann ist es auch nicht bindend!" unterbrach sie der Liebende mit Ungestüm. „Fand kein Eid zwischen Euch statt, kein eigentliches Verlöbniß? Doch selbst, wenn dies stattgefunden hätte, so —"

„Selbst wenn dies stattgefunden!" rief das junge Mädchen, seine Worte wiederholend, während ihr das heiße Kreolenblut plötzlich in die Wangen stieg und ihre Augen eine ernsthafte Entschlossenheit verkündeten. „Es wäre doch kein wirkliches Verlöbniß vorhanden, das mich fest zu binden vermöchte. Nein! Nach dem, was sich in dieser Nacht zugetragen, wo ich im Augenblicke der Gefahr von ihm verlassen worden — nein, nein! Danach könnte ich nimmermehr einwilligen, die Frau des Herrn Smythje zu werden. Lieber wollte ich den Vorwurf der Untreue und des Meineides ertragen, von dem mich mein eigenes Gewissen aber freispräche, als dies mir abgedrungene Versprechen erfüllen! Lieber will ich mich der Enterbung unterwerfen, mit der mich mein Vater bedroht und die er bei seiner Rückkehr jetzt

unbezweifelt aussprechen wird. Ja, lieber will ich selbst den Tod erleiden, als das Weib einer solchen Memme werden!"

„O, wie wenig Gefahr hat es doch mit der Enterbung!" dachte Herbert. „Wie soll ich ihr nur die schreckliche Neuigkeit beibringen? Wie ihr entdecken, daß sie schon jetzt die Herrin von Willkommenberg ist? Noch nicht, noch nicht!"

Eine Weile schwieg der junge Mann still, da er nicht recht wußte, wie er das Gespräch in geeigneter Weise fortsetzen solle. Sie bemerkte ganz wohl seine sorgenvolle Zerstreutheit und dies führte sie zu ihr höchst unangenehmen Vermuthungen.

„Vetter! zürnst Du mir wegen des, was ich gesagt? Tadelst Du mich?"

„Nein, nein!" sagte Herbert mit Nachdruck, „ganz das Gegentheil! Durch das Verhalten dieses Mannes — Weibes, möchte ich geeigneter sagen — durch sein jämmerliches Betragen gegen Dich würdest Du selbst des feierlichsten Eides entbunden sein, wie viel mehr eines bloßen, sogar gegen Deinen eigenen Willen ertheilten Versprechens. Das war es aber auch gar nicht, woran ich gedacht."

„An was denn, Herbert?"

Wie sie diese Frage erhob, lehnte sie sich zutraulich an ihn und sah ihm dabei forschend in die Augen. Herbert war wirklich um eine Antwort verlegen, denn sein nachdenkliches Stillschweigen hatte bei ihr eine sich mit jedem Augenblicke mehrende Unruhe geweckt, und ihre Blicke verriethen deutlich einen sie peinigenden Ver-

dacht. Sie wartete indeß seine Antwort gar nicht ab, sondern fügte mit zitternder Stimme die Frage hinzu:

„Hast Du ein Versprechen gegeben?"

„Wem, meinst Du?"

„O, Herbert! zwinge mich nicht, den Namen auszusprechen, Du mußt ja wissen, welche ich meine."

Durch diese Frage fühlte sich Herbert sichtlich erleichtert. Sie veränderte seinen Gedankengang und gewährte ihm zugleich die Gelegenheit, etwas zu reden.

„Ha, ha, ha!" lachte er; „jetzt erst, Cousine, glaub' ich, verstehe ich Dich. Ein Versprechen, meinst Du? Nichts von dem, ich versichere Dir, obwohl, nachdem Du ein Geständniß abgelegt, ich gewiß nicht verheimlichen würde, was sich zwischen mir und der, auf die Du anspielst, zugetragen hat. Liebe war nicht vorhanden, mindestens nicht von meiner Seite, das versichere ich Dir, Cousine. Aber das muß ich offen gestehen, daß, gekränkt durch Deine vermeintliche Kälte gegen mich, irregeleitet durch mancherlei jetzt, glücklich genug, sich als gänzlich falsch erweisende Berichte, ich fast dazu getrieben worden wäre, ein verhängnißvolles Wort zu sprechen, das ich unbezweifelt während meines ganzen übrigen Lebens zu bereuen und zu beklagen gehabt hätte. Doch glücklicher Weise, Dank der Vorsehung! haben die Umstände mich daran verhindert, und wir sind jetzt Beide vollkommen frei. Nicht wahr?"

„O, Seligkeit! Herbert, Herbert! so willst Du nun mein sein, mein allein?"

Ueberwältigt von den heißen Trieben der reinsten rücksichtslosesten Leidenschaft hatte die junge Kreolin diese entscheidende Frage gestellt.

„Theuerstes Käthchen!“ jauchzte der Liebende im höchsten Entzücken eines bisher nimmer geahnten, seine kühnsten Hoffnungen erfüllenden Wonnerausches; „mein Herz ist ganz Dein, Dein allein, Dein für alle Ewigkeit! Aber meine Hand, Cousine! die darf ich Dir dennoch nicht anbieten. Du bist reich, vornehm, und ich! ich bin arm, ohne alle Mittel, selbst ohne eine Heimath!“

„Ach, Herbert! Du weißt es nicht. Doch wäre ich wirklich auch zehnmal reicher als Du, glaube mir sicher, Du würdest mir Alles, Alles sein! Aber nein, vielleicht werde ich arm sein, wie Du Dich selbst jetzt hältst. Ach, Du weißt es nicht, doch Du mußt es wissen, ich will Dir nichts verhehlen! So erfahre denn, theuerster Vetter, daß meine Mutter eine Quadrone war und daß ich nur eine Mestize bin. Ich kann meines Vaters Eigenthum nicht erben, außer durch ein Testament, und selbst das nicht einmal, wenn nicht eine Regierungsakte vorliegt. Das ist der Grund, warum mein Vater jetzt verreist ist. Allein, ob seine Reise von Erfolg oder nicht, das ist nun ganz gleich. Enterben wird er mich gewiß, denn niemals werde ich einwilligen, die Gattin des Mannes zu werden, den zu heirathen er mir anbefohlen, niemals!“

„O, Cousine!“ rief Herbert, hingerissen von dem zuversichtlichen Tone edelmüthiger Aufopferung, mit dem sie ihren Entschluß erklärte, „wenn Du einwilligst, mein zu werden, was frage ich dann nach Deinen Reichthümern! Dein Herz ist der einzige Schatz, den ich begehre; der ist für mich genügend! Was kommt es darauf an, wenn wir auch Beide ganz arm sind! Ich bin jung, ich kann arbeiten, ich will mich anstrengen und kämpfen!

Auch mögen wir Freunde finden, und wenn das nicht der Fall, so kommen wir auch ohne sie fort. „Sei mein! sei mein!“

„Dein bin ich für immer, Herbert! — für's ganze Leben, für alle Ewigkeit!“

Einundfünfzigstes Kapitel.

Eine Waise.

Diese zwischen den beiden Verwandten ausgetauschten Liebesschwüre wurden plötzlich unterbrochen und in der nächtlichen Stille erhob sich lautes Wehklagen.

Sie waren bereits so weit vorgeschritten, daß sie die Ueberreste des früheren Hauses von Willkommenberg zu sehen vermochten. Durch die am Fußwege stehenden Gebüsche konnten sie rothes, hin- und herflackerndes und manchmal selbst noch als Flamme aufsteigendes Licht wahrnehmen, so wie sie mitunter das Krachen des fallenden Holzes sammt dem Prasseln des Feuers in der Stille der Nacht gehört hatten. Auch menschliche Stimmen hatten sie mehrfach vernommen, die in gewöhnlicher Unterredung begriffen, jedenfalls nicht in größerer Aufregung zu sein schienen, als man sie nach dem Vorausgegangenen erwarten durfte. Allein plötzlich erschallten in der verhältnißmäßigen Stille der Nacht ganz andere Laute, die auch zugleich das Gespräch der Liebenden unterbrachen, nämlich Männergeschrei, Weibergekreisch und mit ihnen verbunden Flintenschüsse und lautes Rufen,

die alle zusammen von derselben Stelle herkamen, wo schon einige Stunden zuvor ein wildes Getümmel geherrscht hatte.

Cubina, der den Liebenden voraus gegangen war, kam schnell zurückgelaufen und stand mit aufgeregten wilden Blicken dicht vor ihnen.

„Was hat das zu bedeuten?“ fragte Herbert auffahrend.

„Die Räuber! Herr Vaughan; sie sind zurückgekehrt, allein weshalb, das weiß ich nicht. Die Räuber müssen es sein, ich kenne die Stimme, die so laut ist. Hören Sie sie wohl? Das ist die Stimme des Räubers Adam! Carambo! Ich will sie zum Schweigen bringen, vielleicht noch diese Nacht. Horch! noch eine andere Stimme, aber lauter und wilder, als alle übrigen. Ha, die kann ich auch unterscheiden, es ist Chakras Höllengebrüll!“

„Aber warum sollten sie noch einmal zurückgekehrt sein? Sie haben ja Alles mitgenommen, was für einen Räuber Werth haben kann. Es ist nichts mehr da, was —“

„O ja wohl, es ist noch etwas da!“ rief Cubina hastig, als sei ihm dies Räthsel so eben klar geworden. „Yola ist noch da!“

Wie er dies gesagt hatte, machte er Anstalt, sich unverzüglich in's tobende Gefecht zu stürzen, dessen Lärmen sich stets noch vergrößerte. Danach zögerte er indeß ein wenig und rief dann plötzlich aus:

„Herr Herbert Vaughan! ich habe Ihnen geholfen, Ihre Geliebte zu befreien. Jetzt ist meine in Gefahr!“

Der junge Engländer bedurfte keiner solchen Aufforderung, bereits hatte er seinen Arm dem seiner Cousine entzogen und stand bereit, am Kampfe Theil zu nehmen.

„O, Herbert!“ rief das junge geängstete Mädchen, auf's Tiefste betrübt; „dort ist große Gefahr! geh nicht, geh nicht! O, verlaß mich nicht!“

Cubina schien in diesem Augenblicke seine Aufforderung zu bereuen und sagte durchaus ohne alle Ironie: „Vielleicht wäre es wirklich besser, Sie gingen nicht. Gefahr ist wirklich da und Sie dürfen sie nicht theilen; Ihr Leben gehört jetzt einer Andern! Daran habe ich nicht gedacht, Herr Vaughan.“

„In den Augen dieser Andern,“ erwiederte Herbert, „würde mein Leben werthlos sein, wie es das für mich selbst wäre, wenn ich eine Memme sein wollte. Braver Cubina! Ich kann Euch nicht verlassen. Theuerstes Käthchen! Es ist Yola, die in Gefahr schwebt, Yola, der wir Beide so viel Dank schulden. Ohne sie würde ich nicht einmal so viel wissen, daß Du mich liebst und dann würden wir Beide —“

„Ah, Yola ist in Gefahr!“ unterbrach ihn die junge Kreolin, deren Liebe zu dem jungen Mädchen die Besorgniß für Herbert unterdrückte. „Ja Herbert, da mußt Du gehen, aber laß mich mit Dir gehen. O, ich würde sterben, wenn Du nicht zurückkehrtest. Ja, ja; wenn der Tod Dich nimmt, so soll er mich auch haben. Herbert, laß mich nicht zurück!“

„Nur für einen Augenblick, Käthchen! Ich werde gleich zurückkehren; fürchte nichts. Mit dem Rechte für uns können der tapfere Cubina und ich ein Dutzend dieser schwarzen Räuber überwältigen. Verstecke Dich dort hinter das dichte Gebüsch, und warte, bis wir wieder kommen. Ich werde Dich dann rufen. An jenem

Platze wirst Du sicher sein. Aber kein Wort, keine Bewegung, bis Du mich Dich rufen hörst."

Mit diesen Ermahnungen führte Herbert seine Cousine in's Dickicht, ließ sie an einem ganz versteckten Platze sich setzen, drückte ihr eilig einen Kuß auf die Stirn und folgte Cubina dann unverweilt in's Gefecht.

In wenigen Augenblicken rannten sie nach der Gartenmauer, gelangten durch die offen gefundene Thür in den Garten und durch diesen nach dem Platze, woher das Schreien und die Schüsse gekommen waren. Diese hatten, sonderbarer Weise, eben so schnell wieder aufgehört als sie begonnen hatten, und auch von dem früheren Männergeschrei und Weibergeheule war nichts mehr zu hören. Alles war auf einmal wieder vollkommen lautlos und still geworden.

Ungeachtet dieser Veränderung drangen Herbert und Cubina vorwärts, gingen an den rauchenden und glühenden Trümmern des Herrenhauses vorüber und standen auf dem vor demselben befindlichen Platze. Hier erwartete sie bei den noch immer von Zeit zu Zeit wieder auflodernden Flammen wie beim hellen Mondenscheine ein fürchterlicher Anblick. Zunächst stand eine Tragbahre, auf der die halbbedeckte Leiche eines weißen Mannes und dicht dabei lagen noch drei andere Leichen von schwarzen Männern. Alle wurden von Herbert und Cubina sofort erkannt. Es waren sein Onkel und die zur Bewachung der spanischen Gefangenen von Quaco zurückgelassenen Maronen. Die spanischen Gefangenen selbst waren entschlüpft; das bewiesen die am Boden liegenden, von ihnen zurückgelassenen Stricke, mit denen Quaco sie

gebunden hatte. Der Ueberfall und das kurze Gefecht hatten also lediglich gedient, um die Menschenjäger zu befreien und alle waren bereits entschlüpft.

Mit dieser Ueberzeugung wollten Herbert und Cubina nach der Stelle zurückkehren, wo sie die junge Kreolin gelassen hatten und sie auch noch vermutheten, doch wie sie sich dem dunklen Bergesabhange zuwandten, erblickten sie sofort eine weißgekleidete Gestalt, die ihnen durch die Schatten der Bäume und Gebüsche entgegen kam. Lange war Keiner von ihnen im Zweifel, die junge Kreolin, deren sorgenvolle Liebe nicht lange die ängstliche Ungewißheit hatte ertragen können, hatte ihren sichern Platz verlassen und kam, um die ihren Geliebten bedrohende Gefahr zu theilen.

In wenigen Augenblicken war Käthchen auf der Stelle angelangt, wo die Beiden standen, ohne im Stande gewesen zu sein, sie aufzuhalten. Ein heller Freudenschrei verkündete ihre Seligkeit, ihren Geliebten unverletzt anzutreffen, allein gleich darauf folgte ein anderer Ruf, ein Ruf tiefster Verzweiflung, der sich in höchster Angst und Trauer ihrem qualerfüllten Busen entwand.

Käthchen hatte die Leiche ihres Vaters erkannt und wußte jetzt, daß sie eine Waise war.

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Ein unfreiwilliger Selbstmord.

Als Käthchen die Leiche ihres Vaters gesehen, war sie im Uebermaße des Schmerzes, wenn auch nicht bewußtlos, auf die Kniee gesunken, beugte sich über sie und küßte unter Schluchzen, Stöhnen und Ausrufungen der tiefsten Trauer die kalten stummen Lippen.

Nur das Gesicht der Leiche war unbedeckt, der Camelottmantel verhüllte den Körper wie die klaffenden blutlosen Wunden. Deshalb sah Käthchen sie nicht und forschte auch nicht nach der Ursache des Todes ihres Vaters. Das verzerrte schwarzgelbe Aussehen seines Gesichtes brachte ihr sofort die Krankheit in Erinnerung, an der er schon vor seiner Abreise gelitten; ihr war er unterlegen, so glaubte sie.

Herbert machte jetzt auch keinen Versuch, sie hierüber aufzuklären, es schien ihm nicht an der Zeit zu sein, ihr alle Einzelheiten des schrecklichen Ereignisses jetzt mitzutheilen. Das Traurigste war ihr durch einen Zufall unvorbereitet bekannt geworden, warum sie noch mehr durch die trüben Nebenumstände bekümmern?

Ohne irgend ein Wort zu sagen oder irgend eine der bei solchen Gelegenheiten gewöhnlichen und meist so gänzlich unnützen Redensarten vorzubringen, schlang der junge Mann mit Entschlossenheit seinen Arm um den Leib seiner heißgeliebten Cousine, erhob sie zu einer aufrechten Stellung und führte sie sanft von der Stelle fort. Langsam ging er mit ihr um das vom Feuer verwüstete Haus herum und brachte sie nach dem kleinen Sommerhause, dem für Beide unvergeßlichen Kiosk,

der durch seine Entfernung vom Feuer ganz unversehrt geblieben war. Hier ließ Herbert seine Geliebte eintreten und auf einem Bambussitze Platz nehmen, während er sich auf einen neben ihr stehenden Stuhl setzte.

Yola, die sich schon zuvor eingefunden, war ihnen gefolgt, hatte sich auf den Boden zu den Füßen ihrer Herrin niedergelassen und sah sie hier schweigend mit den theilnehmendsten Blicken an, die deutlich die zärtlichste Liebe und das innigste Mitgefühl des Fellahmädchens verkündeten.

Cubina war fortgegangen, um den Aufseher und die wahrscheinlich in der Nähe sich verborgen haltenden Hausdiener aufzusuchen.

Eine Zeit lang schienen die Drei im Kiosk die einzigen Lebenden in der Nähe des niedergebrannten Herrenhauses von Willkommenberg zu sein, denn die unerwartete Rückkehr der Räuber hatte vielleicht noch größeren Schrecken verbreitet, als ihr erster Ueberfall und die ganze Bevölkerung der Pflanzung, Weiße sowohl wie Schwarze, hatten sich nach noch verborgeren Plätzen geflüchtet, als vorher. Die Weißen, der Aufseher, die Buchhalter und alle Uebrigen glaubten sogar, es sei ein Sclavenaufstand ausgebrochen und hatten deshalb die Pflanzung gänzlich verlassen und sich nach Montegobay geflüchtet.

Unter diesen vom panischen Schrecken Ergriffenen oder vielmehr an der Spitze von ihnen befand sich auch der ausgezeichnete, durch seine Tapferkeit und Entschlossenheit hervorragende englische Gast auf Willkommenberg, der vortreffliche Stutzer und Cockney Herr Montagu Smythje. Als er nach dem Wegzuge der die Räuber

verfolgenden Truppe sich allein befand, hatte er sich schleunigst in die Ställe zurückgezogen und sich hier mit Quashies Hülfe ein gesatteltes Reitpferd zu verschaffen gewußt. Ohne sich damit aufzuhalten, sich von seiner zuckerhaltigen Bekleidung zu befreien, hatte er dies bestiegen und war in höchster Eile nach dem Hafen hinabgesprengt, in dem er seinen festen Entschluß verkündete, mit dem ersten Schiffe nach seiner „theuern Metropole" zurückzukehren. Smythje hatte genug gesehen von Jamaica und seinen Kreolen und mehr als genug von seinen scheußlichen Negern.

Cubina, der mit dem ihm stets wie ein kleines Teufelchen in den Weg tretenden Quashie, dem einzigen von ihm zu entdeckenden lebenden menschlichen Wesen auf ganz Willkommenberg, nach dem Kiosk zurückkehrte, berichtete die Thatsache, daß Smythje sich davongemacht, die indeß bei allen im Kiosk Befindlichen weder Verwunderung noch eine Antwort hervorrief. Ungeachtet der mancherlei Qualen, die er dem eifersüchtigen Herbert Vaughan bereitet und ungeachtet der wichtigen Rolle, die er in der Lebensgeschichte der jungen Kreolin gespielt, wurde der große Herr von Schloß Montagu jetzt doch nicht einmal mehr als noch zu ihnen wirklich gehörig betrachtet. Niemand sprach von ihm, Niemand dachte an ihn und mit vollkommenster Gleichgültigkeit hörten Herbert und seine Cousine den Bericht, er habe sich davon gemacht.

Als der Marone seinen Bericht im Kiosk abgestattet, ging er in Begleitung Quashies nach der Stelle zurück, wo die Leiche des Custos auf der Tragbahre stehen blieb, um sich genauer davon zu überzeugen, welche von seinen

Leuten im letzten Kampfe gefallen waren und um sich noch näher davon zu unterrichten, welchen Weg die Räuber bei ihrem letzten Abzuge einschlugen.

Gerade als der Marone sich vom Kiosk entfernte, schlich eine menschliche Gestalt ganz leise und heimlich durch das hintere Gartenpförtchen und näherte sich verstohlen dem Sommerhause. Ungeachtet eines weiten, sie umhüllenden Mantels war die Gestalt doch leicht als eine weibliche von sehr entwickelten Formen zu erkennen, und zwar, wenn das noch immer von Zeit zu Zeit auflodernde Feuer einen frischen Balken ergriff und dann heller leuchtete, vermochte man ein sehr schönes Gesicht zu unterscheiden, das indeß durch den offen hervortretenden Ausdruck von Zorn und Wuth auf's Schrecklichste entstellt, ja fast zu einem häßlichen und abschreckenden umgewandelt war.

Diese Gestalt war die der schönen Jüdin Judith Jessuron und der Grund ihres plötzlichen Erscheinens hier ist gewiß leicht erklärlich, wenn man sich erinnert, von welcher eifersüchtigen Wuth ihr ganzes Wesen seit dem räthselhaften Verschwinden Herberts ergriffen war. Jetzt hatte diese Wuth der quälendsten Eifersucht alles Maß überschritten und trieb sie mit blinder rücksichtsloser Gewalt zu dem Aeußersten.

In kurzer Zeit hatte Judith einen Stand eingenommen, der ihr einen unbehinderten Blick in das Innere des Kiosk gewährte. Was sie da sah, war freilich nicht geeignet, das fürchterliche, sie verzehrende Feuer der Eifersucht zu veringern oder gar zu löschen; im Gegentheil fachte dies die wahnsinnige Raserei ihrer wüthenden Leidenschaft nur noch mehr an und vernichtete auch

den letzten Rest einer einigermaßen ruhigen und kalten Ueberlegung.

Käthchen Vaughan hatte sich bereits ein wenig von dem fürchterlichen Schrecken erholt, den ihr der plötzliche Anblick der Leiche ihres Vaters eingejagt; sie saß aufrecht auf dem Bambussitze im Kiosk und Herbert saß ihr zur Seite, indem er seinen Arm um ihren Leib geschlungen hielt und ihr zärtlich in die milden, thränenfeuchten Augen sah. Beider Haltung war der Art, daß es auch dem unaufmerksamsten Beobachter sofort klar werden mußte, zwischen ihren Herzen sei ein festes Band geknüpft, das festeste auf Erden, das Band gegenseitiger Liebe!

Dies wurde Judith gleich im ersten Augenblicke vollkommen klar.

Ohne selbst nur so lange zu verweilen, daß sie die ihr nicht unbekannte braune Afrikanerin bemerkt hätte, die den Eingang zum Kiosk zu bewachen schien, sprang sie wie eine wilde, endlich ihre Beute erblickende Tigerin in den Kiosk und stand herausfordernd mit trotzigen, wuthschäumenden Geberden plötzlich vor den beiden nichts weniger als dies erwartenden Liebenden.

„Herbert Vaughan!" schrie sie im höchsten Sturme ungefesselter Leidenschaft, „Verräther! meineidiger Schurke! Du hast mich betrogen, Du hast"

„Das ist nicht wahr, Judith Jessuron!" rief der junge Mann, sie unterbrechend, sobald er sich von seinem ersten Erstaunen erholt hatte und von seinem Sitze aufgesprungen war. „Das ist nicht wahr! ich, ich habe niemals beabsichtigt —"

„Ha!“ kreischte die Jüdin und ihre Wuth steigerte sich offenbar noch bei diesem Versuche einer Auseinandersetzung; „niemals beabsichtigt, was?“

„Nie beabsichtigt, Sie zu heirathen. Ich habe Ihnen nie versprochen —“

„Falsch!“ schrie Judith im höchsten Zorne, ihn nochmals unterbrechend. „Aber das ist jetzt Alles ganz gleich, Alles ist vorüber! und da Sie nie beabsichtigt, mich zu heirathen, so soll auch diese niemals Ihre Frau werden!“

Bei dieser keineswegs ganz schwer verständlichen Drohung streckte sie die rechte Hand unter den sie umhüllenden Mantel und zog einen glänzenden Gegenstand heraus, eine mit Silber und Elfenbein ausgelegte Pistole, die, wenn auch nur klein, dennoch groß genug war, um in solcher Nähe tödtlich wirken zu können.

Sofort ward die Pistole angelegt, nicht auf Herbert, sondern auf seine Genossin, und im selben Augenblicke fiel auch der Schuß und erfüllte den Kiosk mit Pulverdampf.

Als dieser sich verzog und zugleich eine aufflackernde Flamme von dem brennenden Gebäude her das Gemach im Kiosk hell erleuchtete, lag eine weibliche Gestalt am Boden, die mit dem Tode rang. Wirklich war sie auch im nächsten Augenblicke bewegungslos und starr, eine Leiche.

Wohl hatte der Schuß tödtlich gewirkt, aber sein Opfer war nicht Käthchen Vaughan, sondern Judith Jessuron selbst!

Die Ursache dieser verhängnißvollen zu Käthchens Heil und zum eigenen Verderben der Mörderin ausfallenden Verwechslung war das treue Fellahmädchen. Als

sie das Leben ihrer Herrin von so dringender Gefahr bedroht gesehen, war sie von ihrem Sitze neben der Thüre aufgesprungen, hatte sich mit außerordentlicher Schnelligkeit und Behendigkeit auf die Jüdin gestürzt, deren Arm ergriffen, um ihn von dem beabsichtigten Ziele abzubringen und hierbei die Mündung der Pistole auf sie selbst gewendet.

Auf diese Weise hatte Judith Jessuron in Folge eines keineswegs von Yola beabsichtigten Zufalles ihr Leben durch einen unfreiwilligen Selbstmord beschlossen.

Dreiundfünfzigstes Kapitel.

Quaco im Hinterhalte.

Bevor der Maronenhauptmann das Teufelsloch verlassen, hatte er seinem Lieutenant hinlängliche Befehle in Bezug auf die Gefangennehmung Chakras ertheilt. Seine Abwesenheit von seinem Schlupfwinkel hatte nicht länger mehr bezweifelt werden können, nachdem die Maronen auch noch nach der Auffindung Käthchens ihre Nachforschungen fortgesetzt, aber nirgends eine Spur der Gegenwart des Myalmannes gefunden hatten. Chakra war unbezweifelt aus dem Teufelsloche fortgegangen, allein wohin, war nicht zu wissen und seine Spur konnte in der Nacht auch nicht verfolgt werden.

Deshalb blieb den Maronen, um ihn zu fangen, einstweilen nur die einzige Möglichkeit, im Teufelsloche bis zu seiner Rückkehr zu bleiben. Hier sollten sie sich

in Hinterhalt legen, sich versteckt halten, bis er über den See gefahren und ihn dann ergreifen; so war der von Cubina angeordnete Plan, mit dessen Ausführung Quaco betraut worden war.

Cubina sah jetzt ganz wohl den vorher begangenen Fehler ein, als er nach Chakra im Teufelsloche mit Fackeln hatte suchen lassen. Wenn er etwa oben auf dem Felsenrande gewesen war, so hatte er das Fackellicht sehen müssen, und dann würde er diese Nacht gewiß nicht wiederkehren und auch sonst nur mit der äußersten Vorsicht seinen alten Zufluchtsort wieder aufsuchen. In diesem Falle hätte die Gefangennehmung Chakras, die nun von der höchsten Wichtigkeit war, vielleicht noch auf lange Zeit hinausgeschoben werden müssen.

Hatte Chakra aber die Fackeln nicht gesehen und überhaupt das Eindringen Fremder in seinen abgelegenen Wohnplatz gar nicht bemerkt, dann würde er unbezweifelt ohne allen Argwohn dahin zurückkehren und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach in der kürzesten Zeit, da der Zustand seiner Gefangenen seine baldige Gegenwart nothwendig machte.

Deshalb hatte der Maronenhauptmann den Hinterhalt angeordnet. Quaco und seine Leute waren unter dem großen Baume aufgestellt, wo der Myalmann gewöhnlich seinen Nachen ankerte. Hier, im dunklen Schatten verborgen, sollten sie ihn ergreifen, sobald er aus seinem Nachen ausgestiegen war.

Der Nachen wurde am Fuße der nach dem Felsenrande hinaufführenden Baumtreppe zurückgelassen, nachdem er dort von dem Maronenhauptmann hingebracht worden war, um Herbert und Käthchen beim Verlassen

des Teufelsloches über den See zu fahren. Dabei hatte Cubina die größte Vorsicht beobachtet, dem Nachen ganz dieselbe Stellung zu geben, in der Chakra ihn verlassen hatte, damit er nicht den geringsten Verdacht schöpfen könne, daß der Nachen in seiner Abwesenheit benutzt worden sei.

In dieser Weise erwarteten Quaco und seine Genossen, unter denen sich auch der Fellahfürst Cingües befand, von ihrem Standpunkt am Rande der Lagune die Ankunft des Koromantis. Obwohl die Maronen sämmtlich mit geladenen Gewehren bewaffnet waren, sollten sie Chakra doch nicht tödten. Cubinas strenge Befehle gingen dahin, ihn lediglich gefangen zu nehmen. War der längst verfehmte Myalmann auch offenbar ein fürchterlicher Verbrecher, so war es doch nicht das Amt des Maronen, über seine Verbrechen zu urtheilen oder ihn gar des Lebens zu berauben. Der gerechten Strafe konnte Chakra, wenn er einmal gefangen, gewiß nicht wieder entgehen, und so waren sie sämmtlich überzeugt, daß seine Gefangennahme nur das Vorspiel zu seiner baldigen Hinrichtung sei.

Um auf ihre Waffen Acht zu geben, hatten die Maronen noch einen anderen höchst triftigen Grund. Es war immerhin nicht unmöglich, daß der schreckliche Koromantis nicht allein zurückkehrte, denn wie sie wußten, war er in Gesellschaft Adams und seiner verwegenen Räuberbande gewesen. Wenn diese aber etwa mit ihm in's Teufelsloch kämen, dann würde sich der Plan einer stillen Gefangennahme Chakras vielleicht in ein blutiges Gefecht verwandeln.

Indeß schien es keineswegs nothwendig zu sein, daß sämmtliche Maronen wach blieben. Deshalb wurden Schildwachen aufgestellt, während die Uebrigen schlafen durften. Unter diesen befand sich auch der Lieutenant der während zwei Tagen und Nächten kein Auge zugethan, und der in kurzer Zeit, nachdem er in einen tiefen Schlaf gefallen war, so fürchterlich schnarchte, daß er die Anwesenheit der Maronen dem herannahenden Chakra gewiß lange vorher verrathen haben würde, hätte das Rauschen und Brausen des tobenden Wasserfalles dies nicht vollständig verhindert.

Vierundfünfzigstes Kapitel.

Der Schicksalsspruch.

Bis Tagesanbruch war es Quaco gestattet, seinen Schlaf wie sein Schnarchen fortzusetzen, denn bis dahin war von Chakra nichts zu sehen und zu hören. Doch gerade als das Morgenroth die Spitzen der mächtigen Waldbäume rosig zu umspielen begann, erschien auf der Felsenspitze am Abhange über der Baumgruppe eine dunkle Gestalt.

Kaum war diese gesehen, so kam noch eine andere an der Seite der ersten Gestalt und hinter dieser folgte eine dritte und sogar auch noch eine vierte. Ganz am Rande des Abgrundes standen sie einen Augenblick still, wahrscheinlich in einem Gespräch verwickelt, obwohl dies

nicht zu bestimmen war, da ihr Reden vollständig vom Brausen des Wasserfalles übertönt wurde.

Der zuerst auf dem Felsenrand Erschienene stieg zuerst den jähen Abhang hinab, von den Andern in derselben Ordnung, in der sie oben gewesen waren, gefolgt.

Cingües hatte Quaco bereits sogleich nach dem Erscheinen der ersten Gestalt aus dem Schlafe geweckt und auch die andern Schlafenden waren geweckt worden und hatten ihre Gewehre mit fester Hand ergriffen.

Obwohl der Tag bereits im Anbruch, so war doch noch keine der vier an der dunklen Felsenwand herabsteigenden Gestalten hinlänglich zu erkennen, und selbst unten an dem Felsenrande konnten sie nicht erkannt werden, da sie dort das Gebüsch wie das Laubwerk verbarg. Erst als die beiden Vordersten sich in den Nachen gesetzt hatten und dieser in das offene Wasser des Sees glitt, vermochte der aufmerksame Quaco zu bestimmen, wer die beiden jetzt die Einsamkeit des Teufelsloches aufsuchenden Männer waren.

„Chakra!" sagte er flüsternd zu Cingües. „Und der Andere, wenn mich meine Augen nicht ganz trügen, das ist Eure alte Bekanntschaft, der Koppelhalter!"

Für den scharfsichtigen Fellah war diese Bemerkung eigentlich vollkommen überflüssig; er hatte die ihm wohl bekannten Züge des Mannes, der ihn so schrecklich mißhandelt, sofort wieder erkannt, und die Erinnerung alles ihm angethanen Unrechts, aller erlittenen Mißhandlungen hatte sein Herz mit dem heftigsten, ihn unwiderstehlich treibenden, schneidensten Durste nach Rache erfüllt.

Mit einem wilden Schrei hob der seiner Rache jetzt gewisse Fellahfürst, so bald er den Juden erkannt, sein Gewehr, zielte und drückte los. Der junge Afrikaner war ein sicherer, nicht leicht sein Ziel verfehlender Schütze, und hätte Quaco nicht plötzlich seinen Arm ergriffen und dadurch die Richtung des den Tod versendenden Laufes etwas verändert, die letzte Stunde Jakob Jessurons hätte gewiß in diesem Augenblicke geschlagen.

Allein nahe war sie doch. Ungeachtet Quacos Dazwischenkunft, ungeachtet des Zufalles, der das tödtliche Geschoß etwas von seinem eigentlichen Ziele abgelenkt, hatte das Schicksal doch bestimmt, sein unentreißbares Opfer zu haben.

Die im Nachen Sitzenden schienen durchaus nicht verwundet zu sein; doch wie der Pulverdampf sich verzogen hatte, konnte man deutlich wahrnehmen, daß der Schuß keineswegs ganz wirkungslos gewesen. Chakras Hände waren leer, das darin befindliche Ruder war von der Kugel getroffen und ihnen entrissen worden; es schwamm nun auf der Oberfläche des Wassers und trieb schnell mit der starken Strömung dem Schlunde des Wasserfalles zu.

Ein geller Angstschrei war dem überraschten Chakra gleich nach dem Schusse entwichen. Er allein begriff die Gefahr, der er plötzlich durch diesen Zufall ausgesetzt war, er allein kannte die fürchterliche unwiderstehliche Kraft des wirbelnden Strudels, die ihn so wohl wie seinen Genossen im Kahne zu überwältigen drohte.

Ohne Zögern warf Chakra sich auf seine Kniee im Nachen nieder, beugte seinen Körper so viel wie möglich hinunter, streckte an jeder Seite des Nachens einen Arm

aus und begann in dieser Stellung kräftig mit seinen beiden Händen zu rudern, um zu verhüten, daß der Nachen mitten in die Strömung hineingezogen werde.

Einige Zeit hielt dieser eigenthümliche Kampf an, der Nachen blieb wo er war und bewegte sich weder vorwärts noch rückwärts.

Die Maronen betrachteten den Nachen mit stummem Erstaunen und würden unbezweifelt hierin noch länger fortgefahren haben, wären die beiden am Fuße der Baumtreppe an der Felsenwand Zurückgelassenen, wahrscheinlich von Neugierde auf das Schicksal des Nachens getrieben, nicht dicht an den Rand des Wassers vorgegangen, so daß ihre Gesichter ganz wohl zu sehen waren. Sofort waren sie auch von Jemand erkannt, der noch eine alte Rechnung mit ihnen abzumachen hatte.

„Die verdammten Spanier!“ rief Quaco, auf's Aeußerste verwundert, seine früheren Gefangenen jetzt hier zu erblicken; „die haben sich von ihrer Wache losgemacht. Feuert auf sie Kameraden! Laßt sie nicht zum zweiten Mal entschlüpfen!“

Die Riesenstimme des Maronenlieutenants Quaco, die selbst das Brüllen des Wasserfalles übertönte, weckte bei den Spaniern das bestimmte Gefühl ihrer äußerst gefährlichen Lage. Wie ein Paar Paviane, so gewandt und geschmeidig, begannen sie die Felsenwand mittelst der Baumleiter zu erklettern.

Allein dieser Entschluß war zu spät gefaßt worden. Noch bevor sie etwa ein Drittel der Felsenwand zurückgelegt hatten, waren ein halbes Dutzend Flintenläufe auf sie gerichtet und ihre Körper fielen, von den Kugeln durchbohrt, mit Geprassel in das unten befindliche Wasser.

Indessen hatte Chakra den Kampf um Leben und Tod im Nachen fortgesetzt, der zuweilen freilich sich wohl etwas Weniges vorwärts zu bewegen schien, dann aber auch wieder vor der größeren Gewalt des Stromes zurückwich. Für den Augenblick waren die Maronen Chakra gegenüber ganz unthätig, denn sie waren beschäftigt, ihre Gewehre wieder zu laden, und so konnte der Koromantis einstweilen ganz ungehindert seinen Kampf mit dem feuchten Elemente fortsetzen. Obwohl in einer ganz fürchterlichen Lage, hatte er dennoch an seiner glücklichen Rettung noch nicht verzweifelt, während das angsterfüllte, verwirrte und unentschlossene Aussehen des Juden deutlich zeigte, daß er vom Schrecken vollständig gelähmt und keiner bedeutenden Anstrengung mehr fähig sei.

Ob die langen sehnigen Armen Chakras zuletzt siegen würden oder die unwiderstehliche Gewalt des nie ermüdenden Stromes, das war einige Zeit hindurch schwer zu bestimmen, denn die Kräfte schienen sich ziemlich gleich zu sein. Allein die Kraft des Mannes mußte zuletzt jedenfalls abnehmen, während die des Elementes stets dieselbe blieb, und so mußte dies zuletzt unbedingt siegen. Hiervon überzeugte sich Chakra jeden Augenblick immer mehr und blickte deshalb in halber Verzweiflung, auf irgend einen andern Ausweg sinnend, umher.

Da schien ihm plötzlich ein besonderer Gedanke einzufallen, dessen Ausführung ihm ein Mittel zur Beseitigung der zunächst drohenden Gefahr gewähren mußte. Denn auf einmal gab er die in dieser Weise hoffnungslosen Anstrengungen, den Nachen vorwärts zu bringen, gänzlich auf, wandte sich nach dem wie erstarrt im Nachen sitzenden Genossen und beugte sich zu ihm nieder, als

wenn er ihm etwas zuflüstern wollte, während sein grimmer, Unheil drohender Blick einen ganz anderen Entschluß verkündete.

Als Chakra Jessuron zu erreichen vermochte, streckte er mit einem plötzlichen Rucke seine langen mächtigen Arme aus, packte den Juden bei beiden Schultern und zwang ihn zum Aufstehen. Dann umfaßte er mit festem Griff seinen Leib und seine Arme, hob den Körper hoch in die Luft und schleuderte ihn mit der größten Anstrengung, deren der kraftvolle Mann fähig war, über sich in den Strom.

Ein einziger lauter Angstschrei des Juden, der das äußerste Entsetzen verrieth, erschallte zugleich mit dem Sturze in's Wasser, und dann verschwand der Körper des unglücklichen Mannes alsbald in der dunklen Tiefe des Sees.

Sein Hut und sein Regenschirm schwammen auf der Oberfläche und wurden von der Strömung nach dem Schlunde hin fortgerissen.

Der seinem sichern Untergange jetzt ganz nahe und dem verhängnißvollen Schlusse seines an Schandthaten reichen Lebens rettungslos entgegen eilende Mann kam noch einmal aus der Tiefe in die Höhe, vermochte aber gewiß keine Möglichkeit seiner Rettung zu entdecken. Nur die Befriedigung ward ihm, wenn er überhaupt Bewußtsein genug dazu besaß, aus dem einstweiligen Auftauchen vielleicht noch zu Theil, daß er deutlich erkennen konnte, der treulose Gefährte und hinterlistige Theilnehmer seiner Verbrechen müsse in kurzer Zeit in derselben Weise umkommen wie er selbst.

Chakra hatte gehofft, daß, wenn er den Nachen erleichtere, er mit der Strömung erfolgreicher zu kämpfen vermöge, allein in kürzester Zeit ward es klar, daß seine Hoffnung gänzlich trügerisch gewesen. Während er sich von seinem Gefährten im Nachen losgemacht und ihn über Bord geworfen, war der Nachen unaufhaltsam durch die Gewalt des Stromes so weit vorwärts getrieben, daß er in einen mächtigen Strudel gerieth, aus dem ihn selbst die kräftige Handhabung eines Ruders nicht heraus gebracht haben würde.

Jetzt trieb der Nachen, vom Strudel gefaßt, nach wenigen Augenblicken bereits in die Mündung des fürchterlichen Schlundes und glitt mit der Geschwindigkeit eines Pfeiles hinab.

Den unabwendbaren Tod vor sich, gelang es Chakra in der höchsten Verzweiflung, mit der größten Anstrengung aller ihm gebliebenen Kräfte einen fast horizontal vom Felsen über den Wassersturz hingewachsenen Baumstamm als letzten möglichen Haltpunkt zu erfassen. Allein wäre dieser Busch auch wirklich im Gesteine ganz fest gewurzelt gewesen, seine Stärke hätte gegen die unwiderstehliche Gewalt des heftigen Wasserstromes dennoch nicht genügt. Doch nun rissen die Wurzeln wie schwache Fäden vom Gesteine los und im nächsten Augenblicke stürzte der Koromantis mit seinem Nachen mehr als hundert Fuß durch die schwarzen Felsen in den grausigen Abgrund hinab.

Nur wenige Augenblicke zuvor hatte dasselbe Geschick den treulos von ihm preisgegebenen Gefährten erreicht, und die Leichen Beider kamen noch einmal gegen ihren

eigenen Willen mit einander in nahe Berührung, während sie zwischen den schwarzen von Schaum bedeckten Felsen in dem weißen Gischt umhergewirbelt wurden!

Fünfundfünfzigstes Kapitel.

Schluß.

An dem, allen jenen tragischen Ereignissen nachfolgenden Morgen, würde ein durch das große Thor des Gutes Willkommenberg Eintretender, wenn er die lange Palmenallee hinauf gesehen hätte, nur einen Haufen geschwärzter rauchender Trümmer erblickt haben.

Wäre ein solcher aber an einem andern Morgen zwölf Monate später gekommen, er würde durch einen von jenem ganz verschiedenen Anblick überrascht und erfreut worden sein. Denn abermals strahlte am Ende jener Prachtallee das stolze wiedererstandene Herrenhaus von Willkommenberg im vollsten Glanze. Wiedererstanden war es in der That in der höchsten Vollendung, denn die noch von früher stehen gebliebene steinerne Treppe, die weißen Umfangsmauern, die mit grünen Jalousien versehenen Fenster, sowie überhaupt der ganze mit dem früheren Gebäude übereinstimmende, phönixgleich aus den Flammen hervorgegangene Bau ließen selbst einem alten Bekannten nicht die geringste Veränderung entdecken.

Von Außen war Alles ganz wie es zuvor gewesen. Nur wenn man in's Haus selbst eintrat, vermochte man

einige Veränderung wahrzunehmen, die sich indeß vorzüglich auf seinen jetzigen Bewohner und Inhaber bezog. Anstatt eines ziemlich starken Herrn von ungefähr fünfzig Jahren mit etwas geröthetem Gesichte war der gegenwärtige Eigenthümer von Willkommenberg ein Jüngling von edlem Anstande, dem Alter freilich nach kaum ein Mann, allein der Haltung wie dem Betragen nach vollkommen geeignet, der Herr des aristokratischen Hauses zu sein.

Ihm zunächst und sicher ganz nahe bei ihm weilt ein holdes, gewiß jedes Auge fesselndes Frauenbild, das schon das alte Haus geziert, dem neuen aber noch zu größerer Zierde gereicht, die Tochter des früheren Eigenthümers, die Gattin des jetzigen.

Sie hat nicht einmal eigentlich ihren Namen verändert, nur ihren Stand, denn die kleine Quasheba ist jetzt nicht mehr Fräulein Vaughan, sondern Frau Vaughan.

Beide sitzen jetzt in der großen Halle mit dem glatten Fußboden und dem wie früher glänzenden Hausgeräthe. Es ist bald nach dem Einnehmen des Frühstücks und, ganz wie vormals, gerade die Zeit, wo die Ankunft der Post erwartet wird. Wohl waren sie hierauf keineswegs besonders begierig, denn die beiden glücklichen Leute waren gegen die Außenwelt ziemlich gleichgültig und kümmerten sich wenig um Neuigkeiten. Ihre Liebe, noch in der vollen Blüthe süßer, von einer erst kürzlich geschlossenen Ehe geweihter zärtlicher Empfindungen, war ihnen ihre ganze Welt. Welch besonderes Interesse hätten sie daher an der Ankunft der Post nehmen sollen.

Allein der Post ist es vollkommen einerlei, ob sie ersehnt oder mit Gleichgültigkeit aufgenommen wird.

Sie übermacht ihre Botschaften dem Ernsten wie dem Fröhlichen, sie bringt dem kummerbeladenen Herzen Freude und versetzt das noch wenige Augenblicke vor ihrem Eintreffen von Wonne und Freude erfüllte Gemüth in trübe Angst und schwere Sorgen.

Die in der großen Halle von Willkommenberg sich Befindenden waren sicher von den seligsten Gefühlen erfüllt, das kündeten ihre träumerischen Augen, die sich gegenseitig mit den traulichsten Blicken inniger Liebe ansahen und so tief in einander versenkt waren, daß sie die dunkle kleine Gnomengestalt nicht beachteten, die sich in der Allee näherte und die der wohlbekannte Postbube auf dem zottigen Klepper war, der noch immer als Bote nach der Montegobay benutzte Quashie.

Obwohl Briefe von den beiden Glücklichen gewöhnlich nur sehr wenig beachtet wurden, so war dies heute doch anders. Der von Quashie überlieferte Briefbeutel enthielt einen ganz besonderen Brief, dessen Absendungsort zur alsbaldigen Oeffnung trieb. Der Brief war nämlich ein Afrikanischer und mit dem Namen eines der Mündung des Gambia naheliegenden Hafens gestempelt. Die Adresse des Briefes lautete: „Herbert Vaughan, Gutsbesitzer zu Willkommenberg, Jamaica.

Der junge Pflanzer öffnete den Brief und durchflog ihn rasch.

„Von Deinem Bruder Cubina!“ sagte er, obwohl er wußte, daß er hierdurch nichts Neues mittheilte. „Er schreibt, um uns anzukünden, daß er wieder nach Jamaica zurückkehren will.“

„O, darüber bin ich sehr erfreut. Ich wußte wohl, er könne nicht zufrieden unter einem solchen wilden Volke

leben, obschon er da zum Fürsten erhoben worden ist. Allein Yola —"

„Sie kommt mit ihm, natürlich. Er wird sie nicht zurücklassen können. Sie sehnt sich nach ihrer Inselheimath und das bewundere ich auch gar nicht, theuerstes Käthchen! Auf der Erde giebt es immer eine vor allen anderen Plätzen geheiligte Stelle, das ist die Stelle, wo das Herz ein anderes Herz im offenen Geständnisse gegenseitiger Liebe angetroffen. Kein Wunder daher, daß sich das afrikanische Mädchen dahin zurückzukehren sehnt. Die menschliche Natur ist überall ganz dieselbe. Für mich ist diese Insel ein Elysium auf der Erde!"

„Ah, und für mich auch!"

Bei diesem gegenseitigen Geständnisse naheten der junge Gatte und seine Frau sich unwillkürlich einander und küßten sich so inbrünstig, als wären sie noch gar nicht mit einander verheirathet. Nach dieser zärtlichen Umarmung fuhr Herbert mit Lesung des Briefes fort.

„O!" rief er aus, als er etwas mehr von dem Briefe gelesen, „Dein Bruder will wissen, ob er wohl mein Pächter werden oder auch das Stück Land kaufen kann, das neben dem Jumbéfelsen liegt. Der alte König hat ihm ein Capital mit auf die Reise gegeben und nun will er Kaffeepflanzer werden."

„Ich freue mich sehr, daß er solche Absichten hat. Da will er sich niederlassen und nahe bei uns sein."

„Er darf das Land nicht kaufen. Wir müssen es ihm schenken, da wir ja ohnedies genug haben. Was sagst Du dazu, Käthchen? Du hast es zu vergeben, nicht ich."

„Ach!“ erwiderte die junge Frau mit muthwilligem Vorwurfe, „quäle mich doch nicht mit solchen Dingen. Du weißt sehr gut, daß ich es Dir gegeben haben würde, wenn ich mich als die rechtmäßige Eignerin hätte betrachten können und daß —“

„Halt, halt, theuerstes Wesen! Quäle mich auch nicht mit solchen Bemerkungen! Du warst die rechtmäßige Eigenthümerin, hättest es wenigstens sein sollen und selbst wenn wir nicht gemeinschaftliche Eigenthümer geworden wären, ich hätte nie daran denken können, Dich aus dem Besitze zu vertreiben. Aber nun sage nur, soll Cubina das Land haben?“

Eine Wiederholung jener früheren sanften Umarmung besiegelte die beiderseitige Einwilligung zu dem Vorschlage Cubinas.

Herbert begann nun wieder den Brief weiter zu lesen.

„Guter Gott!“ rief er, als er ihn zu Ende gelesen, „was für eine merkwürdige Geschichte! Der Sclavenschiffer, der Yolas Bruder nach Jamaica gebracht, ist wieder an der Küste da gewesen. Was für eine schreckliche Vergeltung!“

„Was denn lieber Herbert?“

„Denke Dir nur, sie haben ihn gefressen!“

„O du himmlischer Vater!“

„So fürchterlich es auch sein mag, es ist doch wahr. Sonst würde Cubina es sicher nicht geschrieben haben. Höre nur, was er sagt:

„Jowler — das war der Name des Sclavenschiffers — kam zu dem alten Futatoro, um von ihm eine neue Ladung Sclaven zu erhalten. Der Fürst, der bereits

von des Schiffers Verrath gegen den Prinzen Cingües wußte, befahl sofort seine Gefangennahme und ließ ihn ohne irgend eine Untersuchung oder irgend eine andere Formalität auf der Stelle in Stücke zerschneiden. Dann ward er gekocht und bei dem großen Nationalfeste gegessen, das zur Feier meiner Hochzeit mit der Prinzessin Yola gegeben wurde. Carambo! es war ein peinigender Anblick und man hätte wirklich Mitgefühl für den armen Unglücklichen haben können, wäre er nur etwas Anderes als ein Menschenfleischhändler gewesen; allein da dies der Fall, so konnte ich zusehen, ohne große Lust zu empfinden, mich für ihn zu verwenden. Uebrigens war mein Fellatah-Schwiegervater in der That so erzürnt und wüthend über ihn, daß ich den Elenden nicht von einem Schicksale hätte retten können, das er nach allen Unthaten eigentlich ganz wohl verdient hatte, und dem ihn überwiesen zu sehen die sämmtlichen von ihm über's atlantische Meer geführten armen Opfer unbezweifelt sehr vergnügt gewesen wären."

„Es ist nur gut," sagte Käthchen darauf, „daß Cubina sich entschlossen hat, ein Land zu verlassen, wo, wie ich fürchte, solche Auftritte ganz gewöhnlich sind. Ich werde sehr glücklich sein, sie Beide wieder hier auf unsrer schönen Insel zu sehen. Und Du, Herbert, des bin ich gewiß, wirst Dich auch auf ihre Rückkehr freuen."

„Ganz gewiß werde ich das. O Käthchen! ist es Dir wohl je eingefallen, wie sehr wir den Beiden eigentlich verpflichtet sind?"

„Oft, Herbert, oft. Und glaubte ich nicht fest an eine Vorherbestimmung, ich möchte fast annehmen, daß sie allein —"

„O Unsinn, Käthchen!“ erwiederte der junge Ehemann scherzend. „Nur nichts von Deinem Kreolenaberglauben. Es giebt gar keine Vorherbestimmung. Die war es gewiß nicht, die mein Herz zu dem Glauben trieb, daß Du das lieblichste Geschöpf auf der Welt, sondern weil es wirklich so ist. Sei nicht undankbar gegen Cubina und Yola und gestehe es offen ein, Geliebte, daß Du ohne sie wahrscheinlich Frau Smythje geworden wärest und daß ich — ich —“

„O Herbert! sprich nicht von der Vergangenheit. Laß die in Vergessenheit begraben sein, da unsere Gegenwart jetzt so ganz nach Wunsch ist!“

„Ganz recht, Theuerste! aber laß uns deswegen nicht die Dankbarkeit aus den Augen setzen, die wir Cubina und seiner treuherzigen Geliebten schulden. Um ihnen dies thatsächlich zu beweisen, schlage ich noch etwas mehr vor, als ihnen blos dies Stückchen Land zu schenken. Laß uns ein hübsches Haus darauf bauen, so daß sie bei ihrer Ankunft gleich ein eigenes Dach haben, unter dem sie wohnen können.“

„O, das würde ihnen gewiß eine höchst angenehme Ueberraschung bereiten!“

„Dann laß uns dies bald ausführen. Was für ein lieblicher Morgen! Meinst Du nicht auch so, liebes Käthchen!“

Wie Herbert diese letzte Frage that, sah er durch die offenen Jalousien. Der Morgen war gerade nicht vorzugsweise schön, wenigstens nicht für Jamaica, allein Käthchen sah mit Herberts Augen und in diesem Augenblicke erschien die ganze Welt beiden in ihrer Liebe glücklichen Leuten rosenfarbig.

„In der That, ein sehr schöner Morgen!“ antwortete die junge Frau und blickte forschend auf ihren Gatten.

„Was sagst Du denn zu einem kleinen Ausfluge zu Fuß?“

Mir würde ein solcher ganz recht sein. Wo wolltest Du denn hingehen?“

„Das mußt Du rathen!“

„Nein, Du mußt es mir sagen.“

Du vergißt ganz Käthchen! Nach Kreolengebrauch dauern unsere Flitterwochen zwölf Monate. Bis diese beendigt, bist Du der Herr, liebes Weibchen! Deshalb frage ich Dich, wo möchtest Du am liebsten hingehen?“

„Ich weiß wirklich nicht, Herbert. Wohin Du willst. In Deiner Gesellschaft ist es mir ganz einerlei. Du mußt entscheiden.“

„Nun denn, Theuerste, da Du es mir durchaus überlassen willst, so entscheide ich mich für den Jumbéfelsen. Von da oben kann man das Stück Land übersehen, das wir unserm Bruder Cubina verleihen wollen. Da können wir auch gleich den Platz für sein Haus aussuchen. Ist Dir das so recht?“

O liebster Herbert!“ erwiederte die junge Frau, schlang ihren Arm um ihren Gatten und blickte ihm zärtlich in die Augen, „das ist ja gerade der Ort, wo ich hinzugehen wünschte.“

„Warum das? Sag es mir, Käthchen!“

„Geh, Herbert! Weshalb soll ich es Dir noch einmal sagen? Du weißt ganz wohl, daß ich es Dir schon früher gesagt.“

„O sag es noch einmal, ich höre Dich so gern von jener schönsten Stunde meines Lebens reden.“

„Stunde, Herbert? Kaum eine Minute war es ja nur und doch eine Minute, die mein ganzes übriges Leben aufwiegt! Eine Minute, in der ich erfuhr, die Sprache Deiner Augen sei viel aufrichtiger und wahrer, als die Deines Mundes! O hätte ich das nicht tief empfunden und hätte ich daran nicht beständig fest geglaubt, ich hätte verzweifeln müssen! Die Erinnerung an jenen holden, mir ewig unvergeßlichen Blick tröstete mich und hielt mich stets aufrecht. Er ließ mich trotz allen Mißgeschicks immer wieder hoffen!“

„Und mich auch Käthchen. Die Erinnerung daran ist mir gewiß eben so theuer, wie sie Dir sein kann. Laß uns darum den von unserer Liebe geweihten Platz aufsuchen.“

* * *

Eine Stunde später standen Beide mit einander auf dem Jumbéfelsen, auf der ihren Herzen über Alles theuren Stelle.

Herbert schien seine früher geäußerte Absicht ganz vergessen zu haben. Nicht ein Wort ward jetzt von ihm über Cubina oder über die Lage seines künftigen Hauses geäußert, nicht ein Wort über das glückliche Thal oder die durch dessen Anblick geweckten unfreundlichen Erinnerungen. Die ganze Vergangenheit schien für jetzt vergessen, ausgenommen jener beiden Liebenden unvergeßliche süße Augenblick, in dessen ungetrübtem Andenken ihre Seelen wie ihre Gespräche sich vereinten.

„Und Du liebtest mich damals wirklich?“ fragte er, lediglich um den Genuß zu haben, die Bejahung dieser sonst gewiß überflüssigen Frage zu hören. „Du liebtest mich damals?“

„O Herbert, wie hätte ich Dich nicht lieben sollen? Waren doch Deine Augen damals so schön!“

„Nun, sind sie es jetzt nicht mehr?“

„Wie grausam doch eine solche Frage ist! Gewiß sind sie jetzt noch viel schöner! Damals sah ich in sie nur in der Vorempfindung künftigen Glückes, jetzt aber seh' ich in sie im vollen Bewußtsein des wirklichen Besitzes. Jener Augenblick damals versprach Wonne und Glück, die Gegenwart aber ist ganz Glückseligkeit!“

Diese Bezeichnung war durchaus angemessen, nicht im Geringsten zu viel sagend, um die wonnigen von Herbert Vaughan und seiner holden Frau in süßer Gegenseitigkeit empfundenen zärtlichen Gefühle passend auszudrücken. Wie sie sich jetzt glühend umarmten und ihre ganz von Liebe und Treue erfüllten Herzen zärtlich aneinander schlugen, stand bei Beiden die Ueberzeugung fest, daß es selbst auf dieser trüben Welt noch Glückseligkeit giebt.

Druck von Gebrüder Katz in Dessau.